BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

RETURN TO: CIRCULATION DEPARTMENT
198 Main Stacks

LOAN PERIOD Home Use	1	2	3
	4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW.

DEC 0 5 20		

FORM NO. DD6
50M 6-00

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
Berkeley, California 94720–6000

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski
herausgegeben von Moeller van den Bruck

*

*

Erste Abteilung: Zweiter Band

F. M. Dostojewski

Rodion Raskolnikoff

(Schuld und Sühne)

Roman

Zweiter Band

München
R. Piper & Co. Verlag
1922

XB
S
5711

Copyright 1922 by R. Piper & Co.
Verlag in München

PG 3327
G5
P7
1922
V.2

Vierter Teil

Digitized by Google

I.

Ist das etwa die Fortsetzung des Traumes?« dachte Raskolnikoff noch einmal.

Er betrachtete vorsichtig und mißtrauisch den unerwarteten Besucher.

»Ssswidrigailoff? Welch ein Unsinn! Es kann nicht sein!« sagte er schließlich laut und zweifelnd.

Der Besucher schien über diesen Ausruf gar nicht erstaunt zu sein.

»Ich bin zu Ihnen aus zwei Gründen gekommen, – erstens wollte ich Sie persönlich kennenlernen, da ich längst über Sie sehr Interessantes und Vorteilhaftes gehört habe; zweitens aber bilde ich mir ein, daß Sie sich vielleicht nicht weigern werden, mir bei einem Vorhaben zu helfen, das besonders die Interessen Ihrer Schwester Awdotja Romanowna betrifft. Mich allein, ohne Empfehlung, wird sie vielleicht jetzt nicht mal ins Haus lassen infolge eines Vorurteiles; mit Ihrer Hilfe rechne ich darauf.«

»So rechnen Sie schlecht«, unterbrach ihn Raskolnikoff.

»Ihre Angehörigen sind doch erst gestern angekommen, erlauben Sie mir die Frage?«

Raskolnikoff antwortete nicht.

»Ja, gestern, ich weiß es. Ich bin selbst erst seit vorgestern hier. Doch, was soll ich Ihnen weiter sagen, Rodion Romanowitsch; ich halte es für überflüssig, mich zu recht-

fertigen, nur eins laſſen Sie mich bemerken, – habe ich denn tatſächlich etwas verbrochen, wenn man alles ohne Vorurteile, mit ruhiger Vernunft betrachtet?«

Raskolnikoff betrachtete ihn immer noch ſchweigend.

»Der Umſtand, daß ich in meinem Hauſe ein wehrloſes, junges Mädchen verfolgt und ‚ſie mit meinen abſcheulichen Anerbieten beleidigt habe‘, ſoll ein Verbrechen ſein? Ich komme Ihnen zuvor. – Denken Sie doch daran, daß ich auch nur ein Menſch bin, et nihil humanum ... mit einem Worte, daß ich auch fähig bin, Reize zu empfinden und zu lieben, – was ſicher nicht mit unſerem Wollen geſchieht, ſondern in unſerer Natur liegt, und damit läßt ſich alles auf die allernatürlichſte Weiſe erklären. Die Frage iſt nur die, bin ich ein Scheuſal oder ſelbſt ein Opfer? Nun, und wenn ich das Opfer bin? Und ſehen Sie, indem ich dem Gegenſtande meiner Liebe anbot, mit mir nach Amerika oder in die Schweiz zu fliehen, empfand ich dabei die allerehrerbietigſten Gefühle und glaubte uns zum gegenſeitigen Glück zu verhelfen! ... Der Verſtand dient doch der Leidenſchaft, und ich richtete mich ſelbſt dabei zugrunde, das müſſen Sie doch auch in Betracht ziehen! ...«

»Darum handelt es ſich gar nicht«, unterbrach ihn Raskolnikoff voll Widerwillen. »Sie ſind mir einfach widerlich, ob Sie ſchuldig ſind oder nicht, und man will mit Ihnen nichts zu tun haben, man jagt Sie fort und ſo gehen Sie doch Ihrer Wege! ...«

Sſwidrigailoff lachte laut auf.

»Aber Sie ſind ... man kann Sie nicht verwirren!« ſagte er und lachte offen heraus, »ich dachte es ſchlau angefangen zu haben, aber es gelang nicht, Sie ſtellten ſich gleich auf den richtigſten Standpunkt.«

»Ja, und Sie wollen auch in dieſem Augenblicke ſchlau ſein.«

»Was wäre dabei? Nun, was wäre dabei?« wiederholte Sſwidrigailoff und lachte weiter. »Es iſt doch bonne guerre, wie man es nennt und eine höchſt erlaubte Schlauheit! ... Aber Sie haben mich unterbrochen; ich wiederhole noch einmal, ob es ſo oder anders gekommen wäre, es wären keine Unannehmlichkeiten vorgefallen, wenn nicht noch der Auftritt im Garten hinzugekommen wäre. Marfa Petrowna..«

»Marfa Petrowna, ſagt man, haben Sie auch ins Grab gebracht?« unterbrach ihn ſchroff Raskolnikoff.

»Sie haben auch davon gehört? Wie ſollten Sie es übrigens nicht zu hören bekommen ... Hier weiß ich wirklich nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll, obwohl mein eigenes Gewiſſen in dieſer Beziehung im höchſten Maße ruhig iſt. Glauben Sie ja nicht, daß ich irgend etwas dabei fürchte; dies alles iſt in völliger Ordnung und mit Genauigkeit geprüft worden, – die ärztliche Unterſuchung hat einen Herzſchlag nachgewieſen, der infolge ſofortigen Badens nach einem reichlichen Mittageſſen erfolgt iſt, wobei faſt eine ganze Flaſche Wein geleert wurde, und anderes konnte nicht feſtgeſtellt werden ... Nein, ſehen Sie, ich habe eine Zeitlang, beſonders im Eiſenbahnwagen auf dem Wege hierher nachgedacht, ob ich zu dieſem ... Unglück irgendwie, moraliſch, durch Reizung oder etwas ähnliches, nicht beigetragen habe? Ich bin zu dem Reſultate gekommen, daß dies poſitiv nicht der Fall ſein konnte.«

Raskolnikoff lachte.

»Warum fällt es Ihnen denn noch ein, ſich ſo zu beunruhigen?«

»Worüber lachen Sie denn? Denken Sie doch nach, – ich

habe ſie nur zweimal mit der Reitgerte geſchlagen, ohne daß Spuren zu ſehen waren ... Halten Sie mich, bitte, nicht für frivol; ich weiß ſehr wohl, daß das ſchändlich von mir war ... und ſo weiter; aber ich weiß auch ſicher, daß Marfa Petrowna vielleicht froh war über meinen, ſagen wir, Mangel an Beherrſchung. Die Geſchichte mit Ihrer Schweſter war bis zum letzten Tropfen erſchöpft. Marfa Petrowna ſah ſich gezwungen, den dritten Tag ſchon zu Hauſe zu ſitzen; ſie hatte nichts, womit ſie ſich im Städtchen zeigen konnte, und außerdem war ſie allen mit dieſem Briefe – über das Vorleſen dieſes Briefes haben Sie doch gehört, – läſtig geworden. Da kamen ihr dieſe zwei Schläge mit der Reitgerte wie vom Himmel geſchickt, – ihr erſtes war, ſofort den Wagen vorfahren zu laſſen! ... Ich ſpreche nicht mal davon, daß es bei Frauen Fälle gibt, wo es ihnen ſehr, ſehr angenehm iſt, beleidigt worden zu ſein, trotz der zur Schau getragenen Entrüſtung! Dieſe Fälle kommen bei allen vor. – Der Menſch liebt es im allgemeinen ſehr, beleidigt zu ſein; haben Sie das noch nicht bemerkt? Bei Frauen aber iſt dies beſonders der Fall. Man kann ſo weit gehen und ſagen, daß ſie ſich damit gern die Zeit vertreiben.«

Einen Augenblick dachte Raskolnikoff aufzuſtehen und wegzugehen, um dadurch dieſem Beſuche ein Ende zu machen. Eine gewiſſe Neugier aber und vielleicht Berechnung hielten ihn für eine Weile zurück.

»Sie prügeln wohl gerne?« fragte er ihn zerſtreut.

»Nein, nicht beſonders«, antwortete Sſwidrigailoff ruhig. »Und mit Marfa Petrowna habe ich mich faſt nie geprügelt. Wir lebten in großer Eintracht und ſie war ſtets mit mir zufrieden. Die Gerte habe ich in den ſieben Jahren nur zweimal gebraucht, wenn man ein drittes Mal, das übrigens ſehr

zweifelhaft ist, nicht mitzählt; das erste Mal war es zwei Monate nach unserer Heirat, gleich nach der Ankunft auf dem Gut, und nun der jetzige, letzte Fall. Sie dachten schon, ich sei so ein Scheusal, Rückschrittler und Anhänger der Leibeigenschaft? He–he–he ... Ja, nebenbei gesagt, – erinnern Sie sich nicht, Rodion Romanowitsch, wie vor einigen Jahren, noch zu Zeiten der wohltätigen Pressefreiheit, man einen Edelmann – ich habe seinen Namen vergessen, – der eine Deutsche im Eisenbahnwagen verprügelte, öffentlich an den Pranger stellte, erinnern Sie sich noch? Es war im selben Jahre, glaube ich, als die ‚Egyptischen Nächte' öffentlich vorgetragen wurden und ein Skandal passierte, erinnern Sie sich jetzt? ‚Schwarze Augen! Oh, wo bist du, goldene Zeit unserer Jugend! ...' So, und hier haben Sie meine Meinung, – für den Herrn, der die Deutsche verprügelte, habe ich keine Sympathie, denn warum soll man in der Tat ... mit dem sympathisieren! Hierbei kann ich nicht umhin zu bemerken, daß zuweilen sich solche anregende ‚Deutsche' finden, und daß es keinen einzigen Fortschrittler, wie es mir scheint, gibt, der für sich vollkommen garantieren könnte. Von diesem Standpunkte hatte damals niemand die Sache betrachtet, indessen aber ist er der eigentlich humane Standpunkt wahrhaftig, so ist es!«

Nachdem er das gesagt hatte, lachte Sswidrigailoff von neuem. Raskolnikoff war es klar, daß dieser Mensch, der sich etwas fest vorgenommen hatte, darauf bestimmt losteuerte.

»Sie haben jedenfalls einige Tage nacheinander mit niemandem gesprochen?« fragte er ihn.

»Das könnte stimmen. Warum? Sie wundern sich wohl, daß ich so gesprächig bin.«

»Nein, ich wundere mich, daß Sie so vernünftig reden.«

»Weil ich mich durch die Grobheit Ihrer Zwiſchenfragen nicht gekränkt fühlte? Iſt es ſo? Ja ... warum ſollte ich gekränkt ſein? Wie man mich fragte, ſo antwortete ich auch«, fügte er mit wunderbarer Gutmütigkeit hinzu. »Ich intereſſiere mich faſt für nichts, bei Gott«, fuhr er fort, wie ſinnend. »Ich bin beſonders jetzt mit nichts beſchäftigt ... Übrigens iſt es begreiflich, wenn Sie denken, ich wollte mich bei Ihnen einſchmeicheln und um ſo mehr, weil ich ein Anliegen, wie ich ſelbſt erklärte, an Ihre Schweſter habe. Aber ich will Ihnen offen ſagen, – mir iſt es langweilig, beſonders ſeit dieſen drei Tagen, ſo daß ich mich auf Ihre Geſellſchaft freute ... Seien Sie mir aber nicht böſe, Rodion Romanowitſch, Sie kommen mir aber ſelbſt ſehr merkwürdig vor. Faſſen Sie es auf wie Sie wollen, aber es iſt etwas an Ihnen und gerade jetzt, nicht nur in dieſem Augenblicke, ſondern überhaupt jetzt ... Nun, nun, ich will nicht mehr davon reden, verziehen Sie nur nicht gleich die Stirn! Ich bin doch nicht ſolch ein Bär, wie Sie glauben.«

Raskolnikoff blickte ihn finſter an.

»Sie ſind vielleicht gar kein Bär«, ſagte er. »Mir ſcheint es ſogar, Sie gehören zur guten Geſellſchaft oder Sie verſtehn wenigſtens bei Gelegenheit auch ein anſtändiger Mann zu ſein.«

»Ich intereſſiere mich auch nicht beſonders für irgend weſſen Meinung über mich,« antwortete Sſwidrigailoff trocken, mit einem Anfluge von Hochmut, »und warum ſoll man nicht fade ſein, wenn dieſe Art unſerem Lande ſo geläufig iſt und ... und wenn man noch eine natürliche Neigung dazu hat«, fügte er hinzu und lachte wieder.

»Ich habe gehört, daß Sie hier viele Bekannte haben. Sie ſind doch nicht ohne das, was man ‚Verbindungen‘

nennt. Wozu haben Sie mich denn nötig, wenn nicht zu einem beſtimmten Zwecke?«

»Ganz richtig, ich habe Bekannte hier,« fuhr Sſwidrigailoff fort, ohne die Hauptfrage zu beantworten, »ich habe auch einige getroffen; ich wandre ſchon den dritten Tag herum, erkenne manche ſelbſt wieder und mich ſcheint man auch wiederzuerkennen. Ich bin anſtändig angezogen und werde für keinen armen Menſchen gehalten; uns hat die Aufhebung der Leibeigenſchaft nicht berührt, – uns ſind Wälder und Wieſen geblieben, das Einkommen iſt demnach nicht vermindert worden. Aber ... ich will meine Beziehungen nicht pflegen, auch früher waren ſie mir langweilig. Ich gehe nun den dritten Tag herum und gebe mich nicht zu erkennen ... Dazu kommt noch dieſe Stadt! Sagen Sie mir bitte, wie iſt ſie entſtanden! Eine Stadt von Beamten und allerhand Seminariſten! Ich habe wirklich früher vieles nicht bemerkt, als ich vor acht Jahren mich hier herumtrieb ... Ich ſetzte alle meine Hoffnungen nur noch ganz allein auf die Anatomie, bei Gott!«

»Was für eine Anatomie?«

»Nun, ich hoffe auf alle dieſe Klubs und franzöſiſchen Reſtaurants und vielleicht noch auf den Fortſchritt, – nun, der möge nach unſerem Tode kommen«, fuhr er fort, ohne wieder die Frage zu beachten. »Und was iſt das für ein Vergnügen, Falſchſpieler zu ſein?«

»Waren Sie denn auch Falſchſpieler?«

»Warum denn auch nicht? Wir waren eine ganze Geſellſchaft vor acht Jahren und eine höchſt anſtändige; wir vertrieben uns die Zeit, und wiſſen Sie, es waren alles Menſchen mit guten Umgangsformen, es waren Dichter und reiche Leute darunter. Ja, und überhaupt bei uns in der ruſſiſchen

Geſellſchaft trifft man bei denen, die ſchon Prügel bekommen haben, die allerbeſten Umgangsformen, – haben Sie es noch nicht gemerkt? Ich bin auf dem Lande ein wenig heruntergekommen. Und trotzdem wollte mich damals ein Griechenkerl aus Njeſchin wegen Schulden ins Gefängnis einſperren laſſen. Da tauchte Marfa Petrowna auf, handelte ein wenig und löſte mich für dreißigtauſend Silberlinge aus – im ganzen ſchuldete ich ſiebzigtauſend. Wir traten in den geſetzlichen Eheſtand und ſie brachte mich ſofort auf ihr Gut, als habe ſie einen Schatz gehoben. Sie war um fünf Jahre älter als ich. Liebte mich ſehr. Sieben Jahre habe ich dort gelebt. Und ſtellen Sie ſich vor, ſie hatte ihr ganzes Leben das Dokument in Händen, es war auf einen fremden Namen über dieſe dreißigtauſend von mir ausgeſtellt, ſo daß, wenn ich beabſichtigte, mich gegen ſie zu empören, – ich ſofort ins Loch gekommen wäre. Und ſie hätte es getan! Bei Frauen iſt alles möglich.«

»Und wäre das Dokument nicht vorhanden geweſen, ſo wären Sie auch ſicherlich ſchon lange ausgekniffen?«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen da ſagen ſoll. Dieſes Dokument genierte mich faſt gar nicht. Ich hatte keine Luſt, irgendwohin zu reiſen, und Marfa Petrowna riet mir ſelbſt ein paarmal eine Auslandsreiſe, als ſie merkte, daß ich mich langweile. Wozu aber? Im Auslande war ich vorher geweſen und da war es mir immer langweilig. Eigentlich langweilte ich mich nicht, aber ſehen Sie, man ſieht die Sonne untergehen, ringsum iſt das Meer – die Bucht von Neapel, und es wird einem traurig zumute. Am unangenehmſten iſt es, daß man tatſächlich Sehnſucht nach Hauſe bekommt. Nein, in der Heimat iſt es beſſer, – hier ſchiebt man die Schuld immer den andern zu und nimmt ſich ſelbſt in Schutz.

Ich würde mich vielleicht jetzt gegebenenfalls an einer Expedition nach dem Nordpol beteiligen, denn – j'ai le vin mauvais, es widert mich an, zu trinken, und außer dem Wein bleibt mir nichts übrig. Man sagt, daß Berg am Sonntag im Jussipoffschen Garten in einem großen Ballon aufsteigen will und Mitreisende gegen eine bestimmte Bezahlung auffordert, ist das wahr?«

»Was, Sie wollen wohl mitfliegen?«

»Ich? Nein ... so ...« murmelte Sswidrigailoff und wurde wirklich nachdenklich.

»Was ist mit dem nur los?« dachte Raskolnikoff.

»Nein, das Dokument genierte mich nicht«, fuhr Sswidrigailoff sinnend fort. »Ich verließ freiwillig nicht das Gut. Ja und es wird bald ein Jahr, seit Marfa Petrowna mir zu meinem Namenstage dieses Dokument zurückgab und außerdem mir noch eine nennenswerte Summe schenkte. Sie hatte ein schönes Vermögen. ‚Sehen Sie, wie ich Ihnen vertraue, Arkadi Iwanowitsch', wahrhaftig, so sagte sie. Sie glauben nicht, daß sie so gesagt hat? Wissen Sie, ich bin auf dem Lande ein anständiger Hauswirt geworden; man kennt mich im ganzen Umkreise. Ich ließ mir auch Bücher kommen. Marfa Petrowna fand es zuerst gut, später aber fürchtete sie immer, ich könnte mich durch zu vieles Lesen überanstrengen.«

»Sie vermissen Marfa Petrowna, wie es scheint, sehr?«

»Ich? Vielleicht. Wahrhaftig, vielleicht. Ja, nebenbei gesagt, glauben Sie an Gespenster?«

»Was für Gespenster?«

»An gewöhnliche Gespenster!«

»Sie glauben daran?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht, pour vous plaire ... Das heißt eigentlich, glaube ich ...«

»Erſcheinen bei Ihnen etwa?«

Sſwidrigailoff blickte ihn ſonderbar an.

»Marfa Petrowna geruht mich zu beſuchen«, ſagte er und verzog ſeinen Mund zu einem merkwürdigen Lächeln.

»Was heißt es, ſie geruht Sie zu beſuchen?«

»Ja, ſie iſt ſchon dreimal dageweſen. Zum erſtenmal ſah ich ſie am Tage der Beerdigung, eine Stunde nach ihrem Begräbnis. Das war am Tage vor meiner Abreiſe. Das zweitemal war es vorgeſtern auf der Reiſe, am frühen Morgen auf der Station Malaja Wiſchera, und zum dritten Male heute, vor zwei Stunden, in der Wohnung, wo ich abgeſtiegen bin; ich war allein.«

»Sehen Sie ſie im wachen Zuſtande?«

»Vollkommen. Alle dreimal im wachen Zuſtande. Sie tritt herein, ſpricht einen Augenblick und geht durch die Tür hinaus, ſtets durch die Türe. Man kann es ſogar hören.«

»Ich habe es mir gleich gedacht, daß mit Ihnen unbedingt irgend etwas dieſer Art vorgehen muß!« ſagte plötzlich Raskolnikoff und ſtaunte im ſelben Augenblicke, daß er das geſagt hatte. Er war in großer Aufregung.

»So, ſo? Sie haben es ſich gedacht?« fragte Sſwidrigailoff verwundert. »Iſt es möglich? Sagte ich nicht, daß es zwiſchen uns einen gemeinſamen Punkt geben muß.«

»Das haben Sie nie geſagt!« antwortete ſcharf und außer ſich Raskolnikoff.

»Habe ich es nicht geſagt?«

»Nein!«

»Mir war, als hätte ich es geſagt. Als ich vorhin eintrat und ſah, daß Sie mit geſchloſſenen Augen liegen und ſich bloß ſchlafend ſtellten, da ſagte ich mir, ‚er iſt derſelbe!'«

»Was heißt das – er iſt derſelbe? Was meinen Sie damit?« rief Raskolnikoff aus.

»Was ich meine? Wirklich, ich weiß es nicht ...« murmelte Sſwidrigailoff offenherzig und ſcheinbar ſelbſt verwirrt vor ſich hin. Sie ſchwiegen etwa eine Minute und blickten einander unabläſſig an.

»Das iſt alles Unſinn!« rief Raskolnikoff ärgerlich. »Was ſagt ſie Ihnen denn, wenn ſie erſcheint?«

»Sie? Stellen Sie ſich vor, ſie ſpricht über die geringſten Kleinigkeiten und mögen Sie ſich über mich wundern oder nicht, – gerade das ärgert mich. Das erſtemal, als ſie erſchien, – wiſſen Sie, ich war müde nach der Totenmeſſe und dem Begräbnis und dem Eſſen und war in meinem Schreibzimmer allein geblieben, hatte mir eine Zigarre angeſteckt und war in Gedanken verſunken, – da trat ſie alſo durch die Türe ein und ſagte: ‚Arkadi Iwanowitſch, Sie haben heute bei all dem Trubel vergeſſen, die Uhr im Speiſezimmer aufzuziehen.‘ Dieſe Uhr habe ich tatſächlich all die ſieben Jahre jede Woche ſelbſt aufgezogen, und wenn ich es vergeſſen hatte, erinnerte ſie mich ſtets daran. Am anderen Morgen war ich ſchon auf der Reiſe hierher. Ich komme am frühen Morgen auf einer Station an, hatte die Nacht nur wenig geſchlummert, fühlte mich zerſchlagen, die Augen waren müde, und als ich mir eine Taſſe Kaffee nahm, ſah ich plötzlich, wie ſich Marfa Petrowna neben mich mit einem Kartenſpiel in der Hand hinſetzte. ‚Soll ich Ihnen nicht die Karten legen, Arkadi Iwanowitſch?‘ fragte ſie mich. Sie war eine Meiſterin im Kartenlegen. Nein, ich werde es mir nie verzeihen, daß ich mir die Karten nicht legen ließ. Ich lief im Schrekken fort, es war auch höchſte Zeit, denn es wurde zum Abfahren geläutet. Heute ſitze ich nun nach einem ſehr ſchlechten

Eſſen aus einer Stadtküche mit ſchwerem Magen da und rauche, – da erſcheint wieder Marfa Petrowna ſehr geputzt, in einem neuen grünen Seidenkleide mit einer ſehr langen Schleppe. ‚Guten Tag, Arkadi Iwanowitſch!‘ ſagte ſie. ‚Wie gefällt Ihnen mein Kleid? Anisja kann es nicht ſo gut machen.‘ Anisja, wiſſen Sie, iſt unſere Schneiderin auf dem Lande, eine frühere Leibeigene, hat ihr Handwerk in Moskau erlernt, – ein hübſches Mädel. Alſo, Marfa Petrowna ſteht vor mir und zeigt ſich von allen Seiten. Ich beſah mir das Kleid und blickte ihr dann aufmerkſam ins Geſicht. ‚Was iſt es für ein Vergnügen, Marfa Petrowna, wegen ſolcher Kleinigkeiten zu mir zu kommen und mich zu beläſtigen.‘ – ‚Ach, mein Gott, man darf Sie auch nicht mal fragen!‘ Und ich ſagte ihr, um ſie zu necken: ‚Ich will mich verheiraten, Marfa Petrowna.‘ – ‚Das kann man von Ihnen erwarten, Arkadi Iwanowitſch; Sie legen damit nicht viel Ehre ein, da Sie kaum Ihre Frau beerdigt haben und ſchon heiraten wollen. Und wenn Sie noch gut gewählt hätten, ſo aber – ich weiß es – werden weder Sie ſelbſt, noch Ihre Auserwählte es gut haben.‘ Darauf ging ſie hinaus mit rauſchender Schleppe. Iſt das nicht alles Unſinn?«

»Ich glaube, das ſind alles ausgedachte Lügen?« erwiderte Raskolnikoff.

»Ich lüge ſelten«, antwortete Sſwidrigailoff ſinnend und als hätte er die Grobheit der Frage gar nicht gemerkt.

»Haben Sie nie vorher Geſpenſter geſehen?«

»Nein, ich habe wohl ein einziges Mal im Leben vor ſechs Jahren ein Geſpenſt geſehen. Ich hatte einen Diener Filka; gerade, als man ihn beerdigt hatte, rief ich in der Zerſtreutheit: ‚Filka, die Pfeife!‘ und er kam herein und ging zu dem Pfeifenſtänder. Ich ſaß und dachte, ‚er wird ſich wohl rächen

wollen', denn vor ſeinem Tode hatten wir uns ordentlich gezankt. ‚Wie, wagſt du', ſagte ich zu ihm, ‚zu mir mit einem zerriſſenen Ellenbogen zu kommen, – hinaus, Hallunke!' Er wandte ſich um, ging hinaus und erſchien nie mehr. Ich habe es Marfa Petrowna nicht erzählt. Ich wollte für ihn eine Totenmeſſe abhalten laſſen, aber genierte mich.«

»Gehen Sie zu einem Arzte!«

»Ich weiß auch ohne Sie, daß ich nicht geſund bin, obwohl ich wahrhaftig nicht weiß, wo es mir fehlt; meiner Anſicht nach bin ich ſicher fünfmal geſünder als Sie. Ich habe Sie jedoch nicht danach gefragt. Ich habe Sie vielmehr gefragt, glauben Sie, daß es Geſpenſter gibt?«

»Nein, ich kann um nichts in der Welt daran glauben!« rief Raskolnikoff wütend aus.

»Wie ſpricht man von ſolchem Falle gewöhnlich?« murmelte Sſwidrigailoff vor ſich hin, ſah dabei zur Seite und hatte ein wenig den Kopf geſenkt. »Die einen ſagen, – du biſt krank, und das, was ſich dir vorſtellt, iſt ein nicht exiſtierender Wahn. Das iſt aber doch unlogiſch. Ich gebe zu, daß Geſpenſter nur Kranken erſcheinen, aber das beweiſt doch bloß, daß die Geſpenſter niemand anderen als Kranken erſcheinen können, jedoch nicht, daß ſie an und für ſich nicht exiſtieren.«

»Gewiß, ſie exiſtieren auch nicht!« beſtand Raskolnikoff gereizt auf ſeiner Anſicht.

»Nicht? Sie meinen es?« fuhr Sſwidrigailoff langſam fort und blickte ihn an. »Nun, man kann es auch ſo betrachten, – Sie müſſen mir helfen, – Geſpenſter ſind ſozuſagen Teile und Stückchen aus anderen Welten, ihr Anfang. Ein geſunder Menſch braucht ſie ſelbſtverſtändlich nicht zu ſehn, denn ein Geſunder iſt der meiſt irdiſche Menſch und ſoll alſo der Ordnung und Vollſtändigkeit wegen nur das ge-

genwärtige Leben leben. Nun, wenn er aber erkrankt und wenn die normale irdiſche Ordnung im Organismus ein wenig ins Wanken geraten iſt, beginnt ſich ſofort die Möglichkeit einer anderen Welt zu zeigen, und je ſtärker er erkrankt, um ſo mehr gibt es für ihn Berührungspunkte mit dieſer Welt, bis er, wenn er ſchließlich ſtirbt, in die andere Welt übergeht. Ich habe darüber ſeit langem nachgedacht. Wenn Sie an ein zukünftiges Leben glauben, ſo können Sie auch an dieſen Gedanken glauben.«

»Ich glaube nicht an ein zukünftiges Leben«, ſagte Raskolnikoff.

Sſwidrigailoff ſaß nachdenklich da.

»Wenn es aber dort drüben nur Spinnen oder dergleichen gibt«, ſagte er raſch.

»Er iſt verrückt«, dachte Raskolnikoff.

»Uns erſcheint immer die Ewigkeit als eine Idee, die man nicht erfaſſen kann, als etwas ungeheuer Großes. Aber warum ſoll ſie denn unbedingt ungeheuer groß ſein? Und ſchließlich ſtellen Sie ſich vor, anſtatt deſſen wird dort ein kleines Zimmer ſein, ähnlich einer Badeſtube auf dem Lande; verräuchert, in allen Ecken Spinnen, und das wird die ganze Ewigkeit ſein. Wiſſen Sie, ich ſtelle ſie mir zuweilen in dieſer Art vor.«

»Und ſtellen Sie ſich tatſächlich nichts tröſtlicheres und gerechteres vor, als dieſes!« rief Raskolnikoff aufgeregt.

»Gerechteres? Woher wiſſen wir es, vielleicht iſt dies auch gerecht; und wiſſen Sie, ich würde es unbedingt ſo einrichten!« antwortete Sſwidrigailoff und lächelte unbeſtimmt.

Es überlief Raskolnikoff bei dieſer abſcheulichen Antwort kalt. Sſwidrigailoff erhob den Kopf, blickte ihn aufmerkſam an und lachte plötzlich laut auf.

»Nein, bedenken Sie bloß,« rief er aus, »vor einer halben Stunde hatten wir einander noch nicht gesehen, hielten uns für Feinde, hatten eine Angelegenheit auszutragen; wir ließen die Sache fallen und verwirren uns in diese Ideen! Nun, habe ich nicht die Wahrheit gesagt, daß wir von einem Stamme sind?«

»Tun Sie mir den Gefallen,« fuhr Raskolnikoff gereizt fort, »erklären Sie sich schneller und teilen Sie mir mit, warum Sie mir die Ehre erwiesen haben, mich zu besuchen ... und ... und ich habe Eile, habe keine Zeit, ich will fortgehen ...«

»Bitte, bitte. Ihre Schwester Awdotja Romanowna heiratet Herrn Peter Petrowitsch Luschin?«

»Können Sie nicht jede Frage über meine Schwester vermeiden und ihren Namen unerwähnt lassen? Ich begreife nicht, wie Sie es wagen, in meiner Gegenwart ihren Namen auszusprechen, wenn Sie tatsächlich Ssswidrigailoff sind.«

»Ich bin doch gekommen, um über sie zu sprechen, wie soll ich denn ihren Namen nicht erwähnen?«

»Gut. Reden Sie, aber schnell!«

»Ich bin überzeugt, daß Sie sich Ihre Meinung über diesen Herrn Luschin, einen Verwandten meiner Frau, schon gebildet haben, wenn Sie ihn nur eine halbe Stunde gesehen oder irgend etwas Sicheres und Genaues über ihn gehört haben. Er paßt nicht für Awdotja Romanowna. Meiner Ansicht nach bringt sich Awdotja Romanowna hier sehr großmütig und uneigennützig zum Opfer für ... für ihre Familie. Mir schien es, auf Grund all dessen, was ich über Sie gehört habe, daß Sie Ihrerseits sehr zufrieden sein würden, wenn diese Heirat ohne Verletzung der Interessen nicht zustandekommen würde. Jetzt aber, nachdem ich Sie

persönlich kennengelernt habe, bin ich davon sogar überzeugt.«

»Ihrerseits ist dies alles sehr naiv, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, frech«, erwiderte Raskolnikoff.

»Das heißt, Sie sagen damit, daß ich für meinen eigenen Nutzen sorge. Seien Sie ruhig, Rodion Romanowitsch, wenn ich meine eigenen Vorteile im Auge haben würde, so hätte ich mich nicht so offen ausgesprochen, ich bin doch nicht ganz dumm. In dieser Beziehung will ich Ihnen eine psychologische Merkwürdigkeit offenbaren. Vorhin sagte ich, als ich meine Liebe zu Awdotja Romanowna rechtfertigte, daß ich selbst ein Opfer dieser Liebe sei. Nun, mögen Sie wissen, daß ich jetzt gar keine Liebe mehr, absolut gar keine empfinde, so daß ich mich über mich selbst wundere, denn ich hatte doch tatsächlich so empfunden ...«

»Aus Müßiggang und Unsittlichkeit«, unterbrach ihn Raskolnikoff.

»Ich bin wirklich ein Nichtstuer und Wüstling. Aber, Ihre Schwester hat so viele Vorzüge, daß ich einem gewissen Eindrucke unterliegen mußte. Doch das ist alles Unsinn, wie ich es selbst jetzt auch einsehe.«

»Haben Sie es seit langem eingesehen?«

»Ich habe es schon früher gemerkt, mich aber vorgestern im Augenblicke meiner Ankunft in Petersburg endgültig davon überzeugt. Übrigens, in Moskau noch stellte ich mir vor, daß ich nur reise, um mit Herrn Luschin in Konkurrenz zu treten und um Awdotja Romanownas Hand anzuhalten.«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber tun Sie mir den Gefallen, sich kürzer zu fassen und direkt auf den Zweck Ihres Besuches überzugehen. Ich habe Eile, ich muß fortgehen ...«

»Mit größtem Vergnügen. Als ich hier angekommen war und mich entschlossen hatte, jetzt eine ... Reise anzutreten, wollte ich einige notwendige Anordnungen vorher treffen. Meine Kinder sind bei der Tante geblieben und sind reich; mich persönlich brauchen sie nicht. Was für ein Vater wäre ich auch? Ich habe mir selbst nur das genommen, was mir Marfa Petrowna vor einem Jahre geschenkt hatte. Für mich reicht es. Entschuldigen Sie, ich komme sofort zur Sache selbst. Vor meiner Reise, die vielleicht bald verwirklicht wird, will ich aber mit Herrn Luschin abrechnen. Nicht etwa, daß ich ihn gar nicht ausstehen kann, aber um seinetwillen entstand der Streit mit Marfa Petrowna, nachdem ich erfahren hatte, daß sie diese Heirat eingeleitet hat. Ich möchte jetzt, durch Ihre Vermittlung, Awdotja Romanowna sehen und meinetwegen in Ihrer Anwesenheit ihr erklären, daß sie von seiten des Herrn Luschin nicht nur nicht den geringsten Vorteil, sondern sicher eine unbedingte Enttäuschung erfahren wird. Dann möchte ich, nachdem ich sie wegen aller Unannehmlichkeiten um Entschuldigung gebeten habe, mir die Erlaubnis einholen, ihr zehntausend Rubel anzubieten, um ihr in dieser Weise den Bruch mit Herrn Luschin zu erleichtern; ich bin überzeugt, daß sie sich gegen einen Bruch mit ihm nicht sträubt, wenn sich nur eine Möglichkeit bietet.«

»Sie sind aber tatsächlich, tatsächlich verrückt!« rief Raskolnikoff, mehr erstaunt als ärgerlich. »Wie können Sie sich unterstehen, so zu sprechen!«

»Ich wußte es, daß Sie mich anschreien werden, aber trotzdem ich nicht reich bin, kann ich vollkommen über diese zehntausend Rubel verfügen, ich brauche sie gar nicht. Wenn Awdotja Romanowna sie nicht annehmen will, werde ich sie

vielleicht in der dümmſten Art verwenden. Das iſt das eine. Mein Gewiſſen iſt vollkommen ruhig, ich biete ſie ohne jeglichen Hintergedanken an. Nun zweitens. Glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht, ſpäter werden Sie und Awdotja Romanowna es erfahren. Die ganze Sache dreht ſich doch darum, daß ich tatſächlich Mühe und Unannehmlichkeiten Ihrer verehrten Schweſter verurſacht habe; und da ich eine aufrichtige Reue empfinde, wünſche ich von Herzen, – mich nicht etwa loskaufen und die Unannehmlichkeiten bezahlen, ſondern einfach ihr etwas Vorteilhaftes aus dem Grunde zu erweiſen, weil ich doch ſchließlich kein Privilegium habe, nur Böſes zu tun. Wenn ſich in meinem Anerbieten eine winzige Spur von Berechnung fände, ſo würde ich ihr doch nicht bloß zehntauſend anbieten, da ich vor fünf Wochen ihr viel mehr angeboten habe. Außerdem werde ich vielleicht ſehr, ſehr bald ein junges Mädchen heiraten, folglich muß dadurch der ganze Verdacht, daß ich gegen Awdotja Romanowna etwas im Schilde führe, fortfallen. Zum Schluſſe möchte ich noch ſagen, daß Awdotja Romanowna, indem ſie Herrn Luſchin heiratet, dasſelbe Geld nimmt, nur von anderer Seite ... Ärgern Sie bitte ſich nicht, Rodion Romanowitſch, überlegen Sie es ſich ruhig und kaltblütig ...«

Sſwidrigailoff war, während er dies ſagte, ſelbſt außerordentlich kaltblütig und ruhig.

»Ich bitte Sie, zu Ende zu kommen«, ſagte Raskolnikoff. »Jedenfalls iſt es unverzeihlich frech.«

»Keineswegs. Demnach könnte ein Menſch einem anderen in dieſer Welt nur Böſes zufügen und hat im Gegenteil kein Recht wegen leerer konventioneller Formalitäten, ihm ein bißchen Gutes zu erweiſen. Das iſt unſinnig. Wenn ich zum Beiſpiel geſtorben wäre und dieſe Summe Ihrer Schweſter

laut Teſtament hinterlaſſen hätte, würde ſie ſich auch dann weigern, ſie anzunehmen?«

»Sehr möglich.«

»Nein, das glaube ich nicht. Übrigens, wenn ſie nein ſagt, mag es dabei bleiben, zehntauſend aber ſind unter Umſtänden eine angenehme Sache. In jedem Falle bitte ich Sie, Awdotja Romanowna das Geſagte mitzuteilen.«

»Nein, ich werde es ihr nicht mitteilen.«

»In dieſem Falle, Rodion Romanowitſch, werde ich gezwungen ſein, eine perſönliche Zuſammenkunft herbeizuführen, alſo auch ſie beläſtigen.«

»Und wenn ich es ihr mitteilen werde, wollen Sie dann von einer perſönlichen Zuſammenkunft abſehen?«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll. Einmal möchte ich ſie doch gerne ſehen.«

»Hoffen Sie nicht darauf!«

»Schade. Sie kennen mich noch nicht. Vielleicht werden wir uns näherkommen.«

»Sie meinen, daß wir einander näherkommen werden?«

»Warum denn nicht?« ſagte Sſwidrigailoff lächelnd, ſtand auf und nahm ſeinen Hut. »Nicht, daß es mir Spaß machte, Sie zu beläſtigen, und als ich hierher ging, rechnete ich nicht mit dieſer Möglichkeit, obwohl mir Ihr Geſicht ſchon vorhin, heute morgen, auffiel ...«

»Wo haben Sie mich heute früh geſehen?« fragte Raskolnikoff voll Unruhe.

»Zufällig ... Mir kommt es immer vor, als wäre etwas in Ihnen, was meinem Weſen entſpricht ... Regen Sie ſich nicht auf, ich bin nicht aufdringlich; ich bin mit Falſchſpielern gut ausgekommen, war dem Fürſten Sſwirbei, einem entfernten Verwandten und Würdenträger, nicht zur Laſt gefallen,

habe es verſtanden, Frau Prilukoff ins Album ein Gedicht über die Raphaelſche Madonna zu ſchreiben, habe mit Marfa Petrowna ſieben Jahre auf einem Fleck verlebt, in früheren Zeiten im Hauſe Wjaſemski auf dem Heumarkte geſchlafen und werde nun vielleicht mit Berg im Luftballon aufſteigen.«

»Nun, ſchon gut. Erlauben Sie mir die Frage, wollen Sie bald Ihre Reiſe antreten?«

»Welch eine Reiſe?«

»Von der Sie ſprachen... Sie ſagten es doch ſelbſt.«

»Ach ja! ... in der Tat, ich ſprach von der Reiſe ... Nun, das iſt eine große Frage ... Wenn Sie aber wüßten, wonach Sie mich ſoeben fragten!« fügte er hinzu und lachte laut und kurz. »Ich werde vielleicht anſtatt zu reiſen, mich verheiraten. Man freit mir eine Braut.«

»Hier?«

»Ja.«

»Wann haben Sie denn dazu Zeit gefunden?«

»Mit Awdotja Romanowna jedoch möchte ich ſehr gern einmal zuſammentreffen. Ich bitte Sie in allem Ernſt. Nun, auf Wiederſehen, ach ... ja! Ich hätte bald vergeſſen, Rodion Romanowitſch! Teilen Sie bitte Ihrer Schweſter mit, daß ſie im Teſtamente Marfa Petrownas mit dreitauſend Rubeln bedacht iſt. Das iſt abſolut richtig. Marfa Petrowna hat es eine Woche vor ihrem Tode angeordnet, und zwar in meiner Anweſenheit. Nach zwei oder drei Wochen kann Awdotja Romanowna auch das Geld erhalten.«

»Sagen Sie die Wahrheit?«

»Die volle Wahrheit. Teilen Sie es ihr mit. Nun, Ihr Diener. Ich wohne nicht ſehr weit von Ihnen.«

Beim Weggehen ſtieß Sſwidrigailoff in der Tür mit Raſumichin zuſammen.

II.

Es war ſchon faſt acht Uhr; beide eilten zu Bakaljeff, um früher als Luſchin da zu ſein.

»Wer war denn das?« fragte Raſumichin, als ſie auf die Straße hinaustraten.

»Es war Sſwidrigailoff, derſelbe Gutsbeſitzer, in deſſen Hauſe meine Schweſter als Gouvernante Kränkungen dulden mußte. Weil er ihr nachſtellte, verließ ſie das Haus, von ſeiner Frau Marfa Petrowna hinausgejagt. Dieſelbe Marfa Petrowna hat nachher Dunja um Verzeihung gebeten und iſt jetzt plötzlich geſtorben. Vorhin ſprachen wir von ihr. Ich weiß nicht warum, aber ich fürchte dieſen Menſchen ſehr. Er reiſte ſofort nach der Beerdigung ſeiner Frau hierher, iſt ſehr ſonderbar und hat ſich zu etwas entſchloſſen ... Er ſcheint etwas zu wiſſen ... Man muß Dunja vor ihm ſchützen ... und das wollte ich dir auch ſagen, hörſt du?«

»Schützen! Was kann er denn gegen Awdotja Romanowna vorhaben? Nun, ich danke dir, Rodja, daß du ſo zu mir ſprichſt ... Wir wollen ſie ſchützen! ... Wo lebt er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum haſt du ihn nicht gefragt? Ach, ſchade! Ich werde es übrigens bald erfahren!«

»Haſt du ihn geſehen?« fragte Raskolnikoff nach einigem Schweigen.

»Nun ja, ich habe ihn mir gemerkt; gut gemerkt!«

»Haſt du ihn wirklich geſehen? Deutlich geſehen?« wiederholte Raskolnikoff.

»Freilich, ich erinnere mich ſeiner deutlich; unter tauſend erkenne ich ihn wieder, ich habe ein gutes Gedächtnis für Geſichter.«

Sie ſchwiegen wieder.

»Hm ... das iſt gut ...« murmelte Raskolnikoff. »Sonſt, weißt du ... dachte ich ... mir ſcheint es manchmal, als wenn es eine Einbildung von mir wäre.«

»Was meinſt du damit? Ich verſtehe dich nicht ganz.«

»Ihr ſprecht doch alle davon,« fuhr Raskolnikoff fort und verzog den Mund zu einem Lächeln, »daß ich verrückt ſei; mir ſchien es nun augenblicklich, als ob ich tatſächlich verrückt ſei und bloß ein Geſpenſt geſehen habe.«

»Was fällt dir ein?«

»Wer weiß es denn! Vielleicht bin ich wahrhaftig verrückt, und alles, was in dieſen Tagen vorgefallen iſt, geſchah vielleicht nur in meiner Einbildung ...«

»Ach, Rodja! Man hat dich wieder aufgeregt! ... Ja, was ſagte er denn, warum kam er?«

Raskolnikoff antwortete nicht, Raſumichin ſann eine Weile nach.

»Nun, höre mir zu«, begann er. »Ich war bei dir geweſen, da ſchliefſt du. Dann aßen wir zu Mittag und ich ging nachher zu Porphyri. Sametoff war noch immer da. Ich wollte anfangen mit ihm zu ſprechen, aber es kam nichts heraus. Ich konnte nie in richtiger Weiſe beginnen. Sie ſchienen auch nicht zu begreifen und wollten nichts begreifen und waren gar nicht beſchämt. Ich führte Porphyri zum Fenſter hin und begann zu ſprechen, aber es kam wieder nichts dabei heraus, – er blickte zur Seite und ich blickte zur Seite. Schließlich ſtreckte ich ihm die Fauſt drohend entgegen und ſagte, daß ich ihn in verwandtſchaftlicher Weiſe zerſchmettern werde. Er ſah mich bloß an und ſagte nichts. Ich ließ die Sache fallen und ging weg, das iſt alles. Sehr dumm, nicht wahr. Mit Sametoff redete ich kein Wort. Siehſt du

aber, – ich dachte anfangs, ich habe die Sache verſchlimmert, aber wie ich die Treppe hinunterſtieg, kam mir, nein beſſer, erleuchtete mich der Gedanke, warum beunruhigen wir uns eigentlich? Wenn dir wenigſtens eine Gefahr drohen würde oder etwas ähnliches in Ausſicht wäre, nun, dann wäre es verſtändlich! Was geht es aber dich an? Du haſt mit der Sache nichts zu tun, alſo pfeife auf ſie; wir werden noch ſpäter über ſie lachen und ich würde an deiner Stelle ſie noch myſtifizieren. Wie ſie ſich nachher ſchämen werden! Pfeif darauf; wir können ſie auch nachher verprügeln, jetzt aber wollen wir über ſie lachen!«

»Du haſt recht, verſteht ſich!« antwortete Raskolnikoff.

»Aber was wirſt du morgen ſagen?« dachte er ſofort.

Sonderbar, bis jetzt war ihm noch nie der Gedanke gekommen, »was wird Raſumichin denken, wenn er es erfährt?« Und bei dieſem Gedanken blickte Raskolnikoff ihn geſpannt an. An dem jetzigen Berichte Raſumichins über ſeinen Beſuch bei Porphyri hatte er weniger Intereſſe, – ſeit der Zeit war vieles verſchwunden und hinzugekommen! ...

Im Korridor ſtießen ſie mit Luſchin zuſammen, – er war punkt acht Uhr erſchienen und ſuchte das Zimmer, ſo daß alle drei zugleich eintraten, ohne aber einander anzublicken und ohne ſich zu grüßen. Die jungen Leute gingen ſofort in die Stube hinein, Peter Petrowitſch verblieb aus Anſtand eine Weile im Vorzimmer und nahm den Mantel ab. Pulcheria Alexandrowna ging ihm ſofort entgegen, um ihn an der Schwelle zu empfangen. Dunja begrüßte den Bruder.

Peter Petrowitſch trat ein und verneigte ſich ziemlich liebenswürdig, aber auch mit beſonderer Zurückhaltung vor den Damen. Er ſah aus, als wäre er ein wenig verwirrt und als

ob er ſich noch nicht gefaßt hätte. Pulcheria Alexandrowna, auch ein wenig aufgeregt, beeilte ſich ſofort, alle um einen Tiſch, auf dem ein Samowar brannte, zu placieren. Dunja und Luſchin ſetzten ſich einander gegenüber zu beiden Seiten des Tiſches. Raſumichin und Raskolnikoff kamen Pulcheria Alexandrowna gegenüber zu ſitzen, – Raſumichin neben Luſchin, Raskolnikoff neben der Schweſter.

Es trat Schweigen ein. Peter Petrowitſch zog langſam ein Batiſttaſchentuch hervor, das nach Parfüm duftete und ſchneuzte ſich mit der Miene eines tugendhaften, in ſeiner Würde gekränkten Menſchen, der feſt entſchloſſen iſt, Erklärungen zu verlangen. Im Vorzimmer war ihm der Gedanke gekommen, – den Mantel nicht abzunehmen und fortzugehen und dadurch die Damen ſtreng und nachdrücklich zu beſtrafen, um ſie mit einem Male ihr Unrecht fühlen zu laſſen. Aber er konnte ſich nicht dazu entſchließen. Außerdem liebte er keine Ungewißheit, und hier galt es, feſtzuſtellen, aus welchem Grunde ſein Befehl ſo offenſichtlich nicht befolgt wurde, es mußte irgend etwas Beſonderes ſein, und ſo war es beſſer abzuwarten; zu ſtrafen war immer Zeit genug, es lag ja in ſeinen Händen.

»Ich hoffe, die Reiſe iſt glücklich abgelaufen?« wandte er ſich im offiziellen Tone an Pulcheria Alexandrowna.

»Gottlob ja, Peter Petrowitſch.«

»Sehr angenehm zu hören. Und Awdotja Romanowna iſt auch nicht ermüdet?«

»Ich bin jung und ſtark und werde nicht müde, aber für Mama war es ſehr ſchwer geweſen«, antwortete Dunetſchka.

»Was iſt da zu machen; die Entfernungen in unſerm Lande ſind groß. Groß iſt das ſogenannte »Mütterchen Rußland« ... Ich aber konnte beim beſten Willen Sie geſtern

nicht empfangen. Ich hoffe jedoch, daß alles ohne Aufregung gut verlaufen iſt?«

»Ach nein, Peter Petrowitſch, wir waren ſehr mutlos,« beeilte ſich Pulcheria Alexandrowna mit beſonderer Betonung zu bemerken, »und wenn uns nicht Gott ſelbſt Dmitri Prokofjitſch geſtern geſandt hätte, ſo wären wir ſehr verlaſſen geweſen. Das iſt er, Dmitri Prokofjitſch Raſumichin«, fügte ſie hinzu, ihn Luſchin vorſtellend.

»Ich hatte ſchon das Vergnügen ... geſtern«, murmelte Luſchin und ſah Raſumichin dabei feindſelig von der Seite an, ſein Geſicht verdüſterte ſich und er ſchwieg.

Peter Petrowitſch gehörte zu den Leuten, die in der Geſellſchaft außerordentlich liebenswürdig ſind und auf Liebenswürdigkeit beſonderen Anſpruch erheben, die aber auch ſofort, wenn das geringſte nicht nach ihrem Geſchmack iſt, alle ihre guten Eigenſchaften verlieren und eher Mehlſäcken als gewandten und die Geſellſchaft belebenden Kavalieren gleichen. Alle verſtummten wieder eine Weile, – Raskolnikoff ſchwieg hartnäckig und Awdotja Romanowna wollte das Schweigen nicht vorzeitig unterbrechen. Raſumichin hatte nichts zu ſagen, ſo daß Pulcheria Alexandrowna wieder unruhig wurde.

»Marfa Petrowna iſt geſtorben, Sie haben es wohl gehört?« begann ſie zu einem ihrer Hauptaushilfemittel greifend.

»Ich habe es gehört. Ich wurde ſofort benachrichtigt und bin ſogar jetzt gekommen, Ihnen mitzuteilen, daß Arkadi Iwanowitſch Sſwidrigailoff unverzüglich nach der Beerdigung ſeiner Gattin nach Petersburg abgereiſt iſt. So lauten wenigſtens die ſicherſten Nachrichten, die ich empfangen habe.«

»Nach Petersburg? Hierher?« fragte Dunja voll Unruhe und wechſelte mit der Mutter einen Blick.

»Ja, es iſt ganz ſicher und er kommt ſelbſtverſtändlich nicht ohne Abſichten, wenn man die Eile der Abreiſe und überhaupt die vorangegangenen Umſtände in Betracht zieht.«

»Mein Gott! Will er etwa auch hier Dunetſchka nicht in Ruhe laſſen?« rief Pulcheria Alexandrowna aus.

»Mir ſcheint es, weder Sie noch Awdotja Romanowna brauchen ſich beſonders aufzuregen, wenn Sie natürlich nicht ſelbſt mit ihm in Verbindung treten wollen. Was mich anbetrifft, ſo werde ich nach ihm forſchen und mich erkundigen, wo er abgeſtiegen iſt...«

»Ach, Peter Petrowitſch, Sie werden nicht glauben, wie Sie mich jetzt erſchreckt haben!« fuhr Pulcheria Alexandrowna fort. »Ich habe ihn bloß zweimal geſehen, er erſchien mir ſchrecklich, fürchterlich! Ich bin überzeugt, daß er die Urſache von Marfa Petrownas Tode iſt.«

»Darüber läßt ſich nichts ſagen. Ich habe genaue Nachrichten. Ich beſtreite nicht, daß er vielleicht den Gang der Dinge ſozuſagen durch den moraliſchen Einfluß von Kränkungen beſchleunigt habe; denn im Urteil über ſein Benehmen und überhaupt über ſeinen ſittlichen Charakter bin ich mit Ihnen völlig einig. – Ich weiß nicht, ob er jetzt reich iſt und was Marfa Petrowna ihm hinterlaſſen hat, darüber werde ich in kürzeſter Zeit erfahren, aber hier, in Petersburg, wird er ſelbſtverſtändlich, wenn er nur einigermaßen Mittel beſitzt, ſofort ſeinen alten Gewohnheiten nachgehen. Er iſt der verdorbenſte und in Laſtern verkommenſte Menſch ſeines Geſchlechts. Ich habe einen triftigen Grund anzunehmen, daß Marfa Petrowna, die das Unglück hatte, ſich in ihn zu verlieben und ihn vor acht Jahren von Schulden befreite, auch

in anderer Hinſicht ihm geholfen hat, – einzig und allein dank ihrer Bemühungen und Opfer wurde eine kriminelle Sache mit einem Beigeſchmack von tieriſcher und ſozuſagen phantaſtiſcher Roheit vertuſcht, für die er mit größter Wahrſcheinlichkeit nach Sibirien geſchickt worden wäre. Sehen Sie, ſo iſt dieſer Menſch, wenn Sie es wiſſen wollen.«

»Ach, mein Gott!« rief Pulcheria Petrowna aus.

Raskolnikoff hörte aufmerkſam zu.

»Sagen Sie die Wahrheit, daß Sie darüber genaue Nachrichten beſitzen?« fragte Dunja ſtreng und nachdrücklich.

»Ich erzähle bloß das, was ich ſelbſt, als Geheimnis, von der verſtorbenen Marfa Petrowna gehört habe. Ich muß bemerken, daß dieſe Sache vom juriſtiſchen Standpunkte ſehr dunkel iſt. Hier lebte und ſcheint noch jetzt eine gewiſſe Rößlich zu leben, eine Ausländerin, eine kleine Wucherin, die aber ſich auch mit anderen Geſchäften abgibt. Zu dieſer Rößlich ſtand ſeit langem Herr Sſwidrigailoff in gewiſſem ſehr nahem und geheimnisvollem Verhältniſſe. Bei der Rößlich wohnte eine entfernte Verwandte, eine Nichte, glaube ich, ein taubſtummes Mädchen von fünfzehn oder vierzehn Jahren, die dieſe Rößlich grenzenlos haßte, der ſie jedes Stück Brot vorwarf und die ſie ſogar unmenſchlich ſchlug. Eines Tages wurde dieſes Mädchen auf dem Boden erhängt aufgefunden. Es wurde feſtgeſtellt, daß ſie mit Selbſtmord geendet hatte. Nach den gewöhnlichen Formalitäten wurde die Sache abgeſchloſſen, ſpäter aber lief eine Denunziation ein, daß das Kind von Herrn Sſwidrigailoff... grauſam mißhandelt worden ſei. Es iſt wahr, die Sache war ſehr dunkel, die Denunziation ſtammte von einer anderen Deutſchen, einem verwerflichen Frauenzimmer, die kein Vertrauen genoß; ſchließlich ergab es ſich dank den Bemühungen und

dem Gelde Petrownas, daß im Grunde genommen gar keine Denunziation eingelaufen sei; alles beschränkte sich auf ein Gerücht. Aber dieses Gerücht war bedeutsam genug. Sie, Awdotja Romanowna, haben sicher auch von der Geschichte mit dem Diener Filka gehört, der vor sechs Jahren, noch zur Zeit der Leibeigenschaft, an Mißhandlungen gestorben ist.«

»Ich habe im Gegenteil gehört, daß dieser Filka sich selbst erhängt habe.«

»Das stimmt, aber die ununterbrochenen Verfolgungen und Strafen des Herrn Ssswidrigailoff haben ihn gezwungen oder besser gesagt, zum Selbstmorde getrieben.«

»Davon weiß ich nichts,« antwortete Dunja trocken, »ich habe bloß eine sehr sonderbare Geschichte gehört, — dieser Filka war ein Hypochonder, ein Philosoph, die Menschen sagten von ihm, er habe zu viel gelesen, und er hat sich eher wegen der Spötteleien, als wegen der Schläge von Herrn Ssswidrigailoff erhängt. Als ich dort im Hause war, behandelte er die Leute gut, und die Leute liebten ihn sogar, obwohl sie ihm an dem Tode Filkas die Schuld gaben.«

»Ich sehe, Awdotja Romanowna, daß sie auf einmal geneigt sind, ihn zu entschuldigen«, bemerkte Luschin und verzog den Mund zu einem zweideutigen Lächeln. »Er ist in der Tat ein schlauer Mensch und für Damen verführerisch, wofür Marfa Petrowna, die eines eigentümlichen Todes gestorben ist, als trauriges Beispiel dient. Ich wollte bloß Ihnen und Ihrer Frau Mutter mit meinem Ratschlage einen Dienst erweisen, in Anbetracht seiner neuen und zweifellos bevorstehenden Annäherungsversuche. Was mich anbetrifft, so bin ich fest überzeugt, daß dieser Mensch selbstverständlich wieder im Schuldgefängnisse verschwinden wird. Marfa Petrowna hat nie und nimmer die Absicht gehabt, irgend etwas

auf ſeinen Namen zu übertragen, weil ſie die Kinder im Auge hatte, und wenn ſie ihm etwas hinterlaſſen hat, ſo iſt es höchſtens das Notwendigſte, kaum nennenswert und was für einen Menſchen von ſeinen Gewohnheiten auch nicht ein Jahr ausreicht.«

»Peter Petrowitſch, ich bitte Sie,« ſagte Dunja, »hören wir auf, von Herrn Sſwidrigailoff zu ſprechen. Es macht mich ſchwermütig.«

»Er war ſoeben bei mir«, ſagte plötzlich Raskolnikoff, zum erſten Male ſein Schweigen brechend.

Von allen Seiten ertönten Ausrufe und alle wandten ſich an ihn. Sogar Peter Petrowitſch wurde aufgeregt.

»Vor anderthalb Stunden, als ich ſchlief, kam er herein, weckte mich auf und ſtellte ſich vor«, fuhr Raskolnikoff fort. »Er war ziemlich ungezwungen und luſtig und hofft ſicher, daß ich mit ihm in nähere Beziehungen treten werde. Unter anderem bittet er ſehr um eine Zuſammenkunft mit dir, Dunja, und bat mich, der Vermittler dieſer Zuſammenkunft zu ſein. Er will dir ein Anerbieten machen; worin dies beſteht, hat er mir mitgeteilt. Außerdem teilte er mir poſitiv mit, daß Marfa Petrowna Zeit gefunden hat, eine Woche vor ihrem Tode, dir, Dunja, dreitauſend Rubel zu vermachen, und daß du dieſes Geld in ſehr kurzer Zeit erhalten kannſt!«

»Gott ſei Dank!« rief Pulcheria Alexandrowna und ſchlug ein Kreuz. »Bete für ſie, Dunja, bete!«

»Das iſt tatſächlich wahr?« entſchlüpfte es Luſchin.

»Nun und weiter?« drängte Dunja.

»Dann ſagte er, daß er ſelbſt nicht reich ſei und das ganze Vermögen ſeinen Kindern, die jetzt bei der Tante ſind, zufällt. Er ſagte auch, daß er irgendwo nicht weit von mir

abgeſtiegen ſei, wo aber – das weiß ich nicht, ich habe ihn nicht gefragt...«

»Aber, was will er denn Dunetſchka anbieten?« fragte die erſchrockene Pulcheria Alexandrowna. »Hat er es dir geſagt?«

»Ja, er hat es geſagt.«

»Was iſt es denn?«

»Ich will es nachher ſagen.« Raskolnikoff verſtummte und wandte ſich zu ſeinem Glaſe Tee.

Peter Petrowitſch ſah auf ſeine Uhr.

»Ich muß in einer notwendigen Angelegenheit weggehen und werde dann nicht ſtören«, fügte er mit merklich gekränkter Miene hinzu und erhob ſich halb vom Stuhle.

»Bleiben Sie, Peter Petrowitſch,« ſagte Dunja, »Sie hatten doch die Abſicht, den ganzen Abend hier zu verbringen. Außerdem ſchrieben Sie ſelbſt, daß Sie wünſchen, über etwas mit Mama zu ſprechen.«

»Das iſt richtig, Awdotja Romanowna,« ſagte Peter Petrowitſch mit Nachdruck, ſetzte ſich wieder hin, behielt aber den Hut in der Hand, »ich wollte tatſächlich mit Ihnen und mit Ihrer verehrten Frau Mutter, und ſogar über ſehr wichtige Punkte, ſprechen. Aber, wie Ihr Bruder in meiner Gegenwart ſich über einige Angebote Herrn Swidrigailoffs nicht näher erklären kann, ſo wünſchte ich auch nicht und kann nicht .... in Gegenwart von anderen .... über einige äußerſt wichtige Punkte ſprechen. Außerdem iſt meine Haupt- und eindringlichſte Bitte nicht erfüllt worden ...« Luſchin nahm eine bittre Miene an und ſchwieg würdevoll.

»Ihre Bitte, daß mein Bruder bei unſerer Zuſammenkunft nicht zugegen wäre, iſt einzig auf mein Verlangen nicht erfüllt worden«, ſagte Dunja. »Sie ſchrieben, daß Sie

von meinem Bruder beleidigt worden ſind; ich denke, daß ſich dies ſofort aufklären läßt und Sie beide werden ſich vertragen. Und wenn Rodja Sie tatſächlich beleidigt hat, ſo muß und wird er Sie um Entſchuldigung bitten.«

Peter Petrowitſch wurde ſofort kouragierter.

»Es gibt gewiſſe Beleidigungen, Awdotja Romanowna, die man beim beſten Willen nicht vergeſſen kann. In allem gibt es eine Grenze, die zu überſchreiten gefährlich iſt; denn, iſt ſie einmal überſchritten, ſo iſt es unmöglich, zurückzukehren.«

»Ich ſprach eigentlich nicht darüber, Peter Petrowitſch,« unterbrach ihn Dunja ein wenig ungeduldig, »verſtehn Sie mich ſo, daß die ganze Zukunft jetzt davon abhängt, ob dieſes alles ſich möglichſt ſchnell aufklären und erledigen wird oder nicht? Ich ſage offen, daß ich anders es nicht anſehen kann, und wenn Sie mich nur ein wenig ſchätzen, ſo muß die ganze Geſchichte, wie ſchwer es auch ſein mag, heute noch beigelegt werden. Ich wiederhole Ihnen, wenn mein Bruder die Schuld trägt, wird er um Verzeihung bitten.«

»Ich bin erſtaunt, daß ſie die Frage ſo ſtellen, Awdotja Romanowna,« wurde Luſchin immer mehr gereizt, »wenn ich Sie ſchätze und ſozuſagen verehre, brauche ich doch gleichzeitig nicht jeden aus Ihrer Familie beſonders gern zu haben. Wenn ich auf den glücklichen Beſitz ihrer Hand Anſpruch erhebe, brauche ich doch nicht gleichzeitig Verpflichtungen zu übernehmen, die unvereinbar ...«

»Ach, laſſen Sie dieſe Empfindlichkeit, Peter Petrowitſch«, unterbrach ihn Dunja mit Wärme, »und ſeien Sie der kluge und edle Menſch, für den ich Sie ſtets gehalten habe und halten will. Ich habe Ihnen ein großes Verſprechen gegeben, ich bin Ihre Braut geworden; vertrauen Sie doch mir in

dieſer Sache und glauben Sie mir, ich werde die Kraft haben, unparteiiſch zu urteilen. Der Umſtand, daß ich die Rolle eines Richters übernehme, iſt für meinen Bruder ebenſo eine Überraſchung wie für Sie. Als ich ihn heute nach dem Empfang Ihres Briefes aufforderte, unbedingt zu unſerer Zuſammenkunft zu kommen, habe ich ihm nichts von meinen Abſichten mitgeteilt. Verſtehn Sie doch, daß, wenn Sie ſich nicht vertragen, ich zwiſchen Ihnen beiden wählen muß, – entweder Sie oder ihn. So iſt die Frage, wie von ſeiner, ſo auch von Ihrer Seite geſtellt. Ich will und darf mich nicht in der Wahl irren. Ihretwegen muß ich mit meinem Bruder brechen; meines Bruders wegen muß ich mit Ihnen brechen. Ich will und kann jetzt ſicher erfahren, – iſt er mir wirklich ein Bruder? Und von Ihnen, ob ich Ihnen teuer bin, ob Sie mich ſchätzen und Sie mir ein Gatte ſein können?«

»Awdotja Romanowna«, ſagte Luſchin verletzt. »Ihre Worte ſind für mich zu bedeutungsvoll, ich will ſogar ſagen, kränkend, in Anbetracht der Stellung, die ich die Ehre habe Ihnen gegenüber einzunehmen. Ich ſpreche ſchon gar nicht von der kränkenden und ſonderbaren Gegenüberſtellung zwiſchen mir ... und einem aufgeblaſenen Jüngling, aber in Ihren Worten geben Sie mir die Möglichkeit zu, das mir gegebene Verſprechen zu brechen. Sie ſagen, »entweder Sie, oder er«? alſo zeigen Sie damit, wie wenig ich für Sie bedeute... ich kann dies bei den Beziehungen... und Umſtänden, die zwiſchen uns beſtehen, nicht zulaſſen.«

»Wie!« flammte Dunja auf. »Ich ſtelle Ihre Intereſſen auf eine Stufe mit allem, was mir im Leben bis jetzt teuer war, was bis jetzt mein *ganzes* Leben ausmachte, und Sie ſind gekränkt, daß ich Sie *zu wenig* ſchätze!«

Raskolnikoff lächelte ſchweigend und höhniſch, Raſumichin

war empört; Peter Petrowitſch aber ließ die Erwiderung nicht gelten, er wurde im Gegenteil mit jedem Worte immer zudringlicher und gereizter, als hätte er daran Geſchmack gefunden.

»Die Liebe zum künftigen Lebensgefährten, zum Manne, muß die Liebe zum Bruder überwiegen,« ſagte er ſentenziös, »in jedem Falle aber kann ich nicht auf ein und derſelben Stufe ſtehn... Aber obwohl ich vorhin beſtimmt ſagte, daß ich in Gegenwart Ihres Bruders nicht wünſche, alles zu erklären, und nicht ſagen könne, weswegen ich hierhergekommen bin, habe ich jetzt trotzdem die Abſicht, mich an Ihre verehrte Frau Mutter zu wenden, um eine notwendige Aufklärung über einen ſehr wichtigen und mich beleidigenden Punkt zu erhalten. Ihr Sohn«, wandte er ſich an Pulcheria Alexandrowna, »hat mich geſtern in Gegenwart des Herrn Raſſudkin«... (Nicht wahr, der Name iſt doch richtig, ich habe Ihren Namen vergeſſen, entſchuldigen Sie,« verbeugte er ſich höflich vor Raſumichin) »durch die Verdrehung eines Gedankens von mir, den ich Ihnen einmal in einem Privatgeſpräch bei einer Taſſe Kaffee mitteilte, beleidigt. Mein Gedanke war, daß die Heirat mit einem armen Mädchen, das ſchon die Sorgen des Lebens erfahren hat, meiner Anſicht nach vom Standpunkte der Ehe aus vorteilhafter ſei, als mit einem, das im Überfluſſe lebt, weil es in moraliſcher Hinſicht nützlicher ſei. Ihr Sohn hat abſichtlich den Sinn meiner Worte äußerſt entſtellt und mich böswilliger Abſichten beſchuldigt, indem er ſich meiner Anſicht nach auf Ihren eigenen Brief ſtützte. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn es Ihnen, Pulcheria Alexandrowna, möglich wäre, mich vom Gegenteil zu überzeugen und mich dadurch ſehr zu beruhigen. Teilen Sie mir mit, in welchen Ausdrücken Sie meine Worte

in Ihrem Briefe an Rodion Romanowitſch wiedergegeben haben?«

»Ich entſinne mich nicht,« ſagte Pulcheria Alexandrowna verwirrt, »ich habe ſie aber wiedergegeben, wie ich ſie ſelbſt verſtanden hatte. Ich weiß nicht, wie Rodja es Ihnen erzählt hat... Vielleicht hat er auch einiges übertrieben.«

»Ohne Ihren Anſtoß konnte er ſie nicht übertreiben.«

»Peter Petrowitſch,« erwiderte Pulcheria Alexandrowna voll Würde, »der Beweis, daß ich und Dunja Ihre Worte nicht in ſehr ſchlechtem Sinne aufgefaßt haben, iſt, daß wir hier ſind.«

»Das war gut, Mama!« ſagte Dunja lobend.

»Alſo, auch daran bin ich ſchuld!« bemerkte Luſchin gekränkt.

»Sehen Sie, Peter Petrowitſch, Sie beſchuldigen immer Rodion, Sie ſelbſt aber haben vorhin in dem Briefe über ihn die Unwahrheit geſchrieben«, fügte Pulcheria Alexandrowna ermutigt hinzu.

»Ich erinnere mich nicht, daß ich irgendeine Unwahrheit geſchrieben hätte.«

»Sie haben geſchrieben,« ſagte Raskolnikoff ſcharf, ohne ſich zu Luſchin umzuwenden, »daß ich geſtern das Geld nicht der Witwe des Überfahrenen gegeben habe, wie es in der Tat war, ſondern ſeiner Tochter, die ich nebenbei geſagt niemals vor dem geſtrigen Tage geſehen habe. Sie haben dies geſchrieben, um mich mit meinen Verwandten zu entzweien, und haben auch aus dem Grunde ſich in abſcheulichen Ausdrücken über den Lebenswandel des jungen Mädchen geäußert, das Sie nicht einmal kennen. Das ſind alles gemeine Klatſchereien.«

»Entſchuldigen Sie, mein Herr,« antwortete Luſchin zit-

ternd vor Wut, »in meinem Briefe habe ich mich über Ihre Eigenſchaften und Handlungen einzig aus dem Grunde geäußert, um die Bitte Ihrer Schweſter und Mutter zu erfüllen und ihnen zu beſchreiben, wie ich Sie gefunden und welch einen Eindruck Sie auf mich gemacht haben. Was das in meinem Briefe Erwähnte anbetrifft, ſo zeigen Sie mir wenigſtens eine unwahre Zeile, das heißt, daß Sie das Geld nicht verbraucht haben und daß in dieſer wenn auch unglücklichen Familie keine unwürdigen Perſonen ſich befinden?«

»Meiner Anſicht nach ſind Sie mit allen Ihren Vorzügen nicht den kleinen Finger dieſes unglücklichen Mädchens wert, auf das Sie einen Stein werfen.«

»Nun, können Sie ſich auch entſchließen, ſie in die Geſellſchaft Ihrer Mutter und Schweſter einzuführen?«

»Ich habe es ſchon getan, wenn Sie es wiſſen wollen. Ich habe ſie heute neben meine Mutter und Dunja geſetzt.«

»Rodja!« rief Pulcheria Alexandrowna aus.

Dunetſchka errötete; Raſumichin zog die Augenbrauen zuſammen. Luſchin lächelte höhniſch und hochmütig.

»Sie belieben ſelbſt zu ſehen, Awdotja Romanowna,« ſagte er, »daß hier keine Verſtändigung möglich iſt. Ich hoffe jetzt, daß dieſe Sache abgetan und ein für allemal aufgeklärt iſt. Ich will mich entfernen, um die weitere angenehme Zuſammenkunft der Verwandten und die Mitteilung von Geheimniſſen nicht zu ſtören.« Er erhob ſich vom Stuhle und nahm ſeinen Hut. »Beim Weggehen erlaube ich mir zu bemerken, daß ich hoffe, künftig von ähnlichen Begegnungen und ſozuſagen Ausgleichsverſuchen befreit zu ſein. Sie, verehrte Pulcheria Alexandrowna, möchte ich beſonders bitten, um ſo mehr, als auch mein Brief an Sie und nicht an andere adreſſiert war.«

Pulcheria Alexandrowna fühlte sich gekränkt.

»Was, wollen Sie uns ganz in Ihre Macht nehmen, Peter Petrowitsch? Dunja hat uns den Grund gesagt, warum Ihr Wunsch nicht erfüllt worden ist, – sie hatte gute Absichten damit verfolgt. Ja, und Sie schreiben mir, als ob Sie mir zu befehlen hätten. Sollen wir denn jeden Ihrer Wünsche als Befehl ansehen? Ich will Ihnen im Gegenteil sagen, daß Sie jetzt uns gegenüber besonders delikat und nachgiebig sein sollten, weil wir alles im Stich gelassen haben und im Vertrauen zu Ihnen hierhergereist sind, also auch uns sowieso fast in Ihrer Gewalt befinden.«

»Das ist nicht ganz richtig, Pulcheria Alexandrowna, und besonders im gegenwärtigen Augenblick nicht, wo Ihnen über die von Marfa Petrowna nachgelassenen dreitausend Rubel Mitteilung zukam, was Ihnen sehr willkommen zu sein scheint, wie man nach dem neuen Tone, in dem Sie mit mir sprechen, annehmen kann«, fügte er höhnisch hinzu.

»Nach dieser Bemerkung zu urteilen, haben Sie tatsächlich auf unsere Hilflosigkeit gerechnet«, sagte Dunja gereizt.

»Jetzt wenigstens kann ich dies nicht mehr, und ich möchte besonders nicht die Mitteilung der geheimnisvollen Angebote von Arkadi Iwanowitsch Sswidrigailoff stören, mit denen er Ihren Bruder betraut hat, und die für Sie, wie ich sehe, eine wichtige und vielleicht auch sehr angenehme Überraschung sind.«

»Ach, mein Gott!« rief Pulcheria Alexandrowna aus.

Rasumichin konnte nicht mehr auf dem Stuhle sitzen.

»Und du schämst dich jetzt nicht, Schwester?« fragte Raskolnikoff.

»Ich schäme mich, Rodja«, sagte Dunja. »Peter Petrowitsch, gehen Sie hinaus!« wandte sie sich zu ihm, bleich vor Zorn.

Mit einem ſolchen Ende hatte Peter Petrowitſch nicht gerechnet. Er hatte zu ſehr auf ſich ſelbſt, auf ſeine Macht und die Hilfloſigkeit ſeiner Opfer gebaut. Aber er glaubte es auch jetzt noch nicht. Er erbleichte und ſeine Lippen zitterten.

»Awdotja Romanowna, wenn ich jetzt zu dieſer Türe hinausgehe mit einem ſolchen Abſchiede, ſo – bedenken Sie es – kehre ich nie mehr zurück. Überlegen Sie es ſich gut! Mein Wort iſt unerſchütterlich.«

»Welch eine Frechheit!« rief Dunja und erhob ſich ſchnell von ihrem Platze, »ich will gar nicht, daß Sie zurückkehren!«

»Wie! Alſo ſo ſteht es!« rief Luſchin aus, der bis zum letzten Augenblicke an ſolchen Ausgang nicht geglaubt hatte, und der nun vollkommen den Faden verlor, »alſo, ſo iſt es gemeint! Aber wiſſen Sie auch, Awdotja Romanowna, daß ich dagegen proteſtieren könnte.«

»Welch ein Recht haben Sie, in ſolcher Weiſe mit ihr zu ſprechen!« trat Pulcheria Alexandrowna hitzig ein. »Wie können Sie proteſtieren? Und was für Rechte haben Sie? Und ſoll ich Ihnen, ſolch einem, meine Dunja geben? Gehen Sie, verlaſſen Sie uns! Wir ſind ſelbſt ſchuld, daß wir auf ſolch eine ungerechte Sache eingingen und am meiſten ich...«

»Sie haben mich doch, Pulcheria Alexandrowna,« ereiferte ſich Luſchin in ſeiner Wut, »durch Ihr gegebenes Wort gebunden, von dem Sie ſich jetzt losſagen ... und endlich ... endlich haben Sie mich dadurch ſozuſagen in Unkoſten geſtürzt ...«

Dieſe letzte Anmaßung war dem Charakter von Peter Petrowitſch ſo entſprechend, daß Raskolnikoff, bleich vor Zorn und Anſtrengung an ſich zu halten, ſich nicht enthalten konnte und – laut auflachte. Pulcheria Alexandrowna aber war außer ſich.

»In Unkoſten? In was für Unkoſten? Meinen Sie etwa damit unſeren Koffer? Es hat doch ein Schaffner ihn umſonſt hergeſchafft. Mein Gott, wir haben Sie gebunden! Beſinnen Sie ſich doch, Peter Petrowitſch, Sie haben uns an Händen und Füßen gebunden und nicht wir Sie!«

»Genug, Mama, bitte, genug!« bat Awdotja Romanowna. »Peter Petrowitſch, tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie!«

»Ich gehe ſofort, aber noch ein letztes Wort!« ſagte er, völlig außer ſich. »Ihre Mutter ſcheint vollkommen vergeſſen zu haben, daß ich mich entſchloſſen hatte, trotz den Gerüchten in der Stadt, die im ganzen Umkreiſe über Ihren Ruf verbreitet waren, Sie zu heiraten. Indem ich Ihretwegen die öffentliche Meinung nicht beachtete und Ihren Ruf herſtellte, konnte ich ſicher ſehr auf eine Vergeltung hoffen und ſogar Ihre Dankbarkeit verlangen... Und jetzt erſt ſind mir die Augen geöffnet worden! Ich ſehe ſelbſt, daß ich ſehr übereilt gehandelt habe, indem ich der öffentlichen Stimme keine Beachtung ſchenkte ...«

»Ja, hat er denn zwei Köpfe!« rief Raſumichin aus, ſprang vom Stuhle auf und ſchickte ſich ſchon an, ihm einen Denkzettel zu geben.

»Sie ſind ein gemeiner und böſer Menſch!« ſagte Dunja.

»Kein Wort mehr! Keine Bewegung!« rief Raskolnikoff und hielt Raſumichin zurück; dann trat er dicht an Luſchin heran.

»Gehen Sie ſofort hinaus!« ſagte er leiſe und deutlich, »und kein Wort mehr, ſonſt ...«

Peter Petrowitſch blickte ihn einige Sekunden mit bleichem vor Wut verzogenem Geſichte an, wandte ſich um und ging hinaus, und ſicher hat ſelten jemand ſoviel Haß auf einen

andern in ſeinem Herzen davongetragen, wie dieſer Mann gegen Raskolnikoff. Ihn und nur ihn allein machte er für alles verantwortlich. Merkwürdig, daß er ſich, als er ſchon die Treppe hinabſtieg, immer noch einbildete, daß die Sache vielleicht nicht ganz verloren und bei den Damen wenigſtens ſogar »ſehr leicht« ins Geleiſe zu bringen ſei.

III.

Die Hauptſache war, daß er bis zum letzten Augenblicke keinen derartigen Ausgang gar nicht erwartet hatte. Er ſpielte bis zum letzten Momente den Überlegenen, ohne auch nur die Möglichkeit zu ahnen, daß zwei arme und ſchutzloſe Frauen ſich ſeiner Macht entziehen könnten. Zu dieſer Überzeugung trugen ſeine Eitelkeit und ſein übermäßiges Selbſtbewußtſein viel bei, das man am beſten Selbſtverliebtheit nennen kann. Peter Petrowitſch, der ſich aus kleinen Verhältniſſen emporgearbeitet hatte, hatte die krankhafte Angewohnheit, ſich ſelbſt mit Wohlgefallen zu betrachten, ſchätzte ſeinen Verſtand und ſeine Fähigkeiten hoch ein, ja, er beſah ſogar zuweilen, wenn er allein war, ſein Geſicht mit Liebe im Spiegel. Am meiſten in der Welt aber liebte und ſchätzte er ſein Geld, das er durch Arbeit und allerhand Machinationen erworben hatte, – es ſtellte ihn nach ſeinem Dafürhalten auf gleiche Stufe mit allem, was höher war als er.

Indem er voll Bitterkeit Dunja daran erinnerte, daß er ſich entſchloſſen hatte, ſie, trotz der ſchlechten Gerüchte über ſie, zu heiraten, ſprach Peter Petrowitſch vollkommen aufrichtig, er empfand eine tiefe Entrüſtung über ſolch einen »ſchwarzen Undank«. Als er aber damals um Dunja anhielt, war er ſchon von der Sinnloſigkeit aller dieſer Klatſchge-

ſchichten völlig überzeugt, die von Marfa Petrowna ſelbſt öffentlich widerrufen und ſchon längſt vom ganzen Städtchen, das Dunja warm in Schutz nahm, vergeſſen waren. Er würde es ſelber jetzt nicht geleugnet haben, daß er alles damals ſchon gewußt hatte. Aber trotzdem rechnete er ſeinen Entſchluß, Dunja zu ſich zu erheben, hoch an und hielt ihn für eine große Tat. Indem er dies gegen Dunja ausſprach, drückte er einen geheimen längſt gehegten Gedanken aus, an dem er mehr als einmal ſich ſelber erbaut hatte, und er konnte es nicht begreifen, daß die anderen ſeine große Tat nicht mit gleicher Bewunderung anſahen. Als er damals Raskolnikoff einen Beſuch machte, kam er mit den Gefühlen eines Wohltäters, der ſich anſchickt, die Früchte ſeiner Taten zu ernten und ſchmeichelhaftes Lob zu hören. Auch jetzt, als er die Treppe hinabſtieg, hielt er ſich ſelbſtverſtändlich für im höchſten Grade gekränkt und verkannt.

Dunja hatte er einfach nötig; es war ihm undenkbar, auf ſie zu verzichten. Lange ſchon, ſeit einigen Jahren, träumte er mit Behagen von einer Heirat, aber er ſparte fortwährend noch mehr Geld und wartete. Er dachte mit Begeiſterung in ſeinen geheimſten Träumen an ein wohlgeſittetes und armes (ſie mußte unbedingt arm ſein) Mädchen, das jung, ſehr hübſch, aus guter Familie, gebildet, ſehr eingeſchüchtert ſein mußte, das außerordentlich viel Unglück durchgemacht hatte und das ſich vor ihm vollkommen beugen würde, an ein ſolches Mädchen, das ihr ganzes Leben lang ihn als ihren Retter anſehen, ihn verehren, ſich ihm unterordnen und ihn, nur ihn allein bewundern würde. Wieviel Szenen, wieviel wonnige Epiſoden hatte er ſich in der Phantaſie über dieſes verführeriſche und reizende Thema ausgemalt, wenn er in aller Stille von der Arbeit ausruhte! Und ſiehe da, der Traum

von so viel Jahren wurde fast ganz zur Wirklichkeit, – die Schönheit und die Bildung Awdotja Romanownas hatten ihn überrascht, und ihre hilflose Lage reizte ihn aufs äußerste. Hier war mehr noch vorhanden, als er geträumt hatte; er hatte ein stolzes, charakterfestes, tugendhaftes Mädchen getroffen, das an Erziehung und Bildung höher stand, als er selber (das fühlte er), und solch ein Wesen wird ihm ihr ganzes Leben wegen seiner großen Tat sklavisch dankbar sein und in Verehrung sich vor ihm in den Staub werfen, er aber wird grenzenlos und unbedingt über sie herrschen ... Als hätte es so sein müssen, hatte er sich kurz vorher nach langem Wägen und Warten entschlossen, seine Laufbahn zu ändern und in einen größeren Wirkungskreis überzugehen, um gleichzeitig allmählich in die höhere Gesellschaft, an die er lange schon mit Sehnsucht gedacht hatte, hineinzukommen... Mit einem Worte, er entschloß sich, es in Petersburg zu versuchen. Er wußte, daß man durch Frauen sehr viel machen konnte. Der Zauber einer reizenden, tugendhaften und gebildeten Frau konnte wunderbar seinen Weg ebnen, Leute an ihn heranziehen, ihm einen Glorienschein verleihen... und nun war alles zerstört! Dieser plötzliche abscheuliche Bruch traf ihn wie ein Donnerschlag. Aber es war ein schlechter Spaß, war Unsinn! Er hat doch nur ein bißchen übertrieben; er hatte nicht mal Zeit gehabt, sich auszusprechen, er hatte bloß gescherzt, ließ sich ein wenig gehen, und es hat so ein ernstes Ende genommen! Und schließlich, er liebte doch Dunja in seiner Weise, er herrschte schon über sie in seinen Träumen, – und nun plötzlich dieses!... Nein! Morgen, morgen schon muß alles wieder ausgeglichen, aufgeklärt und gutgemacht werden, Hauptsache war – diesen aufgeblasenen Milchbart, der an allem Schuld war, zu vernichten. Mit Unbehagen

dachte er plötzlich an Raſumichin ... aber er beruhigte ſich gleich – »es fehlte gerade noch, daß auch er auf eine Stufe mit ihm geſtellt würde!« Wen er aber tatſächlich allen Ernſtes fürchtete – war Sſwidrigailoff ... Mit einem Worte, es ſtanden viel Mühe und Sorgen bevor ...

— — — — — — — — — — — — — — —

»Nein, ich, ich bin am meiſten ſchuld!« ſagte Dunja, umarmte und küßte die Mutter, »ich habe mich von ſeinem Gelde verlocken laſſen, aber ich ſchwöre dir, Bruder, – ich konnte nicht glauben, daß er ſo unwürdig iſt. Hätte ich ihn vorher erkannt, hätte ich mich um alles in der Welt nicht verlocken laſſen! Klage mich nicht an, Bruder!«

»Gott hat uns gerettet! Gott hat uns gerettet!« murmelte Pulcheria Alexandrowna, aber wie unbewußt, als hätte ſie noch nicht ganz begriffen, was vorgefallen war.

Alle freuten ſich, und nach fünf Minuten lachten ſie ſogar. Zuweilen erblaßte Dunetſchka ein wenig und verzog die Augenbrauen bei der Erinnerung an das Vorgefallene. Pulcheria Alexandrowna konnte es nicht begreifen, daß ſie ſich auch freute; der Bruch mit Luſchin war ihr heute früh noch als ein ſchreckliches Unglück erſchienen. Raſumichin aber war entzückt. Er wagte noch nicht ganz ſein Entzücken zu äußern, aber er bebte am ganzen Körper wie im Fieber, als hätte ſich eine zentnerſchwere Laſt von ſeinem Herzen gelöſt. Jetzt hat er das Recht, ihnen ſein ganzes Leben hinzugeben, ihnen zu dienen ... und noch mehr. – Aber ſofort jagte er ängſtlich alle Zukunftsgedanken fort, er fürchtete ſich vor ſeiner Phantaſie. Nur Raskolnikoff allein ſaß auf demſelben Platze, faſt düſter und zerſtreut. Er, der am meiſten auf den Bruch mit Luſchin beſtanden hatte, ſchien ſich jetzt am allerwenigſten für das Vorgefallene zu intereſſieren. Dunja dachte unwill-

kürlich, daß er immer noch ſehr böſe auf ſie ſei, und Pulcheria Alexandrowna betrachtete ihn ängſtlich.

»Was hat dir denn Sſwidrigailoff geſagt?« trat Dunja an ihn heran.

»Ach ja, ja!« rief Pulcheria Alexandrowna aus.

Raskolnikoff erhob den Kopf.

»Er will dir unbedingt zehntauſend Rubel ſchenken und äußert dabei den Wunſch, dich einmal in meiner Gegenwart zu ſehen.«

»Sie zu ſehen! Um keinen Preis in der Welt!« rief Pulcheria Alexandrowna, »und wie wagt er es, ihr Geld anzubieten!«

Darauf teilte Raskolnikoff ziemlich trocken ſein Geſpräch mit Sſwidrigailoff mit, wobei er von dem Erſcheinen Marfa Petrownas als Geſpenſt nichts erwähnte, um nicht zu weit zu gehen, und weil er einen Widerwillen empfand, irgendeine Unterhaltung, außer der notwendigſten, zu führen.

»Was haſt du ihm geantwortet?« fragte Dunja.

»Ich ſagte zuerſt, daß ich dir keine Mitteilung machen wolle. Darauf erklärte er mir, daß er dann ſelbſt mit allen Mitteln verſuchen werde, dich zu ſehen. Er beteuerte, daß ſeine Leidenſchaft zu dir eine Torheit geweſen ſei und daß er jetzt dir gegenüber nichts mehr empfinde ... Er will nicht, daß du Luſchin heirateſt ... Er ſprach überhaupt verworren.«

»Wie erklärſt du ihn dir, Rodja? Wie iſt er dir erſchienen?«

»Ich muß geſtehen, daß ich mir nicht ſo ganz klar über ihn bin. Er bietet zehntauſend an, ſagt aber ſelbſt, er ſei nicht reich. Er erklärt, daß er irgendwohin reiſen will, und nach zehn Minuten vergißt er, daß er darüber geſprochen hat. Plötzlich ſagt er auch, daß er heiraten will und daß man ihm ſchon eine Braut freit ... Sicher hat er Abſichten und

am wahrſcheinlichſten – ſchlimme ... Aber wieder iſt es ſonderbar anzunehmen, daß er ſo dumm die Sache anfaſſen würde, wenn er dir gegenüber ſchlimme Abſichten hätte ... Ich habe ſelbſtverſtändlich dieſes Geld in deinem Namen ein für allemal ausgeſchlagen. Überhaupt erſchien er mir ſehr eigentümlich und ... ſogar ... mit Anzeichen von Geiſtesſtörung. Ich kann mich jedoch auch irren; er kann einfach geſchwindelt haben. Der Tod von Marfa Petrowna ſcheint aber einen Eindruck auf ihn gemacht zu haben ...«

»Gott ſchenke ihrer Seele Ruhe!« rief Pulcheria Alexandrowna, »ich will ewig, ewig für ſie zu Gott beten! Nun, wie würde es mit uns jetzt ſtehen, Dunja, ohne dieſe dreitauſend Rubel! Mein Gott, ſie ſind wie vom Himmel geſchickt! Ach, Rodja, wir hatten ja am Morgen im ganzen noch drei Rubel, und ich überlegte mit Dunetſchka die ganze Zeit, wie wir am ſchnellſten irgendwo die Uhr verſetzen könnten, um bloß nicht von dieſem ... zu fordern, bis es ihm ſelbſt in den Sinn kommt.«

Dunja hatte das Anerbieten Sſwidrigailoffs zu ſtark überraſcht. Sie ſtand die ganze Zeit in Gedanken verſunken.

»Er hat irgend etwas Schreckliches im Sinn!« ſagte ſie faſt im Flüſtertone zu ſich ſelbſt und ſchauderte.

Raskolnikoff bemerkte dieſe maßloſe Furcht.

»Ich glaube, ich werde ihn noch einmal ſehen«, ſagte er zu Dunja.

»Wir wollen ihn beobachten! Ich werde ihn finden!« rief Raſumichin energiſch. »Ich will mein Auge nicht von ihm laſſen! Rodja hat es mir erlaubt. Er hat mir ſelbſt vorhin geſagt: Beſchütze die Schweſter! Und wollen Sie es auch erlauben, Awdotja Romanowna?«

Dunja lächelte und reichte ihm die Hand, aber die Sorge

verließ nicht ihr Geſicht. Pulcheria Alexandrowna blickte ſie ſchüchtern an; die dreitauſend Rubel hatten ſie ſichtlich beruhigt.

Nach einer Viertelſtunde waren alle in lebhafteſter Unterhaltung. Sogar Raskolnikoff hörte einige Zeit aufmerkſam zu, obwohl er ſich nicht am Geſpräch beteiligte.

Raſumichin redete in einem fort.

»Und warum, warum ſollen Sie abreiſen!« ergoß er ſich mit Wonne in einer begeiſterten Rede, »und was wollen Sie in dem Städtchen machen? Und die Hauptſache, Sie leben alle hier zuſammen, und der eine beſucht den anderen, ... braucht ihn ſehr, verſtehen Sie mich! So verſuchen Sie es wenigſtens eine Weile ... Mich nehmen Sie als Ihren Freund, als Kompagnon, und ich verſichere Sie, wir wollen ein ausgezeichnetes Unternehmen gründen. Hören Sie, ich will Ihnen alles genau erklären, – das ganze Projekt mit allen Details! Schon heute Morgen, als noch nichts vorgefallen war, kam es mir in den Sinn ... Sehen Sie, die Sache beſteht aus folgendem, – ich habe einen Onkel, – ich will Sie mit ihm bekannt machen, ein ausgezeichneter und verehrungswürdiger alter Herr, – und dieſer Onkel hat ein Vermögen von tauſend Rubel, er ſelbſt lebt von ſeiner Penſion und leidet keine Not. Faſt zwei Jahre ſchon quält er mich, daß ich dieſe tauſend Rubel für ihn anlegen und ihm ſechs Prozent dafür zahlen ſoll. Ich weiß ja, wie der Haſe läuft, – er will mir einfach helfen; im vorigen Jahre aber brauchte ich es nicht, in dieſem Jahre jedoch wartete ich bloß auf ſeine Ankunft und habe mich entſchloſſen, es anzunehmen. Sie geben dann das zweite Tauſend von Ihren drei, und ſehen Sie, das genügt für den Anfang, und wir verbünden uns. Was machen wir aber damit?«

Und nun begann Raſumichin ſein Projekt zu entwickeln

und redete viel darüber, wie wenig fast alle unsere Buchhändler und Verleger von ihrer Sache verstehen, darum seien sie auch gewöhnlich schlechte Verleger, während anständige Buchausgaben sich sicher bezahlt machten und einen zuweilen bedeutenden Nutzen abwürfen. Von der Tätigkeit eines Verlegers träumte also Rasumichin; er hatte schon zwei Jahre für andere gearbeitet und beherrschte drei europäische Sprachen recht gut, wenn er auch vor sechs Tagen Raskolnikoff erklärt hatte, daß er im Deutschen »schwach« sei, aber das tat er, um ihn zu bewegen, die Hälfte der Übersetzungsarbeit und die drei Rubel Vorschuß anzunehmen. Er log damals, und Raskolnikoff wußte, daß er log.

»Warum denn sollen wir unseren eigenen Vorteil versäumen, wenn wir plötzlich eines der Hauptmittel besitzen, — und zwar eigenes Geld?« ereiferte sich Rasumichin. »Gewiß, man muß viel arbeiten, aber wir wollen arbeiten, Sie, Awdotja Romanowna, ich, Rodion ... manche Buchausgaben rentieren jetzt prächtig! Und die Hauptunterlage des Unternehmens besteht darin, daß wir wissen werden, was gerade übersetzt werden muß. Wir wollen übersetzen und verlegen und lernen, alles zusammen. Jetzt kann ich nützlich sein, denn ich habe darin Erfahrung. Es sind bald zwei Jahre, seit ich bei den Verlegern herumlaufe, und ich kenne alle ihre Schliche; es ist keine Hexerei, glauben Sie mir! Und warum soll man nicht nach dem Bissen greifen! Ich kenne selbst und bewahre es als ein Geheimnis, zwei oder drei solcher Werke; für den Gedanken allein, sie zu übersetzen und zu verlegen, kann man hundert Rubel für jedes Buch nehmen, und das eine Werk, die Idee allein schon, gebe ich nicht um fünfhundert Rubel. Was meinen Sie, wenn ich es jemand mitteilen würde, so ein Holzklotz täte vielleicht noch daran

zweifeln. Und was die geſchäftlichen Dinge – Druckerei, Papier, Verkauf – anbetrifft, ſo überlaſſen Sie dies mir. Ich kenne alle Schliche! Wir wollen mit kleinem anfangen und großes erreichen; wenigſtens ernähren können wir uns und erhalten in jedem Falle unſer Geld zurück.«

Dunjas Augen leuchteten.

»Was Sie vorbringen, gefällt mir ſehr, Dmitri Prokofjitſch«, ſagte ſie.

»Ich verſtehe hiervon gar nichts,« ſagte Pulcheria Alexandrowna, »vielleicht iſt es auch gut, aber Gott weiß. Es iſt neu und unbekannt. Gewiß müſſen wir hierbleiben, wenigſtens eine Zeitlang . . .«

Sie blickte Rodja an.

»Was meinſt du, Bruder?« ſagte Dunja.

»Ich meine, daß er einen ſehr guten Gedanken hat«, antwortete er. »Von einer Firma muß man ſelbſtverſtändlich vorher nicht träumen, aber fünf oder ſechs Bücher kann man tatſächlich mit zweifelloſem Erfolg verlegen. Ich kenne auch ſelbſt ein Werk, das unbedingt gehen wird. Und daß er die Sache zu leiten verſteht, unterliegt keinem Zweifel, – er verſteht die Sache ... Übrigens habt ihr noch Zeit, euch zu beſprechen . . .«

»Hurra!« rief Raſumichin. »Warten Sie, hier im ſelben Hauſe und bei denſelben Wirtsleuten iſt eine Wohnung frei. Sie iſt ganz abgeſchloſſen, hat mit dieſen Zimmern keine Verbindung und beſteht aus drei möblierten Stuben, der Preis iſt mäßig. Die können Sie fürs erſte nehmen. Die Uhr will ich für Sie morgen verſetzen und Ihnen das Geld bringen und das weitere wird ſich finden. Die Hauptſache aber iſt, daß Sie alle drei zuſammen leben können, auch Rodja mit Ihnen. Wohin willſt du denn, Rodja?«

»Wie, Rodja, gehſt du ſchon fort?« fragte Pulcheria Alexandrowna erſchreckt.

»In ſolch einem Augenblick!« rief Raſumichin.

Dunja blickte den Bruder mit mißtrauiſchem Erſtaunen an. Er hielt die Mütze in den Händen und ſchickte ſich an, wegzugehen.

»Ihr tut ja, als ob ihr mich beerdigen oder auf ewig Abſchied nehmen müßtet«, ſagte er eigentümlich.

Er wollte lächeln, aber dieſes Lächeln gelang ihm ſchlecht.

»Wer weiß, vielleicht ſehen wir uns auch zum letztenmal«, fügte er unvermutet hinzu.

Er wollte es bloß denken, doch die Worte entſchlüpften ihm.

»Um Gottes willen, was iſt mit dir!« rief die Mutter aus.

»Wohin willſt du gehen, Rodja?« fragte ihn Dunja in angſtvollem Tone.

»Ich muß jetzt fortgehen«, antwortete er unklar, als ſei er im Zweifel, was er ſagen wollte.

In ſeinem bleichen Geſichte drückte ſich eine feſte Entſchloſſenheit aus.

»Ich wollte ſagen ... als ich hierher ging ... ich wollte Ihnen, Mama ... und dir, Dunja, ſagen, daß es beſſer ſei, wenn wir uns für eine Zeitlang trennen. Ich fühle mich nicht wohl, ich bin unruhig ... ich will ſpäter wiederkommen, ich werde von ſelbſt kommen, wenn ... es mir möglich ſein wird. Ich denke an euch und liebe euch ... Doch laßt mich! Laßt mich allein! Ich habe es ſo beſchloſſen, ſchon früher ... Ich habe es beſtimmt beſchloſſen ... Was mit mir auch geſchieht, ob ich zugrunde gehen werde oder nicht, ich will allein ſein. Vergeßt mich ganz und gar. Es iſt ſo am beſten. Erkundigt euch auch nicht nach mir. Wenn es nötig ſein wird, komme

ich von ſelbſt oder . . . ich rufe euch. Vielleicht wird noch alles gut! . . . Jetzt aber ſagt euch von mir los, wenn ihr mich liebt . . . Sonſt muß ich euch haſſen, ich fühle es . . . Lebt wohl!«

»Mein Gott!« rief Pulcheria Alexandrowna.

Die Mutter und die Schweſter waren furchtbar erſchrocken; Raſumichin ebenfalls.

»Rodja, Rodja! Verſöhne dich mit uns, wir wollen wieder wie früher ſein!« rief die arme Mutter aus.

Er wandte ſich langſam der Türe zu und ging langſam hinaus. Dunja holte ihn ein.

»Bruder! Was tuſt du deiner Mutter an!« flüſterte ſie, und ihr Blick leuchtete vor Empörung.

Er ſchaute ſie ſchwermütig an.

»Es hat nichts zu bedeuten, ich komme, ich werde kommen!« murmelte er halblaut, als ob er ſich nicht völlig bewußt ſei, was er ſagen wollte, und ging aus dem Zimmer.

»Gefühlloſer, böſer Egoiſt!« rief Dunja.

»Er iſt ver–rückt und nicht gefühllos! Er iſt geiſtesgeſtört! Sehen Sie es denn nicht? Sonſt ſind Sie gefühllos! . . .« flüſterte Raſumichin ihr zu und drückte ſtark ihre Hand.

»Ich komme ſofort!« wandte er ſich an die erſtarrte Pulcheria Alexandrowna und lief aus dem Zimmer. Raskolnikoff erwartete ihn am Ende des Korridors.

»Ich wußte, daß du mir nachgehen wirſt«, ſagte er. »Gehe zu ihnen zurück und bleibe bei ihnen . . . Sei auch morgen bei ihnen . . . und ſtets. Ich komme . . . vielleicht . . . wenn ich kann. Leb wohl!«

Und ohne ihm die Hand zu reichen, ging er weiter.

»Ja, wohin gehſt du? Was iſt mit dir? Was iſt geſchehen? Kann man denn ſo! . . .« murmelte Raſumichin faſſungslos.

Raskolnikoff blieb noch einmal ſtehen.

»Ich ſage dir ein für allemal, – frage mich nicht und über nichts. Ich habe dir nichts zu antworten ... Komme nicht zu mir. Vielleicht komme ich ſelbſt hierher ... Laß mich ... ſie aber verlaſſe nicht. Verſtehſt du?«

Es war ziemlich dunkel auf dem Korridor, ſie ſtanden unter einer ſpärlich brennenden Lampe. Eine Minute blickten ſie einander ſchweigend an. Raſumichin erinnerte ſich ſein ganzes Leben dieſer Minute. Der brennende und ſtarre Blick Raskolnikoffs ſchien mit jedem Momente ſich zu verſtärken und drang in ſeine Seele und in ſein Bewußtſein. Da zuckte Raſumichin zuſammen. Ein fürchterliches Etwas trat zwiſchen ſie ... Ein Gedanke, ſpürbar wie ein Hauch; ein ſchauerlicher gräßlicher Gedanke von beiden gedacht, von beiden verſtanden ... Raſumichin wurde bleich wie ein Toter.

»Verſtehſt du jetzt?« ſagte Raskolnikoff plötzlich mit ſchmerzlich verzogenem Geſichte. »Kehre zurück, gehe zu ihnen«, fügte er ſofort hinzu, drehte ſich ſchnell um und verließ das Haus.

Ich will nicht beſchreiben, was an dieſem Abend bei Pulcheria Alexandrowna geſchah, wie Raſumichin zu ihnen zurückkehrte, wie er ſie beruhigte, wie er ſchwur, daß man Rodja in ſeiner Krankheit Ruhe geben müſſe, wie er ſchwur, daß Rodja unbedingt kommen würde, daß er jeden Tag herkommen würde, daß er ſehr, ſehr aufgeregt ſei, daß man ihn nicht reizen dürfe; wie er, Raſumichin, auf ihn aufpaſſen werde, ihm einen guten Arzt, den beſten, ein ganzes Konſilium verſchaffen werde ... Mit einem Worte, Raſumichin wurde an dieſem Abend ihr Sohn und Bruder. –

IV.

Raskolnikoff aber ging direkt zu dem Hauſe am Kanal, wo Sſonja wohnte. Es war ein dreiſtöckiges Haus, alt und grün angeſtrichen. Er ſuchte den Hausknecht auf und erhielt von ihm die ungefähre Auskunft, wo der Schneider Kapernaumoff wohne. Er fand in einer Ecke auf dem Hofe einen Eingang zu einer ſchmalen, dunklen Treppe, er ſtieg zum zweiten Stock hinauf und kam auf eine Galerie, die das Haus auf der Hofſeite umgab. Während er in der Dunkelheit und voll Ungewißheit, wo der Eingang zu Kapernaumoff ſein könne, herumirrte, öffnete ſich plötzlich drei Schritte von ihm eine Türe; er griff mechaniſch nach ihr.

»Wer iſt da?« fragte eine weibliche Stimme ängſtlich.

»Ich bin es ... komme zu Ihnen«, antwortete Raskolnikoff und trat in ein winziges Vorzimmer ein. Hier brannte auf einem durchgeſeſſenen Stuhle ein Licht in einem kupfernen Leuchter.

»Sie ſind es! Oh, Gott!« rief Sſonja mit ſchwacher Stimme und blieb wie verſteinert ſtehen.

»Wo geht es in Ihr Zimmer? Hier?«

Raskolnikoff ſuchte nicht ihren Blick und ging ſchnell in ihr Zimmer hinein.

Nach einer Minute kam auch Sſonja mit dem Lichte, ſtellte es hin und blieb vor ihm ſtehen, vollkommen verwirrt, in einer unbeſchreiblichen Aufregung und ſichtbar erſchrocken durch ſeinen unerwarteten Beſuch. Eine Röte ſtieg in ihr bleiches Geſicht, und Tränen traten in ihre Augen... Es war ihr ſchwer zumute, ſie ſchämte ſich auch, und doch war es ihr lieb ... Raskolnikoff wandte ſich ſchnell von ihr ab und ſetzte ſich auf einen Stuhl neben den Tiſch. Er fand Zeit, einen flüchtigen Blick auf das Zimmer zu werfen.

Es war ein großes Zimmer, aber außerordentlich niedrig, das einzige Zimmer, das Kapernaumoffs vermieteten; in der Wand links war eine verſchloſſene Tür, die zu ihnen führte. Auf der entgegengeſetzten Seite, rechts in der Wand, befand ſich noch eine Tür, die immer verſchloſſen war. Hinter ihr war eine andere Wohnung unter einer anderen Nummer. Sſonjas Zimmer glich einer Scheune, hatte die Geſtalt eines unregelmäßigen Vierecks, was ihm etwas Eigentümliches verlieh. Die eine Wand mit drei Fenſtern, die auf den Kanal hinausgingen, durchſchnitt das Zimmer etwas ſchief, wodurch die eine Ecke ſehr ſpitz war und in der Tiefe verlief, ſo daß man bei ſchwacher Beleuchtung ſie nicht gut überſchauen konnte; die andere Ecke war wieder häßlich ſtumpf. In dieſem ganzen Zimmer waren faſt gar keine Möbel. In einer Ecke rechts war ein Bett, neben ihm näher zur Türe ein Stuhl. An derſelben Wand, wo das Bett war, ſtanden an der Türe gegen die fremde Wohnung ein einfacher Tiſch, bedeckt mit einem blauen Tiſchtuche und daneben zwei geflochtene Stühle. An der entgegengeſetzten Wand, in der Nähe der ſpitzen Ecke, befand ſich eine kleine Kommode aus einfachem Holze, verloren wie in einer Wüſte. Das war das ganze Mobiliar. Die gelblichen, abgeriſſenen und beſchmutzten Tapeten waren an allen Ecken ſchwarz geworden; im Winter mußte es hier feucht und dunſtig ſein. Die Armut war offenſichtlich; ſelbſt am Bette waren keine Gardinen angebracht.

Sſonja blickte ſchweigend ihren Beſucher an, der ſo aufmerkſam und ungeniert ihr Zimmer betrachtete und begann vor Angſt zu zittern, als ſtände ſie vor einem Richter, der über ihr Schickſal entſcheiden ſollte.

»Ich komme ſpät ... Es iſt wohl ſchon elf Uhr?« fragte er ſie und erhob noch immer nicht die Augen zu ihr.

»Ja«, murmelte Sſonja. »Ach, ja, es iſt ſoviel!« beeilte ſie ſich zu ſagen, als wäre es ein Ausweg, »ſoeben ſchlug bei dem Hauswirte die Uhr ... und ich habe die Schläge gezählt ... Es iſt ſoviel.«

»Ich komme zum letztenmal zu Ihnen,« fuhr Raskolnikoff düſter fort, obwohl es doch zum erſtenmal war, daß er hier war, »ich werde Sie vielleicht nicht mehr ſehen ...«

»Reiſen Sie ... fort?«

»Ich weiß es nicht ... alles hängt von morgen ab ...«

»Alſo, Sie werden morgen nicht bei Katerina Iwanowna ſein?« bebte Sſonjas Stimme.

»Ich weiß es nicht. Alles hängt von morgen früh ab ... Aber darum handelt es ſich nicht, ich bin gekommen, Ihnen ein paar Worte zu ſagen ...«

Er erhob ſeinen nachdenklichen Blick zu ihr auf und bemerkte jetzt erſt, daß er ſaß, während ſie noch immer vor ihm ſtand.

»Warum ſtehen Sie denn? Setzen Sie ſich doch«, ſagte er mit veränderter Stimme leiſe und weich.

Sie ſetzte ſich. Er blickte ſie freundlich, faſt mitleidig eine Minute an.

»Wie mager Sie ſind! Sehen Sie nur Ihre Hand! Ganz durchſichtig. Dieſe Finger, wie bei einer Toten.«

Er nahm ihre Hand. Sſonja lächelte ſchwach.

»Ich war immer ſo«, ſagte ſie.

»Auch, als Sie zu Hauſe lebten?«

»Ja.«

»Ach, ſelbſtverſtändlich ja!« ſagte er abgeriſſen, und ſein Geſichtsausdruck und der Ton ſeiner Stimme veränderten ſich wieder.

Er blickte ſich noch einmal um.

»Sie mieteten das Zimmer von Kapernaumoff?«

»Ja . . .«

»Dieſe wohnen dort hinter der Türe?«

»Ja . . . Sie haben auch ein ſolches Zimmer.«

»Sie leben alle in einem Zimmer?«

»Ja, in einem Zimmer.«

»Ich würde mich nachts in Ihrem Zimmer fürchten«, bemerkte er düſter.

»Die Wirtsleute ſind ſehr gut, ſehr freundlich,« antwortete Sſonja, die immer noch nicht zu ſich gekommen ſchien und ſeine Bemerkung nicht verſtanden hatte, »und alle Möbel und alles . . . alles gehört den Wirtsleuten. Sie ſind ſehr gut, und die Kinder kommen auch oft zu mir . . .«

»Die ſtotternden?«

»Ja . . . Er ſtottert auch und iſt dazu auch lahm. Und die Frau auch . . . Das heißt, ſie ſtottert nicht ſo ſehr, ſie ſpricht bloß nicht alles aus. Sie iſt ſehr gut. Er iſt früher Leibeigener geweſen. Und ſie haben ſieben Kinder . . . und bloß der Älteſte ſtottert, die anderen ſind nur immer krank . . . ſtottern nicht . . . Woher wiſſen Sie das aber?« fügte ſie ein wenig verwundert hinzu.

»Ihr Vater hat es mir damals erzählt. Er hat mir auch alles über Sie erzählt . . . Auch davon, wie Sie um ſechs Uhr fortgingen und um neun zurückkamen, auch, wie Katerina Iwanowna an Ihrem Bette auf den Knien gelegen hat.«

Sſonja wurde verlegen.

»Mir ſchien es, als hätte ich ihn heute geſehen«, flüſterte ſie unentſchloſſen.

»Wen?«

»Den Vater. Ich ging in die Straße dort, nebenan, an der Ecke in der zehnten Stunde, und er ſchien vor mir zu gehen,

ganz, als wäre er es. Ich wollte eben zu Katerina Iwanowna hingehen...«

»Waren Sie ſpazieren gegangen?«

»Ja«, flüſterte Sſonja abgeriſſen, wurde wieder verlegen und ſenkte die Augen.

»Katerina Iwanowna hat Sie doch wohl geſchlagen, als Sie beim Vater lebten?«

»Ach nein, wie kommen Sie darauf, nein, nein!« Sſonja blickte ihn voll Schrecken an.

»Alſo, Sie lieben ſie?«

»Sie? Warum denn nicht!« ſagte Sſonja klagend und faltete mit leidendem Ausdruck die Hände. »Ach! Sie ... Wenn Sie nur wüßten. Sie iſt ja ganz wie ein Kind ... Ihr Verſtand iſt ja wie geſtört ... vor lauter Kummer. Und wie ſie klug war ... wie großmütig ... wie gut! Sie wiſſen nichts, nichts... ach!«

Sſonja ſagte dies wie in Verzweiflung, aufgeregt, darunter leidend und händeringend. Ihre bleichen Wangen errötеten wieder und in ihren Augen drückte ſich eine tiefe Qual aus. Man ſah, daß in ihr ſehr vieles durch ſeine Worte wachgerufen worden war und daß ſie gern etwas äußern und ſagen und für Katerina Iwanowna eintreten wollte. Ein unerſchöpfliches Mitleid, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, lag in ihrem Geſichte.

»Sie ſoll mich geſchlagen haben! Ja, wie kommen Sie dazu! Oh, Gott, ſie mich ſchlagen! Und wenn ſie mich auch geſchlagen hätte, was wäre dabei! Was wäre dabei! Sie wiſſen nichts, gar nichts ... Sie iſt ſo unglücklich, ach, wie unglücklich ſie iſt! Und ſie iſt krank ... Sie ſucht Gerechtigkeit ... Sie iſt rein. Sie glaubt ſo daran, daß in allem Gerechtigkeit ſein müſſe und verlangt ſie... Und Sie können

ſie quälen, ſie wird nichts Ungerechtes tun. Sie merkt ſelbſt nicht, wie unmöglich es iſt, daß es unter den Menſchen gerecht zugehe und iſt reizbar ... Sie iſt wie ein Kind, wie ein Kind! Sie iſt gerecht, gerecht!«

»Und was wird mit Ihnen geſchehen?«

Sſonja blickte ihn fragend an.

»Die Laſt iſt doch auf Ihren Schultern geblieben. Es iſt wahr, auch früher lag alles auf Ihren Schultern, und der Verſtorbene kam auch zu Ihnen mit ſeinen Bitten, um zu einem Gläschen zu kommen. Aber was wird jetzt werden?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Sſonja traurig.

»Werden ſie dort bleiben?«

»Ich weiß nicht, ſie ſind der Wirtin die Wohnung ſchuldig; und die Wirtin hat heute geſagt, ich hörte es, daß ſie ihr kündigen will; Katerina Iwanowna jedoch ſagte ſchon, daß ſie auch ſelbſt keinen Augenblick länger dort bleiben will.«

»Aus welchem Grunde iſt ſie denn ſo tapfer? Hofft ſie auf Sie?«

»Ach, nein, ſagen Sie nicht ſo etwas ... Wir leben zuſammen, gehören zueinander«, Sſonja wurde wieder erregt und ſelbſt gereizt, genau wie wenn ein Kanarienvogel oder ein anderer kleiner Vogel böſe wird. »Ja, was ſoll ſie denn tun? Was denn, was ſoll ſie tun?« fragte ſie, ſich ereifernd und erregt. »Und wie, wie lange ſie heute geweint hat! Ihr Verſtand iſt geſtört, haben Sie es nicht gemerkt? Er iſt geſtört; bald regt ſie ſich wie ein Kind darüber auf, ob morgen auch alles anſtändig ſei, die Speiſen und alles da ſei ... bald ringt ſie die Hände, ſpeit Blut, weint und ſchlägt die Stirne gegen die Wand aus lauter Verzweiflung. Dann wird ſie wieder ruhiger, hofft auf Sie, – ſagt, daß Sie ihr ein Helfer ſein werden und daß ſie bei irgend jemand Geld leihen und

nach ihrer Heimatsſtadt mit mir reiſen wird; ſie will dort eine Penſion für junge Mädchen aus guter Familie errichten, mich als Aufſeherin anſtellen, und ein ganz neues, ſchönes Leben ſoll für uns beginnen; ſie küßt mich, umarmt und tröſtet mich und glaubt feſt an die Ausführung ihres Planes. Sie glaubt ſo ſtark an dieſe Träume. Kann man ihr denn da widerſprechen? Und ſie wuſch, ſäuberte und beſſerte heute den ganzen Tag alles aus; hat ſelbſt mit ihren ſchwachen Kräften eine Wanne ins Zimmer hereingeſchleppt, geriet dabei außer Atem und fiel auf das Bett hin. Wir ſind heute am frühen Morgen mit ihr in den Läden geweſen, um Paletſchka und Lene Stiefel zu kaufen, denn die ihrigen ſind ganz zerriſſen, da reichte das Geld nach der Berechnung nicht aus, es fehlte noch ſehr viel. Und ſie hat ſo hübſche Stiefelchen ausgeſucht, denn ſie hat Geſchmack, Sie glauben nicht... Sie fing dort ſelbſt in dem Laden, in Gegenwart der Verkäufer, zu weinen an, da das Geld nicht ausreichte ... Ach, wie leid es einem tat, ſie zu ſehen.«

»Dann iſt es begreiflich, daß Sie ... ſo leben«, ſagte Raskolnikoff mit bitterem Lächeln.

»Und tut es Ihnen denn nicht auch leid? Nicht auch weh?« fuhr Sſonja wieder fort. »Ich weiß doch, Sie haben ſelbſt Ihr letztes abgegeben, ohne je wieder etwas davon zu ſehen. Und wenn Sie erſt alles wüßten, oh, Gott! Und wie oft, wie oft habe ich ſie zu Tränen gereizt! In der vorigen Woche noch! Ach, ich... Genau eine Woche vor ſeinem Tode. Ich habe grauſam gehandelt! Und wie oft, wie oft war ich es! Ach, wie es weh tut, ich wurde heute den ganzen Tag daran erinnert!«

Sſonja rang in ſchmerzlicher Erinnerung die Hände, während ſie ſprach.

»Sie wollen grauſam ſein?«

»Ja, ich, ich bin es! Ich kam damals hin,« fuhr ſie weinend fort, »als der Verſtorbene zu mir ſagte, ‚lies mir vor, Sſonja,‘ ſagte er, ‚mein Kopf tut mir etwas weh, lies mir vor ... hier iſt ein Buch‘, er hatte irgendein Buch von Andrei Sſemenowitſch Lebesjatnikoff erhalten; er wohnt auch dort und hat immer ſolche ſpaßige Bücher. Und ich ſagte, ‚ich muß gehen‘, wollte ihm alſo nicht vorleſen. Ich war hauptſächlich zu ihnen gekommen, um Katerina Iwanowna die Kragen zu zeigen, hübſche, neue und ausgewählte Kragen und Manſchetten, die mir Liſaweta, eine Händlerin, billig beſorgt hatte. Und Katerina Iwanowna gefielen ſie ſehr, ſie legte einen Kragen um, beſah ſich im Spiegel, und ſie gefielen ihr ſehr. ‚Schenk ſie mir, Sſonja,‘ ſagte ſie, ‚bitte ſchenk ſie mir.‘ Sie hatte bitte geſagt, und ſie wollte ſie ſo gern haben. Wann ſoll ſie aber die Kragen umlegen? Sie dachte nur an die frühere, glücklichere Zeit. Sie ſah ſich im Spiegel, betrachtete ſich mit Wohlgefallen und hat doch keine paſſenden Kleider, gar keine Sachen dazu, – wer weiß, wie viele Jahre ſchon! Und niemals wird ſie etwas von jemand erbitten, – ſie iſt ſtolz und gibt eher das letzte fort, nun aber hatte ſie mich gebeten, – ſo hatten ihr die Kragen gefallen! Mir aber tat es leid ſie wegzugeben. ‚Wozu brauchen Sie ſie, Katerina Iwanowna‘, ſagte ich, ſo direkt: wozu? Das hätte ich ihr nicht ſagen dürfen. Sie blickte mich ſchmerzlich an und wurde ſehr traurig, daß ich ſie ihr abgeſchlagen hatte, und es war ſo traurig anzuſehen ... Nicht der Kragen wegen, ſondern weil ich es ihr abgeſchlagen habe, ich hatte doch ... Ihnen iſt dies doch gleichgültig!«

»Haben Sie dieſe Händlerin Liſaweta gekannt?«

»Ja ... Sie auch?« fragte Sſonja ihn mit einigem Erſtaunen.

»Katerina Iwanowna hat die Schwindſucht im höchſten Grade, ſie wird bald ſterben«, ſagte Raskolnikoff nach einigem Schweigen, ohne auf ihre Frage zu antworten.

»Ach nein, nein, nein!« Und Sſonja ergriff unbewußt ſeine beiden Hände, als ob es an ihm läge, dies zu verhindern und als könnte ſie das von ihm erflehen.

»Es iſt doch beſſer, wenn ſie ſtirbt!«

»Nein, es iſt nicht, es iſt gar nicht beſſer!« wiederholte ſie erſchrocken und ohne Überlegung.

»Und was wird aus den Kindern? Sie werden ſie ſicher zu ſich nehmen?«

»Ach, ich weiß es nicht!« rief Sſonja faſt in Verzweiflung aus und faßte ſich an den Kopf.

Man merkte, daß dieſer Gedanke ſchon viele Mal ihr aufgetaucht war und daß ſie ihn immer wieder abgewieſen hatte.

»Und wenn Sie noch bei Katerina Iwanownas Lebzeiten krank werden und man Sie ins Krankenhaus ſchafft, was dann?« drang er erbarmungslos weiter in ſie.

»Ach, wie iſt es möglich! Das kann doch nicht ſein!« und Sſonjas Geſicht verzog ſich in furchtbarem Schrecken.

»Wieſo kann es nicht ſein?« fuhr Raskolnikoff mit einem harten Lächeln fort. »Sie ſind doch nicht davor geſchützt? Was wird dann mit jenen geſchehen? Sie werden auf die Straße alle zuſammen gehen, Katerina Iwanowna wird huſten und betteln und mit der Stirn an die Wand ſchlagen, wie heute, und die Kinder werden weinen ... Dann wird ſie hinfallen, man bringt ſie zur Wache, nachher ins Krankenhaus, nachher wird ſie ſterben, und was wird aus den Kindern ...«

»Ach nein! ... Gott wird es nicht zulaſſen!« entrang es ſich der zuſammengeſchnürten Bruſt Sſonjas.

Sie hörte ihm ängſtlich zu, blickte ihn flehend an und faltete in ſtummer Bitte die Hände, als hinge alles von ihm ab. Raskolnikoff ſtand auf und begann im Zimmer auf und abzugehen. Es vergingen Minuten. Sſonja ſtand mit geſenktem Kopfe und herabhängenden Händen da in unſäglichem Leid.

»Kann man nicht ſparen? Einen Notgroſchen ſammeln?« fragte er und blieb vor ihr ſtehen.

»Nein«, flüſterte Sſonja.

»Verſteht ſich, nein! Haben Sie es aber auch ſchon verſucht?« fragte er ſpöttiſch.

»Ich habe es verſucht.«

»Und es gelang nicht! Nun, das iſt ja ſelbſtverſtändlich! Was iſt da noch zu fragen!«

Und er wanderte wieder im Zimmer auf und nieder. Es verſtrich wieder eine Weile.

»Sie erhalten nicht jeden Tag Geld?«

Sſonja wurde noch mehr betreten, und wieder ſtieg ihr das Blut ins Geſicht.

»Nein«, flüſterte ſie mit qualvoller Anſtrengung.

»Mit Poletſchka wird ſicher dasſelbe geſchehen«, ſagte er plötzlich.

»Nein, nein! Das darf nicht ſein, unmöglich!« rief ſie laut, vollkommen verzweifelt, als hätte man ihr einen Stich ins Herz gegeben. »Gott, Gott wird ſo was Schreckliches nicht zulaſſen! . . .«

»Bei ihnen läßt er es doch zu.«

»Nein, nein! Gott wird ſie ſchützen! . . .« wiederholte ſie ganz außer ſich.

»Ja, vielleicht gibt es gar keinen Gott«, antwortete Raskolnikoff mit einem Anflug von Schadenfreude, lachte und

blickte sie an. Sonjas Gesicht verzerrte sich krampfhaft. Mit einem unbeschreiblichen Vorwurf schaute sie ihn an, wollte etwas sagen, konnte aber nichts herausbringen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte dann bitterlich.

»Sie sagen, Katerina Iwanownas Verstand sei gestört. Ihr eigener ist auch gestört«, sagte er nach einigem Schweigen.

Es vergingen wieder etwa fünf Minuten, während er schweigend auf und ab ging, ohne sie anzublicken. Endlich trat er an sie heran; seine Augen funkelten. Er packte sie mit beiden Händen an den Schultern und sah in ihr weinendes Gesicht. Seine Augen hatten einen heißen, trockenen, durchdringenden Blick, und seine Lippen bebten vor Erregung ... Plötzlich beugte er sich nieder, warf sich auf den Boden und küßte ihren Fuß. Sonja fuhr entsetzt vor ihm zurück, wie vor einem Irrsinnigen. Er sah wirklich ganz wie ein Irrsinniger aus.

»Was ist mit Ihnen, was tun Sie? Vor mir!« murmelte sie erbleichend, und ihr Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen.

Er stand sofort auf.

»Ich habe mich nicht vor dir verneigt, sondern vor dem ganzen menschlichen Leiden«, sagte er mit eigentümlichem Ton und ging zum Fenster hin. »Höre,« setzte er hinzu, als er nach einem Augenblick zu ihr zurückkam, »ich habe vorhin zu einem bösen Menschen gesagt, daß er deinen kleinen Finger nicht wert sei ... und daß ich meiner Schwester heute eine Ehre erwiesen habe, indem ich sie neben dich hingesetzt habe ...«

»Ach, was haben Sie gesagt! Und in ihrer Gegenwart?« rief Sonja erschrocken aus. »Neben mir zu sitzen! Eine Ehre!

Ja, ich bin doch ... ehrlos ... Ach, warum haben Sie das gesagt?«

»Nicht wegen deiner Ehrlosigkeit und Sünde habe ich es von dir gesagt, sondern wegen deines großen Leides. Daß du eine große Sünderin bist, ist wahr,« fügte er fast entzückt hinzu, »und am meisten bist du dadurch eine Sünderin, weil du dich umsonst getötet und verkauft hast. Ist das nicht entsetzlich! Ist es nicht entsetzlich, daß du in diesem Schmutze lebst, den du so haßt und gleichzeitig es selbst weißt, – man braucht dir nur die Augen zu öffnen – daß du niemandem damit hilfst und niemanden dadurch rettest! Ja, sage mir doch endlich,« fuhr er fast in Wut fort, »wie kannst du solche Schande und solche Gemeinheit mit deinen anderen besten und heiligsten Gefühlen in dir vereinigen? Es wäre doch gerechter, tausendmal gerechter und vernünftiger, sich mit dem Kopfe voran ins Wasser zu stürzen und allem ein Ende zu machen!«

»Und was wird mit ihnen allen geschehen?« fragte Sonja mit schwacher Stimme, blickte ihn leidend an, zeigte aber über seinen Vorschlag gar kein Erstaunen. Raskolnikoff blickte sie eigentümlich an.

Er hatte alles in ihrem Blicke gelesen. Auch sie hatte tatsächlich schon selbst diesen Gedanken gehabt. Vielleicht hatte sie sich in der Verzweiflung oft und ernstlich überlegt, dem Leben schneller ein Ende zu machen, so daß sie jetzt gar nicht über seinen Vorschlag erstaunt war. Sie hatte selbst die Härte seiner Worte nicht empfunden, auch den Sinn seiner Vorwürfe und seine besondere Ansicht über ihre Schande hatte sie nicht erfaßt, das konnte er sehen. Er aber begriff vollkommen, wie grauenhaft und schmerzlich sie schon seit langem der Gedanke an ihre ehrlose und schmachvolle Lage

gequält hatte. Was aber war es, was konnte es ſein, – dachte er, – das ihren Entſchluß, mit einem Schlage allem ein Ende zu machen, aufhielt? Jetzt erſt verſtand er völlig, was für ſie dieſe armen, kleinen verwaiſten Kinder und dieſe beklagenswerte halbverrückte Katerina Iwanowna mit ihrer Schwindſucht und mit ihrer Verzweiflung bedeuteten.

Aber ebenſo klar war es ihm, daß Sſonja mit ihrem Charakter und ihrer Bildung, die ſie doch immerhin genoſſen hatte, in keinem Falle weiter in dieſer Lage aushalten konnte. Und dennoch blieb die Frage offen, – wie hatte ſie ſo lange, zu lange ſchon, in dieſer Lage aushalten können, ohne den Verſtand zu verlieren, wenn ſie nicht die Kraft beſaß, ſich ins Waſſer zu ſtürzen? Gewiß, er begriff, daß Sſonjas Lage eine häufige Erſcheinung in der Geſellſchaft war, und unglücklicherweiſe bei weitem keine einzelne Ausnahme. Aber dieſer Umſtand ſelbſt, ihre Bildung und ihr ganzes vorheriges Leben hätten ſie doch ſofort beim erſten Schritt auf dieſem widerwärtigen Wege töten müſſen. Was hielt ſie denn? Doch nicht die Unzucht? Dieſe ganze Schande hatte ſie offenbar nur mechaniſch berührt; die echte Unzucht war noch mit keinem Tropfen in ihr Herz gedrungen; er ſah es; ſie ſtand völlig rein vor ihm da ...

»Sie hat drei Wege,« dachte er, »entweder ſich in den Kanal zu ſtürzen, ins Irrenhaus zu kommen oder ... oder ſich ſchließlich wirklich dem Laſter zu ergeben, das den Verſtand betäubt und das Herz verſteinert«.

Der letzte Gedanke war ihm am widerwärtigſten; aber er war ſchon zu ſehr Skeptiker, er war jung, abſtrakt und ſomit grauſam, darum mußte er auch glauben, daß der letzte Ausweg, das heißt das Laſter, am allerwahrſcheinlichſten ſei.

»Aber iſt es denn möglich,« rief er innerlich aus, »ſoll ſich

auch dieſes Weſen, das ſich noch die Reinheit des Herzens bewahrt hat, bewußt in dieſen abſcheulichen ſtinkenden Schlamm hinabziehen laſſen? Hat dieſe Erniedrigung ſchon begonnen und konnte ſie etwa dieſes Leben ſchon aus dieſem Grunde leben, weil das Laſter ihr nicht mehr widerwärtig erſchien? Nein, nein, es kann nicht ſein!« rief er bei ſich aus, wie vorhin Sſonja laut gerufen, »nein, vom Waſſer hielt ſie bis jetzt der Gedanke an die Sünde zurück und an jene ... Wenn ſie aber bis jetzt den Verſtand nicht verloren hat ... aber wer ſagt es denn, daß ſie den Verſtand noch nicht verloren hat? Iſt ſie denn bei geſundem Verſtande? Kann man denn ſo reden, wie ſie es tut? Kann man denn bei geſundem Verſtande ſo urteilen, wie ſie es tut? Kann man denn ſo über dem Abgrunde, über dem ſtinkenden Schlamm ſitzen und in der Gefahr, jeden Augenblick hineingezogen zu werden, trotzdem mit den Händen ſich gegen die Mahnungen wehren und ſich die Ohren zuhalten? Was, erwartet ſie etwa ein Wunder? Sicher, ſo iſt es. Sind dies nicht Anzeichen von Geiſtesſtörung?«

Er blieb hartnäckig bei dieſem Gedanken ſtehen. Dieſer Ausweg gefiel ihm ſogar beſſer, als jeder andere. Er begann ſie aufmerkſamer zu betrachten.

»Alſo du beteſt ſehr oft zu Gott, Sſonja?« fragte er ſie.

Sſonja ſchwieg, er ſtand neben ihr und wartete auf die Antwort.

»Was wäre ich denn ohne Gott?« flüſterte ſie ſchnell und energiſch, indem ſie ihn flüchtig mit funkelnden Augen anblickte und ſeine Hand ſtark drückte.

»Ja, es iſt ſo, wie ich gedacht!« ſagte er zu ſich.

»Und was tut Gott dir dafür?« fragte er ſie weiter ausforſchend.

Sſonja ſchwieg lange, als könnte ſie nicht antworten. Ihre ſchwache Bruſt hob und ſenkte ſich in heftiger Aufregung.

»Schweigen Sie! Fragen Sie nicht! Sie ſind es nicht wert . . .« rief ſie plötzlich und ſah ihn ſtreng und zornig an.

»Es iſt ſo! Es iſt ſo!« wiederholte er hartnäckig vor ſich hin.

»Alles tut er!« flüſterte ſie ſchnell und ſchlug wieder die Augen nieder.

»Das iſt ihr Ausweg! Das iſt die Löſung!« entſchied er bei ſich und betrachtete ſie mit geſteigertem Intereſſe.

Mit einem neuen, eigentümlichen, faſt krankhaften Gefühle ſchaute er in dieſes bleiche magere und regelmäßig eckige Geſichtchen, dieſe ſanften blauen Augen, die mit ſo einem Feuer, mit ſo einem ſtrengen energiſchen Blick leuchten konnten, dieſen kleinen Körper, der vor Empörung und Zorn noch bebte, und dies alles erſchien ihm noch merkwürdiger und unfaßlicher.

»Sie iſt närriſch! Sie hat den religiöſen Wahnſinn!« wiederholte er für ſich.

Auf der Kommode lag ein Buch. Jedesmal, wenn er auf und ab ging, hatte er es bemerkt; jetzt nahm er es und ſah es ſich an. Es war das Neue Teſtament in ruſſiſcher Überſetzung. Das Buch, in Leder gebunden, war alt und viel gebraucht.

»Woher haſt du es?« rief er. Sie ſtand immer noch auf derſelben Stelle, drei Schritte vom Tiſche entfernt.

»Man hat es mir gebracht«,antwortete ſie unwillig und ohne ihn anzublicken.

»Wer hat es dir gebracht?«

»Liſaweta hat es gebracht, ich habe ſie darum gebeten.«

»Liſaweta! Wie ſeltſam!« dachte er.

Alles erſchien ihm bei Sſonja mit jeder Minute merkwürdiger, wunderlicher. Er holte das Buch zum Lichte und begann darin zu blättern.

»Wo ſteht hier die Geſchichte vom armen Lazarus?« fragte er.

Sſonja blickte unverwandt zu Boden und antwortete nicht. Sie ſtand ein wenig abgewandt vom Tiſche.

»Von der Auferſtehung des Lazarus, wo iſt es? Suche es mir, Sſonja.«

Sie ſah ihn mit einem Seitenblick an.

»Nicht dort ... im vierten Evangelium ſteht es ...« flüſterte ſie ſtreng, ohne ſich ihm zu nähern.

»Suche es und lies es mir vor«, ſagte er, ſetzte ſich, ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch, den Kopf in die Hand legend, blickte düſter zur Seite und bereitete ſich vor zuzuhören.

»Nach drei Wochen iſt ſie im ſtädtiſchen Irrenhauſe! Ich werde vielleicht ſelbſt auch dort ſein, wenn es nicht noch ſchlimmer enden wird«, murmelte er vor ſich hin.

Sſonja trat unſchlüſſig an den Tiſch, nachdem ſie das ſonderbare Verlangen Raskolnikoffs mißtrauiſch gehört hatte. Sie nahm das Buch.

»Haben Sie es denn nicht geleſen?« fragte ſie und blickte ihn unter der Stirn hervor an. Ihre Stimme wurde immer ernſter und ernſter.

»Vor langer Zeit ... Als ich noch zur Schule ging. Lies!«

»Und haben Sie es nicht in der Kirche gehört?«

»Ich ... bin nie in der Kirche geweſen. Gehſt du oft hin?«

»N–nein«, flüſterte Sſonja.

Raskolnikoff lächelte.

»Ich verstehe ... Du wirst wohl morgen auch nicht zur Beerdigung des Vaters hineingehen?«

»Ich werde hingehen. Ich war auch in der vorigen Woche in der Kirche ... habe eine Totenmesse halten lassen.«

»Für wen?«

»Für Lisaweta. Man hat sie mit einem Beile erschlagen.«

Seine Nerven wurden immer reizbarer. Der Kopf begann ihm zu schwindeln.

»Warst du mit Lisaweta befreundet?«

»Ja ... Sie war gerecht ... sie kam ... selten ... sie konnte nicht. Wir lasen zusammen und ... sprachen. Sie wird Gott schauen!«

Eigentümlich klangen für ihn diese Worte aus der Bibel und wieder erfuhr er eine Neuigkeit, – sie hatte mit Lisaweta geheimnisvolle Zusammenkünfte gehabt und beide waren religiös wahnsinnig.

»Man kann hier selbst geisteskrank werden! Es steckt an!« dachte er.

»Lies!« rief er plötzlich hartnäckig und gereizt.

Sonja war noch immer unentschlossen. Ihr Herz klopfte. Sie wagte nicht ihm vorzulesen. Er sah mit Qual die »unglückliche Geisteskranke« an.

»Wozu denn? Sie glauben doch nicht daran? ...« flüsterte sie leise und mit stockendem Atem.

»Lies! Ich will es haben!« bestand er. »Du hast doch auch Lisaweta vorgelesen.«

Sonja schlug das Buch auf und suchte die Stelle. Ihre Hände zitterten, die Stimme versagte. Zweimal begann sie und konnte über das erste Wort nicht hinwegkommen.

»Es lag aber einer krank mit Namen Lazarus, von Betha-

nien . . .« ſagte ſie endlich mit Anſtrengung, aber bei dem dritten Worte zitterte plötzlich ihre Stimme und brach ab, wie eine zu ſtraff geſpannte Saite. Der Atem verſagte ihr und die Bruſt ſchnürte ſich zuſammen.

Raskolnikoff begriff zum Teil, warum Sſonja ſich nicht entſchließen konnte, ihm vorzuleſen, und je mehr er es begriff, um ſo entſchiedener und gereizter beſtand er darauf. Er verſtand zu gut, wie ſchwer es ihr jetzt fiel, alles eigene preiszugeben und zu enthüllen. Er hatte begriffen, daß dieſe Gefühle tatſächlich ihr wahres und vielleicht ſeit langer Zeit gehegtes Geheimnis bildeten, vielleicht ſchon ſeit der Jugendzeit, ſchon in der Familie, neben dem unglücklichen Vater und der vor Kummer wahnſinnig gewordenen Stiefmutter, mitten unter den hungrigen Kindern, ihrem häßlichen Geſchrei und den fortwährenden Vorwürfen. Aber gleichzeitig erkannte er, und zwar mit Sicherheit, daß ſie trotz ihres Grams und ihrer Furcht, in dem ſie jetzt vorzuleſen begann, doch gern, ſehr gern es tat und zwar vor ihm, damit er es höre und unbedingt jetzt – mochte kommen, was da wolle! . . . Er hatte das in ihren Augen geleſen und es aus ihrer verzückten Erregung entnommen! . . . Sie überwand ſich, unterdrückte den Krampf im Halſe, der ihr die Stimme am Anfange benommen hatte, und fuhr fort, aus dem elften Kapitel des Evangeliums St. Johannis vorzuleſen. So kam ſie bis zum 19. Vers: »Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, ſie zu tröſten über ihren Bruder. Als Martha nun hörete, daß Jeſus kommt, gehet ſie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim ſitzen. Da ſprach Martha zu Jeſu: Herr, wäreſt du hiergeweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben; aber ich weiß auch noch, daß, was du bitteſt von Gott, das wird dir Gott geben.«

Hier blieb ſie wieder ſtehn, in ſchamhafter Vorahnung, daß ihre Stimme zittern und verſagen würde ... »Jeſus ſpricht zu ihr: Dein Bruder ſoll auferſtehen. Martha ſpricht zu ihm: Ich weiß wohl, daß er auferſtehen wird in der Auferſtehung am jüngſten Tage. Jeſus ſpricht zu ihr: Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr ſterben. Glaubſt du das? Sie ſpricht zu ihm: (und wie mit Schmerz atemholend, las Sſonja deutlich und voller Kraft, als lege ſie ſelbſt öffentlich ein Glaubensbekenntnis ab):

»Herr, ja, ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen iſt.«

Sie hielt einen Moment inne, erhob ſchnell zu ihm die Augen, überwand ſich aber raſch und las weiter. Raskolnikoff ſaß und hörte unbeweglich zu, ohne ſich umzuwenden, den Ellbogen auf den Tiſch geſtützt und zur Seite blickend. Sie las bis zum 32. Vers:

»Als nun Maria kam, da Jeſus war, und ſahe ihn, fiel ſie zu ſeinen Füßen und ſprach zu ihm: Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben. Als Jeſus ſie ſahe weinen und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geiſt und betrübte ſich ſelbſt. Und ſprach: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie ſprachen zu ihm: Herr, komm und ſiehe es. Und Jeſu gingen die Augen über. Da ſprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn ſo lieb gehabt! Etliche aber unter ihnen ſprachen: Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat, nicht verſchaffen, daß auch dieſer nicht ſtürbe?«

Raskolnikoff wandte ſich zu ihr um und ſah ſie mit Erregung an, – ja, es iſt ſo! Sie zitterte am ganzen Körper

in wahrem, wirklichem Fieber. Er hatte es erwartet. Sie näherte ſich den Worten über das größte und unerhörte Wunder, und das Gefühl eines großen Triumphes erfaßte ſie. Ihre Stimme wurde klingend wie Metall; Triumph und Freude klangen darin und ſtärkten ſie. Die Zeilen verwiſchten ſich, weil es vor ihren Augen dunkel wurde, aber ſie kannte auswendig, was ſie las. Bei dem letzten Vers: »Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat ...« ließ ſie die Stimme ſinken und gab heiß und leidenſchaftlich den Zweifel, den Vorwurf und Tadel der ungläubigen, blinden Juden wieder, die gleich darauf, nach einer Minute, wie vom Donner getroffen, niederfallen, ſchluchzen und glauben werden ... »Auch er, er – ebenfalls verblendet und ungläubig, wird es gleich hören, auch er wird glauben, ja, ja, gleich, jetzt gleich«, durchzuckte es ſie und ſie bebte in freudiger Erwartung.

»Jeſus aber ergrimmete abermals in ihm ſelbſt und kam zum Grabe. Es war aber eine Kluft und ein Stein daraufgelegt. Jeſus ſprach: Hebet den Stein ab. Spricht zu ihm Martha, die Schweſter des Verſtorbenen: Herr, er ſtinket ſchon; denn er iſt vier Tage gelegen.«

Sie betonte energiſch das Wort – vier.

»Jeſus ſpricht zu ihr: Habe ich dir nicht geſagt, ſo du glauben würdeſt, du ſollteſt die Herrlichkeit Gottes ſehen? Da hoben ſie den Stein ab, da der Verſtorbene lag. Jeſus aber hob ſeine Augen empor und ſprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret haſt; doch ich weiß, daß du mich allezeit erhöreſt; ſondern um des Volkes Willen, das umher ſtehet, ſage ich es, daß ſie glauben, du habeſt mich geſandt. Da er das geſagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazare, komme heraus! Und der Verſtorbene kam heraus..«

(Laut und verzückt las ſie es, zitternd und fröſtelnd, als ſähe ſie es mit eigenen Augen.)

»Gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen und ſein Angeſicht verhüllet mit einem Schweißtuch. Jeſus ſpricht zu ihnen: Löſet ihn auf und laßt ihn gehen.«

»Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren und ſahen, was Jeſus tat, glaubten an ihn.«

Weiter las ſie nicht und konnte auch nicht leſen, ſie ſchloß das Buch und ſtand ſchnell vom Stuhle auf. »Das iſt alles über die Auferſtehung des Lazarus«, flüſterte ſie abgeriſſen und ſtreng und blieb unbeweglich, zur Seite gekehrt, ſtehen, ohne zu wagen und als ſchäme ſie ſich, die Augen zu ihm zu erheben. Ihr fieberhaftes Fröſteln dauerte noch an. Der Lichtſtumpf begann in dem ſchiefen Leuchter auszugehen und beleuchtete trübe in dieſem armſeligen Zimmer den Mörder und die Dirne, die ſo ſonderbar beim Leſen des ewigen Buches zuſammengekommen waren. Es vergingen fünf Minuten oder noch mehr.

»Ich bin gekommen, um über eine Angelegenheit mit dir zu ſprechen«, ſagte Raskolnikoff plötzlich laut und mit düſterem Geſichte, ſtand auf und trat an Sſonja heran. Sie erhob ſchweigend die Augen zu ihm. Sein Blick war beſonders ſtreng und drückte eine wilde Entſchloſſenheit aus.

»Ich habe heute meine Verwandten verlaſſen,« ſagte er, »meine Mutter und Schweſter. Ich werde nicht mehr zu ihnen gehen. Ich habe mit allem dort gebrochen.«

»Warum?« fragte ihn Sſonja beſtürzt. Ihre Begegnung mit ſeiner Mutter und Schweſter hatte in ihr einen ungewöhnlichen, wenn auch ihr ſelbſt nicht klaren Eindruck hin-

terlaſſen. Die Mitteilung von ſeinem Bruche mit ihnen hörte ſie faſt mit Entſetzen.

»Ich habe jetzt dich allein«, fügte er hinzu. »Gehen wir zuſammen ... Ich bin zu dir gekommen. Wir ſind beide verflucht und ſo wollen wir auch beide zuſammengehen!«

Seine Augen leuchteten. »Wie ein Wahnſinniger!« dachte Sſonja.

»Wohin ſollen wir gehen?« fragte ſie voll Angſt und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Woher ſoll ich es wiſſen? Ich weiß nur eins, daß wir einen und denſelben Weg haben, das weiß ich ſicher, – und weiter nichts. Ein und dasſelbe Ziel.«

Sie blickte ihn an und verſtand nichts. Sie begriff nur eins, daß er furchtbar, grenzenlos unglücklich ſei.

»Niemand von ihnen wird etwas verſtehn, wenn du zu ihnen ſprechen wirſt,« fuhr er fort, »ich aber habe dich verſtanden. Ich brauche dich, darum bin ich auch zu dir gekommen.«

»Ich begreife nicht ...« flüſterte Sſonja.

»Du wirſt ſpäter begreifen. Haſt du denn nicht ebenſo gehandelt. Auch du biſt hinüber geſchritten ... du haſt es vermocht. Du haſt Hand an dich gelegt, du haſt ein Leben zugrunde gerichtet ... dein Leben, das iſt einerlei! Du hätteſt im Geiſt und in der Vernunft leben können und wirſt auf dem Heumarkte enden ... Auch du kannſt es nicht aushalten, und wenn du allein bleibſt, wirſt du den Verſtand verlieren, wie ich auch. Du biſt ſchon jetzt wie geiſtesgeſtört; alſo müſſen wir zuſammengehen, ein und denſelben Weg! Gehen wir ihn alſo!«

»Warum? Warum ſagen Sie das?« ſagte Sſonja eigentümlich berührt und tief erregt durch ſeine Worte.

»Warum? Weil es so nicht bleiben darf – das ist der Grund! Man muß doch endlich ernst und offen es bedenken, und nicht wie ein Kind weinen und ausrufen, daß Gott es nicht zulassen wird! Nun, was wird geschehen, wenn man dich morgen tatsächlich ins Krankenhaus schleppt? Die da ist nicht bei Verstand und hat Schwindsucht, wird bald sterben und was soll aus den Kindern werden? Wird denn Poletschka nicht auch zugrunde gehen? Hast du denn nicht hier Kinder an allen Ecken gesehen, die ihre Mütter betteln schicken? Ich habe mich erkundigt, wo diese Mütter leben und in welcher Umgebung. Dort können die Kinder nicht Kinder bleiben. Dort ist ein siebenjähriger lasterhaft und ein Dieb. Und die Kinder sind doch Ebenbilder Christi. »Ihrer ist das Himmelreich.« Er hat geboten, sie zu achten und zu lieben, sie sind das künftige Menschengeschlecht...«

»Was soll, was soll ich denn tun?« wiederholte Sonja nervös weinend und händeringend.

»Was tun? Ein für allemal das, was nötig ist, abbrechen und weiter nichts, – und das Leiden auf sich nehmen! Was? Du verstehst es nicht? Du wirst es nachher verstehen ... Freiheit und Macht, hauptsächlich Macht! Über alle zitternde Kreaturen und über den ganzen Ameisenhaufen! ... Das ist das Ziel! Denk daran! Das ist mein Geleitwort dir auf den Weg! Vielleicht spreche ich mit dir zum letzten Male. Wenn ich morgen nicht zu dir komme, wirst du selbst von allem hören, und dann erinnere dich meiner jetzigen Worte. Und irgendwann, nachher, nach Jahren, mit der Zeit, wirst du auch vielleicht verstehn, was sie bedeuteten. Wenn ich aber morgen zu dir komme, will ich dir sagen, wer Lisaweta ermordet hat. Leb wohl!«

Sonja fuhr vor Schreck zusammen.

»Ja, wiſſen Sie denn, wer ſie ermordet hat?« fragte ſie und erſtarrte vor Entſetzen und blickte ihn wild an.

»Ich weiß es und will es ſagen ... Dir, nur dir allein! Ich habe dich gewählt. Ich werde nicht kommen zu dir, um Verzeihung zu bitten, ich will es bloß ſagen. Ich habe dich ſeit langem gewählt, um es dir zu ſagen, damals noch, als dein Vater über dich erzählte, und ich dachte daran, als Liſaweta noch lebte. Leb wohl. Gib mir nicht die Hand. Morgen!«

Er ging hinaus. Sſonja ſah ihm wie einem Geiſtesgeſtörten nach; aber auch ſie ſelbſt war wie verrückt und fühlte es. Der Kopf ſchwindelte ihr.

»Mein Gott, wie weiß er es, wer Liſaweta ermordet hat? Was bedeuteten dieſe Worte? Es iſt furchtbar!«

Aber *ein* Gedanke kam ihr nicht in den Sinn. Durchaus nicht! ...

»Oh, er muß furchtbar unglücklich ſein! ... Er hat Mutter und Schweſter verlaſſen. Warum? Was iſt vorgefallen? Und was für Abſichten hat er? Was hat er zu ihr geſagt? Er hat ihren Fuß geküßt und geſagt ... geſagt ... ja, er hat es deutlich geſagt, daß er ohne ſie nicht mehr leben kann ... Oh, Gott!«

Sſonja verbrachte in Fieber und Träumen die ganze Nacht. Sie ſprang zuweilen auf, weinte, rang die Hände und bald verfiel ſie wieder in Fieberträume und ſie träumte von Poletſchka, Katerina Iwanowna, Liſaweta, von Vorleſen aus dem Evangelium und von ihm ... ihm mit dem bleichen Geſicht, mit den funkelnden Augen ... Er küßt ihr die Füße, weinte ... Oh, Gott!

Hinter der Türe rechts, hinter derſelben Türe, die das Zimmer Sſonjas von der Wohnung von Gertrude Karlowna

Rößlich abteilte, war ein Durchgangszimmer, ſeit langem unbewohnt, das zu der Wohnung der Frau Rößlich gehörte und das zu vermieten war, worauf die Zettel an dem Tore und an den Scheiben der Fenſter, die zum Kanal hinausgingen, hinwieſen. Sſonja war ſeit langem gewöhnt, dieſes Zimmer als unbewohnt zu betrachten. Indeſſen aber hatte in dem leeren Zimmer die ganze Zeit an der Türe Herr Sſwidrigailoff geſtanden und heimlich gelauſcht. Als Raskolnikoff fortgegangen war, blieb er ſtehn, dachte nach, ging auf den Fußſpitzen in ſein Zimmer, das an das leere grenzte, holte dort einen Stuhl und ſtellte ihn leiſe an die Türe, die zu Sſonjas Zimmer führte. Das Geſpräch erſchien ihm amüſant und bedeutungsvoll und hatte ihm ſehr gefallen, – hatte ihm ſo gefallen, daß er einen Stuhl hinbrachte, um künftig, zum Beiſpiel morgen ſchon, nicht wieder der Unannehmlichkeit ausgeſetzt zu ſein, eine ganze Stunde ſtehen zu müſſen, ſondern ſich's bequemer zu machen, um in jeder Beziehung völlig befriedigt zu werden.

V.

Als Raskolnikoff am anderen Morgen, punkt elf Uhr, in das Haus des –ſchen Polizeireviers, in die Abteilung des Unterſuchungsrichters eingetreten war und gebeten hatte, ihn Porphyri Petrowitſch anzumelden, war er verwundert, wie lange man ihn warten ließ, – es vergingen mindeſtens zehn Minuten, ehe man ihn rief. Seiner Berechnung nach mußte man ſich ſofort auf ihn ſtürzen. Er ſtand indeſſen im Wartezimmer, es gingen Menſchen an ihm vorüber, die offenbar ſich gar nicht für ihn intereſſierten. In dem anderen Zimmer, das einer Kanzlei glich, ſaßen und ſchrieben

einige Schreiber, und es war erſichtlich, daß niemand auch eine Ahnung davon hatte, – wer und was Raskolnikoff ſei? Mit unruhigem und mißtrauiſchem Blicke beobachtete er alles umher, und ſuchte, – ob nicht neben ihm irgendeine Wache ſtehe, und ob er keinen geheimnisvollen Wink ſähe, beſtimmt, auf ihn acht zu geben, daß er nicht entrinne? Aber nichts von alledem, – er ſah bloß ſorgenvolle Kanzleigeſichter und einige andere Leute, und niemand kümmerte ſich um ſein Kommen und Gehen. Immer mehr befeſtigte ſich in ihm der Gedanke, daß, wenn dieſer geheimnisvolle Menſch von geſtern, dieſes Geſpenſt, das aus der Erde hervorgeſtiegen ſchien, tatſächlich alles wußte und alles geſehen hatte, – man ihm, Raskolnikoff, nicht erlauben würde, jetzt ſo dazuſtehen und ruhig abzuwarten? Und würde man auf ihn bis elf Uhr gewartet haben, bis es ihm ſelbſt eingefallen wäre, zu erſcheinen? Es zeigte ſich alſo, daß dieſer Menſch entweder noch nichts mitgeteilt hatte, oder ... oder er einfach nichts wußte und mit ſeinen eigenen Augen nichts geſehen hatte, – ja, und wie konnte er es auch geſehen haben? – und ſchließlich war alles, was geſtern mit ihm, Raskolnikoff, vorgefallen war, nichts als eine Wahnerſcheinung, die ſeine gereizte und kranke Einbildung übertrieben hatte. Dieſe Vermutung hatte ja geſtern ſchon während der ſtärkſten Aufregungen und der Verzweiflung in ihm ſich zu befeſtigen angefangen. Nachdem er ſich dies alles jetzt noch einmal überlegt hatte und ſich zu einem neuen Kampfe anſchickte, fühlte er plötzlich, daß er zittre, – und eine Empörung erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß er aus Furcht vor dem verhaßten Porphyri Petrowitſch zittere. Am ſchrecklichſten für ihn war es, mit dieſem Menſchen wieder zuſammenzutreffen; er haßte ihn über alle Maßen, grenzenlos, und

fürchtete direkt, ſeinen Haß irgendwie zu offenbaren. Seine Empörung über ſich ſelbſt war ſo ſtark, daß das Zittern ſofort aufhörte; er ſchickte ſich an, mit einer kalten und frechen Miene hineinzugehen und verſprach ſich ſelbſt, möglichſt viel zu ſchweigen, zu beobachten und zuzuhören und dieſes Mal um jeden Preis ſeine krankhafte gereizte Natur zu überwinden. In dieſem Augenblicke rief man ihn zu Porphyri Petrowitſch hinein.

Es traf ſich, daß in dieſem Momente Porphyri Petrowitſch in ſeinem Arbeitszimmer allein war. Sein Arbeitszimmer war weder klein, noch groß; es ſtanden darin ein großer Schreibtiſch vor einem Divan, der mit Wachstuch bezogen war, ein Schrank in einer Ecke und einige Stühle, – alles gehörte dem Staate und war aus gelbem poliertem Holze. In einer Ecke der Hinterwand oder beſſer geſagt der Scheidewand, war eine verſchloſſene Türe, – alſo, mußten hinter dieſer Wand ſich noch andere Zimmer befinden. Nach Raskolnikoffs Eintritt ſchloß Porphyri Petrowitſch ſofort die Türe, durch die er eingetreten war, und ſie waren allein. Er begrüßte ſeinen Beſuch mit ſichtlich fröhlichſtem und freundlichſtem Ausdruck, und erſt nach einigen Minuten merkte Raskolnikoff aus einigen Anzeichen eine gewiſſe Beſtürztheit, als ſei er plötzlich aus dem Konzept gebracht, oder als hätte man ihn auf etwas Verſtecktem und Geheimem ertappt.

»Ah, Verehrteſter! Da ſind Sie ja ... in unſerer Gegend ...« begann Porphyri Petrowitſch und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. »Nun, nehmen Sie Platz, Väterchen! Oder vielleicht haben Sie es nicht gern, daß man Sie Verehrteſter und ... Väterchen nennt, – ſozuſagen tout court? Halten Sie es bitte nicht für familiär ... Bitte, hierher auf den Divan.«

Raskolnikoff ſetzte ſich, ohne die Augen von ihm zu wenden.

»In unſerer Gegend«, Entſchuldigung wegen Familiarität, das franzöſiſche „tout court“ und dergleichen mehr, dies alles waren charakteriſtiſche Anzeichen. »Er hat mir beide Hände entgegengeſtreckt, hat aber keine Hand gereicht, hat ſie rechtzeitig zurückgezogen«, dachte er mißtrauiſch. Beide beobachteten einander, aber kaum begegneten ſich ihre Blicke, als ſie beide mit Blitzesſchnelle ſie voneinander abwandten.

»Ich habe Ihnen dieſe Anmeldung ... über die Uhr gebracht ... hier haben Sie es. Iſt es richtig geſchrieben, oder ſoll ich es umſchreiben?«

»Was? Die Anmeldung? Ja, ſo ... machen Sie ſich keine Sorge, es iſt richtig«, ſagte Porphyri Petrowitſch, als hätte er Eile, und erſt nachdem er das geſagt hatte, nahm er das Schriftſtück und ſah es durch. »Ja, es iſt richtig. Mehr iſt auch nicht nötig«, beſtätigte er noch einmal ſchnell und legte das Papier auf den Tiſch.

Nach einer Minute, als er ſchon von etwas anderem ſprach, nahm er es wieder in die Hand und legte es in ſeinen Schreibtiſch.

»Ich glaube, Sie ſagten geſtern, daß Sie wünſchten, mich ... in aller Form ... über meine Bekanntſchaft mit dieſer ... Ermordeten zu fragen?« begann wieder Raskolnikoff. »Nun, warum habe ich ‚ich glaube‘ geſagt?« durchfuhr es ihn. »Warum beunruhige ich mich denn ſo, daß ich dieſes ‚ich glaube‘ hinzugefügt habe?« kam ihm alsbald ein zweiter Gedanke. Und plötzlich empfand er, daß ſeine Zweifelſucht, nur bei der Berührung mit Porphyri Petrowitſch, nur nach zwei Worten, nur von zwei Blicken, in einem einzigen Augen-

blick ſchon ins Ungeheure geſtiegen ſei ... und daß dies ſehr gefährlich ſei, – ſeine Nerven wurden gereizt, die Erregung ſteigerte ſich. »Es iſt ein Unglück! Ein Unglück! ... Ich werde mich wieder verſprechen.« –

»Ja, ja, ja! Haben Sie keine Sorge! Es hat Zeit, hat Zeit!« murmelte Porphyri Petrowitſch und ging vor dem Tiſche auf und ab, wie abſichtslos. Bald eilte er zu dem Fenſter, bald zum Schreibtiſch, bald zu dem anderen Tiſch, bald mied er den mißtrauiſchen Blick Raskolnikoffs, bald blieb er plötzlich ſtehen und ſah ihm unverwandt ins Geſicht. Sonderbar erſchien dabei ſeine kleine, dicke und runde Geſtalt, die wie ein Gummiball überall hinrollte und ſofort von den Wänden und den Ecken abſprang.

»Wir haben Zeit, wir haben Zeit!... Rauchen Sie? Haben Sie was zu rauchen? Bitte, hier iſt eine Zigarette«, fuhr er fort und reichte dem Beſucher Zigaretten... »Wiſſen Sie, ich empfange Sie hier, meine Wohnung aber iſt hier hinter der Zwiſchenwand... freie Dienſtwohnung, ich wohne jetzt noch in meiner alten, eigenen. Man mußte hier einige kleine Reparaturen vornehmen. Jetzt iſt alles faſt in Ordnung... eine freie Dienſtwohnung iſt eine ſchöne Sache? Meinen Sie nicht?«

»Ja, es iſt eine ſchöne Sache«, antwortete Raskolnikoff und blickte ihn faſt ſpöttiſch an.

»Eine ſchöne Sache, eine ſchöne Sache...« wiederholte Porphyri Petrowitſch, als ob er an etwas ganz anderes denke, »ja! eine ſchöne Sache!« rief er zum Schluſſe laut, erhob plötzlich die Augen zu Raskolnikoff und blieb zwei Schritte vor ihm ſtehen.

Dieſe fortwährende dumme Wiederholung, daß eine Dienſtwohnung eine ſchöne Sache ſei, widerſprach ſehr dem ern-

ſten ſinnenden und rätſelhaften Blicke, mit dem er jetzt ſeinen Beſuch anſtarrte.

Dies aber reizte noch mehr die Wut Raskolnikoffs, ſo daß er eine ſpöttiſche und ziemlich unvorſichtige Herausforderung nicht unterdrücken konnte.

»Sie wiſſen doch,« ſagte er unerwartet, indem er ihn faſt dreiſt anblickte, und als empfände er einen Genuß von ſeiner Dreiſtigkeit, »daß es eine juriſtiſche Regel, ein juriſtiſcher Kniff mancher Unterſuchungsrichter iſt, – zuerſt von weitem her mit Kleinigkeiten, oder auch mit etwas Ernſtem aber Fernliegendem zu beginnen, um den zu Verhörenden ſozuſagen zu ermutigen, oder beſſer geſagt, abzulenken, ſeine Vorſicht einzuſchläfern, um ihn nachher plötzlich und unverſehens mit einer verhängnisvollen und gefährlichen Frage zu betäuben, habe ich recht? Das wird, glaube ich, in allen Lehrbüchern und Vorſchriften bis heute als unfehlbarer Kunſtgriff feſtgehalten.«

»Es iſt richtig... und Sie meinen, daß ich es mit der freien Dienſtwohnung bei Ihnen verſucht habe... ah«?

Als Porphyri Petrowitſch dies geſagt hatte, kniff er die Augen zuſammen und blinzelte ihm zu; etwas Luſtiges und Schlaues huſchte über ſein Geſicht, die Falten auf ſeiner Stirn glätteten ſich, die Augen wurden ſchmäler, die Geſichtszüge erweiterten ſich, und plötzlich brach er in ein nervöſes langandauerndes Lachen aus, das ſeinen ganzen Körper erſchütterte, dabei ſah er Raskolnikoff unentwegt in die Augen. Raskolnikoff zwang ſich in das Lachen einzuſtimmen. Als aber Porphyri Petrowitſch ſah, daß auch er lache, brach er in ein Gelächter aus, daß ihm das Blut zu Kopf ſtieg. Raskolnikoffs Widerwillen überwog ſeine Vorſicht, – er hörte auf zu lachen, ſein Geſicht verfinſterte

ſich und er ſah Porphyri Petrowitſch lange und voll Haß an während dieſes anhaltenden und wie abſichtlich nicht aufhörenden Lachens. Übrigens war die Unvorſichtigkeit beiderſeits – es war doch klar, daß Porphyri Petrowitſch über ſeinen Beſucher lachte und daß er über deſſen unverhohlenen Mißmut ſich nicht im geringſten kümmerte. Das aber war für Raskolnikoff ſehr wichtig – er hatte begriffen, daß Porphyri Petrowitſch auch vorhin ſich gar nicht verlegen gefühlt hatte, daß im Gegenteil er, Raskolnikoff, wahrſcheinlich in eine Falle geraten ſei, daß es hier etwas gab, was er nicht ahnte, daß vielleicht ſchon alles vorbereitet ſei, um ſich im nächſten Augenblick zu zeigen und ihn zu überrumpeln...

Er ging gerade auf das Ziel los, ſtand von ſeinem Platze auf und nahm ſeine Mütze.

»Porphyri Petrowitſch,« begann er gereizt, aber entſchloſſen, »Sie äußerten geſtern den Wunſch, daß ich zu einem Verhöre herkommen ſollte.« (Er betonte beſonders das Wort Verhör.) »Ich bin gekommen, und wenn Sie etwas wünſchen, fragen Sie mich, ſonſt aber geſtatten Sie mir, wegzugehen. Ich habe keine Zeit, denn ich habe zu tun... Ich muß zu der Beerdigung eines Beamten, der überfahren worden iſt und von dem... Sie auch... ſchon wiſſen...« fügte er hinzu, ärgerte ſich aber ſofort, daß er das hinzugefügt hatte und wurde noch gereizter. »Ich bin des Ganzen überdrüſſig, hören Sie, und ſeit langem ſchon ... ich bin zum Teil auch deshalb krank geweſen... mit einem Worte,« ſchrie er faſt, als er fühlte, daß die Phraſe über ſeine Krankheit ſehr überflüſſig war, »mit einem Worte, – belieben Sie mich entweder zu fragen oder zu entlaſſen, und zwar ſofort... und wenn Sie mich fragen wollen,

dann nicht anders, als nach der geſetzlichen Form! Anders werde ich es nicht erlauben, und darum ſage ich Ihnen einſtweilen, leben Sie wohl, da wir jetzt beide nichts miteinander zu ſchaffen haben.«

»Mein Gott! Ja, was iſt mit Ihnen? Ja, worüber ſoll ich Sie denn fragen,« ſagte auf einmal Porphyri Petrowitſch aufgeregt, indem er ſofort den Ton und ſeine Miene änderte und aufhörte zu lachen, »bitte, regen Sie ſich doch nicht auf,« bemühte er ſich um Raskolnikoff, bald nötigte er ihn, ſeinen Platz wieder einzunehmen, bald lief er im Zimmer umher, »es hat Zeit, es hat Zeit und alles ſind doch bloß Kleinigkeiten! Ich bin im Gegenteil ſo froh, daß Sie endlich zu mir gekommen ſind... Ich empfange Sie als meinen Gaſt. Und dieſes verfluchte Lachen bitte ich Sie zu entſchuldigen, Väterchen, Rodion Romanowitſch. – Rodion Romanowitſch, ſo iſt doch Ihr Vatername, nicht wahr? ... Ich bin ein nervöſer Menſch. Sie haben mich durch Ihre witzige Bemerkung ſtark zum Lachen gebracht; zuweilen ſchüttelt es mich wirklich, als wäre ich aus Kautſchuk, und das dauert manchmal eine halbe Stunde... Ich neige zum Lachen. Bei meiner Statur fürchte ich dadurch einmal einen Schlaganfall zu bekommen. Ja, ſetzen Sie ſich doch, warum ſtehn Sie?... Bitte, ſetzen Sie ſich, Väterchen, ſonſt denke ich, daß Sie mir böſe ſind...«

Raskolnikoff ſchwieg, hörte zu und beobachtete ihn, noch immer zornig und mit düſterem Geſichte. Er nahm Platz, legte aber die Mütze nicht aus der Hand.

»Ich will Ihnen, Väterchen Rodion Romanowitſch, von mir ſelbſt etwas ſagen, um Ihnen meinen Charakter ſozuſagen zu erklären«, fuhr Porphyri Petrowitſch fort, indem er im Zimmer hin und her eilte und wie vorhin den

Blick ſeines Gaſtes zu meiden ſchien. »Wiſſen Sie, ich bin ein alter Junggeſelle, ohne weltmänniſche Art und ohne Beziehungen, außerdem ein abgetaner Menſch, der ſchon über die Reife hinaus und in Samen geſchoſſen iſt... Und Rodion Romanowitſch, haben Sie nicht auch ſchon beobachtet, daß bei uns, das heißt bei uns in Rußland, und meiſtens in unſeren Petersburger Kreiſen, wenn zwei kluge Menſchen zuſammenkommen, die einander noch nicht gut kennen, aber ſich ſozuſagen gegenſeitig achten, wie wir jetzt zuſammengekommen ſind, ſo können ſie kaum vor Ablauf einer halben Stunde ein Geſprächsthema finden, – ſie ſitzen, ſtarren einander an und genieren ſich. Alle haben einen Geſprächsſtoff, Damen zum Beiſpiel... Leute aus der großen Welt zum Beiſpiel haben immer ein Thema zur Unterhaltung, c'est de rigueur. Die Leute aber aus den mittleren Schichten, das heißt denkende Menſchen, wie wir, – ſind alle verlegen und nicht geſprächig. Woher kommt das, Väterchen? Haben wir keine gemeinſamen Intereſſen, oder ſind wir zu ehrlich und wollen einander nicht betrügen, ich weiß es nicht? Ah? Wie meinen Sie? Legen Sie doch bitte die Mütze fort, es ſieht ſo aus, als wollten Sie gleich fortgehen, das iſt wirklich peinlich... Ich freue mich im Gegenteil ſehr, daß Sie hier ſind...«

Raskolnikoff legte die Mütze weg, verhielt ſich aber ſchweigend und hörte ernſt und mit düſterem Geſichte dem leeren und verworrenen Geſchwätz von Porphyri Petrowitſch zu.

»Will er tatſächlich mit ſeinem dummen Geſchwätz meine Aufmerkſamkeit ablenken?« dachte er.

»Ich kann Ihnen leider keinen Kaffee anbieten, es geht hier nicht an; doch warum ſoll man ſich nicht fünf Minuten

mit einem guten Bekannten zerſtreuen,« redete Porphyri Petrowitſch ohne Unterbrechung fort, »und wiſſen Sie, alle dieſe dienſtlichen Pflichten... aber ſeien Sie bitte, Väterchen, nicht böſe, daß ich in einem fort auf und ab gehe; entſchuldigen Sie, Väterchen, ich fürchte ſehr, Sie zu kränken, Bewegung aber tut mir einfach nötig. Ich ſitze die ganze Zeit und bin ſehr froh, ſo fünf Minuten herumgehen zu können... Hämorrhoiden... ich will mich durch Gymnaſtik behandeln; man erzählt, daß Staatsräte, wirkliche Staatsräte und ſogar Geheimräte, ſehr gern ab und zu über die Schnur ſpringen; ja, ja, die Wiſſenſchaft in unſerem Jahrhundert... leiſtet viel... Und dieſe dienſtlichen Pflichten, Verhöre und dieſe ganzen Formalitäten ... Sie erwähnten, Väterchen, ſoeben etwas von Verhören... ja, wiſſen Sie, Väterchen Rodion Romanowitſch, dieſe Verhöre verwirren zuweilen den Verhörer ſelbſt mehr als den zu Verhörenden... Das haben Sie, Väterchen, ſehr richtig und witzig ſoeben bemerkt« (Raskolnikoff hatte gar keine derartige Bemerkung gemacht). – »Man wird konfus! Wirklich, man wird konfus, und immer hat man ein und dasſelbe, immer ein und dasſelbe, es geht in einer Leier ſo fort! Die Reform iſt im Anzuge, wir werden wenigſtens einen anderen Titel erhalten, he–he–he! Und was unſer Verfahren, über das Sie vorhin ſo gelungen ſprachen, anbetrifft, ſo bin ich ganz Ihrer Meinung. Aber, ſagen Sie bitte, welcher Angeklagte, und wäre es der dümmſte Bauer, wüßte nicht, daß man zuerſt anfängt, ihn durch nebenſächliche Fragen einzuſchläfern, wie Sie treffend bemerkten, um ihn dann plötzlich mit einem Schlage zu betäuben, he–he–he! ihn zu betäuben, nach Ihrem glücklichen Ausdruck! He–he–he! Alſo, Sie dachten tatſächlich, daß ich es bei Ihnen

mit der Dienſtwohnung verſuchen wollte... he, he! Sie ſind ein ſpöttiſcher Menſch! Alſo, ich werde nicht mehr darüber reden! Ach ja, beiläufig, das eine Wort zieht ja das andere nach, und ein Gedanke ruft den andern, – Sie haben vorhin auch die geſetzliche Form erwähnt, wiſſen Sie, in bezug auf das Verhör... Wozu denn eine geſetzliche Form? Die Form iſt, wiſſen Sie, in vielen Fällen ein Unſinn. Manchesmal iſt es vorteilhafter, in aller Freundſchaft miteinander zu ſprechen. Die Form läuft nie davon, darin geſtatte ich mir Sie zu beruhigen; ja, und was iſt eigentlich die Form, frage ich Sie? Die geſetzliche Form darf nicht bei jedem Schritt den Unterſuchungsrichter hemmen. Die Arbeit eines Unterſuchungsrichters iſt doch ſozuſagen freie Kunſt in ihrer Art, oder etwas Ähnliches... he! he!«

Porphyri Petrowitſch machte für einen kurzen Augenblick eine Pauſe. Er redete in einem fort, ohne zu ermüden, bald ſinnloſes und inhaltloſes Zeug, bald machte er plötzlich rätſelhafte Anſpielungen und verlor ſich von neuem in ſinnloſes Geſchwätz. Er lief ſchon faſt im Zimmer herum und bewegte immer ſchneller und ſchneller ſeine dicken kurzen Beine; blickte dabei die ganze Zeit zu Boden, hatte die rechte Hand auf dem Rücken und machte mit der linken allerhand Bewegungen, die jedesmal nur wenig mit ſeinen Worten übereinſtimmten. Raskolnikoff bemerkte plötzlich, daß er ein paarmal neben der Tür ſtehen blieb und zu lauſchen ſchien...

»Wartet er etwa auf etwas?« dachte er.

»Und Sie ſind vollkommen im Rechte«, begann von neuem Porphyri Petrowitſch und blickte heiter und mit ungewöhnlicher Treuherzigkeit Raskolnikoff an, was jenen zu vermehrter Achtſamkeit veranlaßte. »Sie haben tatſächlich

recht, daß Sie über die Rechtsformen ſich ſo luſtig machen, he–he! Dieſe tiefſinnigen pſychologiſchen Kunſtgriffe – einige natürlich nur – ſind äußerſt lächerlich, ja und vielleicht nutzlos, wenn ſie durch die geſetzliche Form zu ſehr beſchränkt ſind. Ja... ich komme wieder auf die geſetzliche Form zurück, – alſo, wenn ich den einen oder den anderen ſozuſagen für den Verbrecher halte, oder beſſer geſagt, ihn im Verdacht habe, in irgendeiner mir übertragenen Angelegenheit... Sie bereiten ſich doch vor, Juriſt zu werden, Rodion Romanowitſch?«

»Ja, ich wollte es werden...«

»Nun, da möchte ich Ihnen ſozuſagen ein Beiſpiel für die Zukunft anführen, – das heißt, glauben Sie nicht, daß ich es wage, Sie zu belehren, – Sie laſſen doch ſelber große Artikel über Verbrechen drucken! Nein, ich will Ihnen nur, als eine Tatſache, ein Beiſpiel erwähnen, – alſo falls ich den einen oder den anderen für den Verbrecher halten ſollte, fragt es ſich, ſoll ich ihn vor der Zeit beunruhigen, wenn ich auch Beweiſe gegen ihn habe? Den einen muß ich zum Beiſpiel ſchneller verhaften, ein anderer aber hat einen ganz anderen Charakter, wirklich, – warum ſoll man ihm denn nicht geſtatten, in der Stadt herumzuſpazieren – he–he–he! Nein, ich ſehe, daß Sie nicht ganz verſtehn, ich will es Ihnen deutlicher erklären, – wenn ich ihn zum Beiſpiel zu früh einſperre, ſo gebe ich ihm vielleicht dadurch eine moraliſche Stütze, ſozuſagen, he–he! Sie lachen?« (Raskolnikoff dachte gar nicht daran, zu lachen; er ſaß mit zuſammengepreßten Zähnen und wandte ſeinen glühenden Blick von den Augen Porphyri Petrowitſchs nicht ab.) »Das kann bei dem einen Subjekt genau das richtige ſein, denn die Menſchen ſind verſchieden, und da muß vor

allem die Praxis entſcheiden. Sie werden jetzt einwenden – und die Beweiſe! Ja, nehmen wir an, es ſind Beweiſe da, aber Beweiſe haben doch meiſtenteils, Väterchen, zwei Seiten, und ich bin doch Unterſuchungsrichter, alſo auch nur ein ſchwacher Menſch, und ich geſtehe, daß ich die Unterſuchung ſozuſagen mathematiſch klarſtellen möchte, und ſolch einen Beweis zu erbringen wünſche, daß es ſo klar wäre, wie zweimal zwei vier iſt! Daß es einer klaren unbeſtreitbaren Tatſache gleiche! Wenn ich ihn aber vor der Zeit einſperre, – und wäre ich feſt überzeugt, daß er es iſt, – ſo kann ich mich ſelbſt vielleicht der Mittel berauben, ihn weiter zu überführen, und warum? Weil ich ihm ſozuſagen eine beſtimmte Lage gebe, ihn ſozuſagen pſychologiſch beſtimme und feſtlege, und da wird er ſich vor mir in ſeine Schale verkriechen, – er wird endlich begreifen, daß er Gefangener iſt. Man erzählt ſich, daß kluge Leute in Sebaſtopol ſofort nach der Schlacht bei Alma, ſchreckliche Angſt hatten, daß der Feind gleich darauf einen offenen Sturm auf Sebaſtopol machen und die Stadt einnehmen würde; als ſie aber ſahen, daß der Feind eine regelrechte Belagerung vorzog und die erſte Parallele zog, da haben ſich die klugen Leute ordentlich gefreut und ſich beruhigt, – die Sache zieht ſich wenigſtens noch zwei Monate hin, denn es dauert ein Endchen, ehe ſie durch eine regelrechte Belagerung die Stadt einnehmen können. Sie lachen wieder, Sie glauben wieder nicht? Sie ſind ſelbſtverſtändlich auch im Recht. Sie ſind im Recht, Sie ſind im Recht! Ich bin mit Ihnen einverſtanden, es ſind alles Einzelfälle; der angeführte Fall ſteht tatſächlich vereinzelt da! Aber ſehen Sie, lieber Rodion Romanowitſch, man muß dabei folgendes nicht außer acht laſſen, – es gibt doch keinen allgemeinen Fall, einen ſol-

chen, auf den alle rechtlichen Formen und Regeln paſſen, nach dem ſie berechnet und in Bücher eingetragen ſind, aus dem bloßen Grunde, weil jede Tat, jedes Verbrechen, zum Beiſpiel ſofort, kaum daß es in Wirklichkeit geſchehen iſt, ſich in einen vollkommenen Einzelfall verwandelt und zuweilen in einen ſolchen, der einem früheren ganz und gar nicht ähnlich iſt. Zuweilen paſſieren in dieſer Hinſicht ganz komiſche Sachen. Wenn ich nun einen Herrn ganz allein laſſe, ihn nicht feſtnehme und nicht beunruhige, aber er ſoll jede Stunde und jeden Augenblick wiſſen oder wenigſtens ahnen, daß ich alles weiß, ſein ganzes Geheimnis, Tag und Nacht ihn beobachten laſſe, über ihn raſtlos wache, und wenn er ſich bewußt unter ewigem Verdachte und in ewiger Angſt fühlt, – bei Gott, da wird er nicht aus und ein wiſſen, er wird tatſächlich ſelbſt kommen und wird vielleicht noch etwas tun, was dem Zweimalzwei beſtimmt ähnlich ſein wird, was ſozuſagen wie ein mathematiſches Exempel ausſieht, – und das iſt ſehr angenehm. Das kann auch mit einem plumpen Bauern geſchehen, aber um ſo mehr mit unſereinem, einem modern gebildeten und nach einer beſtimmten Richtung entwickelten Menſchen! Denn, mein Lieber, es iſt ſehr wichtig zu wiſſen, in welcher Richtung ein Menſch entwickelt iſt. Und die Nerven, die Nerven, die haben Sie ganz vergeſſen! Die ſind doch heutzutage krank, ſchlecht und gereizt!... Und die Galle, – wieviel Galle ſie alle haben! Das iſt ja, will ich Ihnen nur ſagen, in manchen Fällen eine Fundgrube in ihrer Art! Und warum ſoll ich beunruhigt ſein, daß er ungefeſſelt in der Stadt herumgeht? Mag er, mag er vorläufig ſpazieren gehen; ich weiß auch ohnedem, daß er mein Opfer iſt und niemals von mir fortläuft! Ja, und wohin ſoll er auch fliehen, he–he! Ins

Ausland etwa? Ein Pole wird ins Ausland fliehen, aber nicht er, um ſo mehr, da ich ihn beobachte und Maßregeln ergriffen habe. Soll er ins Innere des Vaterlandes etwa fliehen? Dort leben aber Bauern, echte, ungewaſchene Ruſſen; da wird ein modern entwickelter Menſch eher das Gefängnis vorziehen, als mit ſolchen Ausländern, wie es unſere Bauern ſind, leben, he–he–he! Aber das iſt Unſinn, ſind reine Äußerlichkeiten. Was heißt, – er wird fliehen! Das iſt formell gemeint, es iſt nicht die Hauptſache; er wird mir nicht entfliehen, nicht, weil er nirgends hinfliehen könnte, – er wird mir *pſychologiſch* nicht entfliehen, he – he! Was ſagen Sie zu dem Ausdruck? Er wird dem Naturgeſetze nach mir nicht entfliehen, wenn er auch irgendwohin fliehen könnte. Haben Sie einen Schmetterling vor einem Lichte geſehen? Nun, er wird auch ſo die ganze Zeit um mich, wie um ein Licht, herumflattern; die Freiheit wird ihm unlieb werden, er wird nachdenklich werden, ſich verwirren, ſich ſelbſt wie in ein Netz verwickeln und ſich zu Tode zappeln!... Nicht das allein, – er wird mir ſelbſt irgendein mathematiſches Exempel, wie Zwiemalzwei, bringen, – wenn ich ihm bloß genügend Zeit dazu laſſe... Und er wird die ganze Zeit, wird die ganze Zeit mich umkreiſen und immer kleinere und kleinere Kreiſe ziehen und – bardautz! Er wird mir direkt in den Mund fliegen und ich werde ihn verſchlucken, und das iſt aber ſehr angenehm, he–he–he! Sie glauben nicht?«

Raskolnikoff antwortete nicht, er ſaß bleich und unbeweglich und ſah die ganze Zeit Porphyri Petrowitſch ſtarr ins Geſicht.

»Die Lehre iſt gut!« dachte er erſchauernd. »Das iſt nicht mehr ein Spiel, wie die Katze mit der Maus, wie es geſtern

der Fall war. Und er zeigt mir doch nicht nutzlos seine Macht und... souffliert mir; er ist dazu zu klug... Er verfolgt einen anderen Zweck, aber was für einen? He, es ist Unsinn, Bruder, du willst mir nur Furcht einjagen und spielst den Schlauen! Du hast keine Beweise und der Mann von gestern existiert gar nicht! Du willst mich bloß verwirren, vorzeitig reizen und in diesem Zustande auf mich losschlagen, aber nein, du schlägst vorbei! Aber warum, warum souffliert er mir in dieser Weise?... Rechnet er etwa mit meinen kranken Nerven!... Nein, Bruder, das wird dir nicht gelingen, obwohl du etwas vorbereitet hast... Nun, wollen wir mal sehen, was du da vorbereitet hast.«

Und er nahm alle Kräfte zusammen, um sich auf eine furchtbare und unbekannte Katastrophe gefaßt zu machen. Zuweilen fühlte er einen heftigen Drang, sich auf Porphyri Petrowitsch zu stürzen und ihn auf der Stelle zu erwürgen. Als er hereintrat, fürchtete er sich vor dieser Wut. Er fühlte, daß seine Lippen trocken waren, sein Herz klopfte und daß der Schaum vor dem Munde eingetrocknet war. Er beschloß trotzdem zu schweigen. Er begriff, daß das die beste Taktik in seiner Situation sei, weil er nicht bloß keine Gelegenheit hatte, sich zu versprechen, sondern im Gegenteil durch sein Schweigen den Gegner reizen konnte, und jener vielleicht noch sich selbst verraten würde. Er hoffte wenigstens darauf.

»Nein, ich sehe, Sie glauben mir nicht, Sie meinen, daß ich Ihnen unschuldige Späße erzähle«, sagte Porphyri Petrowitsch, indem er lustiger wurde, vor Vergnügen ununterbrochen kicherte und wieder im Zimmer herumwanderte. »Sie haben selbstverständlich ein Recht dazu. Gott hat mir so eine Gestalt verliehen, daß sie nur lächerliche Gedanken

bei anderen erregt; bin der Poſſenreißer, aber ich will nur eins ſagen und wiederhole noch einmal, entſchuldigen Sie mich alten Mann, Väterchen Rodion Romanowitſch, – Sie ſind noch ein junger Mann, ſozuſagen in der Jugendblüte, und ſchätzen darum am höchſten, wie überhaupt die Jugend, den menſchlichen Verſtand. Schärfe des Verſtandes und abſtrakte Vernunftſchlüſſe ziehen Sie an. Das iſt genau, wie mit dem früheren öſterreichiſchen Hofkriegsrat, ſoweit ich über Kriegsereigniſſe urteilen kann, – auf dem Papier hatten ſie Napoleon geſchlagen und gefangen genommen, haben in ihrem Arbeitszimmer alles in der ſcharfſinnigſten Weiſe ermeſſen und berechnet, und zuguterletzt ergibt ſich General Mack mit ſeiner ganzen Armee, he–he–he! Ich ſehe, ich ſehe, Väterchen Rodion Romanowitſch, Sie lachen über mich, daß ſo ein Ziviliſt, wie ich, Beiſpiele aus der Kriegsgeſchichte anführt. Ja, was ſoll ich tun, ich habe einmal dieſe Schwäche, liebe alles Militäriſche und leſe ſehr gern alle dieſe Kriegsrelationen ... ich habe entſchieden in der Wahl meines Berufes gefehlt. Ich ſollte als Militär dienen, gewiß, zum Napoleon hätte ich es nicht gebracht, höchſtens bis zum Major, he–he–he! Nun, ich will Ihnen jetzt die volle Wahrheit in bezug auf den Einzelfall ſagen, mein Lieber. Wirklichkeit und Natur, mein Herr, ſind wichtige Dinge und machen zuweilen die allerglänzendſte Berechnung zuſchanden! He, hören Sie auf mich, einen alten Mann, ich ſpreche im Ernſt. Rodion Romanowitſch,« – (indem er dies ſagte, ſchien der kaum fünfunddreißigjährige Porphyri Petrowitſch tatſächlich gealtert zu ſein, – ſogar ſeine Stimme hatte ſich verändert und ſie ſchien wie verfallen) – »und außerdem bin ich aufrichtig ... Bin ich nicht aufrichtig? Was meinen Sie? Mir ſcheint, ich bin es im

vollen Maße, – teile Ihnen ſolche Dinge umſonſt mit, und verlange dafür gar keine Belohnung, he–he–he! Nun, alſo, ich fahre fort, – Scharfſinn iſt meiner Meinung nach ein prächtiges Ding; er iſt ſozuſagen eine Zierde der Natur und ein Troſt des Lebens, und kann ſolche Kunſtſtücke produzieren, daß zuweilen ein armer Unterſuchungsrichter beim beſten Willen ſie nicht erraten kann, der zudem von ſeiner eigenen Phantaſie geleitet wird, wie es oft genug vorkommt, denn er iſt auch nur ein Menſch! Aber die Natur hilft dem armen Unterſuchungsrichter, das iſt das Unglück! Daran aber denkt die von ihrem Scharfſinn hingeriſſene Jugend nicht, ‚die über alle Hinderniſſe hinwegſchreitet‘, – wie Sie ſich ſcharfſinnig und trefflich auszudrücken beliebten. Er wird – nehmen wir es an – lügen, das heißt, der Menſch, der Einzelfall, der Inkognito, und wird ausgezeichnet und in der ſchlaueſten Weiſe lügen; nun müßte er, ſollte man meinen, triumphieren und die Früchte ſeines Scharfſinnes genießen, aber es kommt ein Krach, – bei der intereſſanteſten, ſkandalöſeſten Stelle fällt er in Ohnmacht. Angenommen, es kann von Krankheit und zuweilen von der dumpfen Luft in einem Zimmer kommen, aber trotzdem! Trotzdem iſt der Gedanke gegeben! Er hat unvergleichlich gelogen, hat aber nicht verſtanden, mit der Natur zu rechnen. Darin aber lag die Tücke! Ein anderes Mal läßt er ſich von der Lebhaftigkeit ſeines Scharfſinnes hinreißen, beginnt einen Menſchen, der ihn im Verdacht hat, zum Narren zu halten, erbleicht, wie abſichtlich, wie im Scherze, aber erbleicht ſchon zu natürlich, ſo daß es zu ſehr wirklichem Erbleichen gleicht, und wieder iſt der Gedanke gegeben! Wenn ihm auch der Betrug zum erſten Male gelingt, aber über Nacht denkt jener nach und überlegt es ſich anders, wenn er nicht dumm iſt.

Und ſo geſchieht es auf Schritt und Tritt! Das iſt noch nichts, – er beginnt ſich ſelbſt vorzudrängen, beginnt ſich hineinzumiſchen, wo man ihn nicht fragt, ſpricht in einem fort über Dinge, über die er im Gegenteil ſchweigen müßte, läßt allerhand Allegorien vom Stapel, he–he!, kommt ſelbſt und fragt, warum man ihn ſo lange nicht feſtnimmt, he–he–he! und das kann auch mit dem ſcharfſinnigſten Menſchen, mit einem Pſychologen und Literaten, paſſieren! Die Natur iſt ein Spiegel, der durchſichtigſte Spiegel! Sieh hinein und betrachte dich, ja ſo iſt es! Ja, warum ſind Sie ſo blaß geworden, Rodion Romanowitſch, iſt es für Sie hier zu dumpf, ſoll ich nicht das Fenſter aufmachen?«

»Oh, bemühen Sie ſich, bitte, nicht,« – rief Raskolnikoff aus und lachte plötzlich laut, – »bitte, bemühen Sie ſich nicht.«

Porphyri Petrowitſch blieb vor ihm ſtehen, wartete eine Weile und ſtimmte dann in das Lachen ein. Raskolnikoff erhob ſich vom Diwan und brach plötzlich ſeinen Lachanfall ab.

»Porphyri Petrowitſch!« – ſagte er laut und deutlich, obwohl er kaum auf den zitternden Füßen ſtehen konnte, – »ich ſehe endlich klar, daß Sie mich poſitiv im Verdacht haben, dieſe Alte und ihre Schweſter Liſaweta ermordet zu haben. Meinerſeits erkläre ich Ihnen, daß ich all deſſen längſt überdrüſſig bin. Wenn Sie finden, daß Sie ein Recht haben, mich geſetzlich zu verfolgen, ſo verfolgen Sie mich, zu arretieren, ſo arretieren Sie mich. Aber ich erlaube nicht, daß man mir ins Geſicht lacht und mich quält ...«

Seine Lippen zitterten plötzlich, die Augen loderten vor Wut und die bis jetzt gemäßigte Stimme ſchwoll an. »Ich erlaube es nicht!« rief er plötzlich und ſchlug aus aller Kraft

mit der Fauſt auf den Tiſch, – »hören Sie, Porphyri Petrowitſch? Ich erlaube es nicht!«

»Ach, mein Gott, was iſt Ihnen!« rief Porphyri Petrowitſch, offenbar völlig erſchreckt; – »Väterchen! Rodion Romanowitſch! Lieber! Was iſt mit Ihnen?«

»Ich erlaube es nicht!« – rief Raskolnikoff noch einmal.

»Leiſe, Väterchen! Man könnte es hören und herkommen! Und, was wollen wir ihnen dann ſagen, bedenken Sie!« – flüſterte Porphyri Petrowitſch entſetzt und näherte ſein Geſicht dem Raskolnikoffs.

»Ich erlaube es nicht, ich erlaube es nicht!« – wiederholte Raskolnikoff mechaniſch, aber plötzlich ganz leiſe.

Porphyri Petrowitſch wandte ſich ſchnell um und lief, um das Fenſter zu öffnen.

»Friſche Luft hereinlaſſen! und etwas Waſſer müſſen Sie trinken, mein Lieber, es iſt ja ein Anfall!« – und er wollte zur Türe ſtürzen, um nach Waſſer zu ſchicken, fand jedoch hier ſelbſt in einer Ecke eine volle Karaffe.

»Da, Väterchen, trinken Sie,« – flüſterte er, mit der Karaffe zu ihm eilend, – »vielleicht hilft es ...«

Die Angſt und ſelbſt die Teilnahme von Porphyri Petrowitſch waren ſo natürlich, daß Raskolnikoff verſtummte und mit Neugier ihn betrachtete. Das Waſſer nahm er nicht an.

»Rodion Romanowitſch! Lieber! Ja, in dieſer Weiſe werden Sie noch den Verſtand verlieren, ich verſichere Sie! Ach! Trinken Sie! Trinken Sie wenigſtens etwas!«

Er zwang ihn doch, das Glas Waſſer in die Hand zu nehmen. Raskolnikoff führte es mechaniſch an die Lippen, beſann ſich aber und ſtellte es mit Widerwillen auf den Tiſch.

»Ja, Sie haben einen kleinen Anfall gehabt! In dieſer Weiſe werden Sie, mein Lieber, wieder, wie früher ſchon,

krank«, – begann mit freundſchaftlicher Teilnahme Porphyri Petrowitſch, und anſcheinend noch faſſungslos. – »Mein Gott! Ja, wie kann man ſich ſo wenig ſchonen? Geſtern war Dmitri Prokofjitſch bei mir geweſen, – ich gebe zu, ich habe einen ſchlimmen, böswilligen Charakter, – aber was ſie alles für Schlüſſe daraus ziehen ... Mein Gott! Er kam geſtern zu mir, als Sie fortgegangen waren, wir ſaßen beim Mittageſſen, er redete und redete, ich ſtaunte bloß ... kam er etwa in Ihrem Auftrage? Ja, ſo ſetzen Sie ſich doch, Väterchen, nehmen Sie Platz um Chriſti willen!«

»Nein, er kam nicht in meinem Auftrage! Aber ich wußte, daß er zu Ihnen gehen und warum er zu Ihnen gehen würde«, – antwortete Raskolnikoff ſcharf.

»Sie wußten es?«

»Ich wußte es. Nun, was iſt denn dabei?«

»Ja, Väterchen, Rodion Romanowitſch, ich weiß noch ganz andere Dinge von Ihnen; ich weiß alles! Ich weiß auch, wie Sie, als es dunkelte, in der Nacht eine Wohnung zu mieten gingen, an der Glocke klingelten, und nach dem Blut fragten, und die Arbeiter und die Hausknechte verwirrt machten. Ich verſtehe auch Ihre damalige Seelenſtimmung ... aber Sie werden ſich in dieſer Weiſe um den Verſtand bringen, bei Gott! Werden zugrundegehen! Eine ſtarke, edle Entrüſtung kocht in Ihnen gegen die empfangenen Kränkungen, zuerſt vom Schickſal, dann von den Polizeibeamten, darum ſtürzen Sie auch hierhin und dorthin, um ſozuſagen ſchneller alle zum Sprechen zu bringen, und um allem mit einem Male ein Ende zu machen, denn dieſer Unſinn und dieſer ganze Verdacht iſt Ihnen zum Überdruß. Iſt es nicht ſo? Habe ich die Stimmung erraten? ... Und in dieſer Weiſe werden Sie nicht allein

zugrunde gehen, ſondern ziehen auch unſeren Raſumichin hinein, er iſt doch dafür ein zu guter Menſch, Sie wiſſen es ja ſelbſt. Bei Ihnen iſt es eine Krankheit, bei ihm Tugend ... die Krankheit könnte auch ihn anſtecken ... Ich will Ihnen, Väterchen, wenn Sie ſich beruhigt haben, etwas erzählen ... aber ſetzen Sie ſich doch um Chriſti willen, Väterchen! Bitte, ruhen Sie ſich aus, Sie ſehen blaß aus, ja, ſetzen Sie ſich doch!« Raskolnikoff ſetzte ſich hin, das Zittern ging vorüber, und ſein ganzer Körper begann zu glühen. Mit tiefem Erſtaunen und aufmerkſam hörte er dem erſchrockenen und freundſchaftlich um ihn bemühten Porphyri Petrowitſch zu. Aber er glaubte keinem einzigen ſeiner Worte, obwohl er eine ſeltſame Neigung empfand zu glauben. Die unerwarteten Worte Porphyri Petrowitſch' über die Wohnung hatten ihn äußerſt beſtürzt. – »Wie, er weiß alſo von der Wohnung?« – dachte er plötzlich, – »und erzählt es mir ſelbſt!«

»Ja, in unſerer Gerichtspraxis gab es einmal einen faſt ähnlichen Fall, auch einen pſychopathiſchen, krankhaften Fall,« – fuhr Porphyri Petrowitſch ſchnell fort, – »da hat auch einer einen Mord ſich zugedichtet und wie, – eine ganze Halluzination führte er an, brachte Tatſachen, erzählte einzelne Umſtände, verwirrte alle und machte jeden konfus, und aus welchem Grunde? Er ſelbſt war völlig ohne Abſicht und Wiſſen mit die Urſache an dem Morde, und als er erfuhr, daß er den Mördern Veranlaſſung zu ihrer Tat gegeben hatte, wurde er ſchwermütig und tiefſinnig, hatte Erſcheinungen, verlor ganz den Verſtand und bildete ſich ein, daß er ſelbſt der Mörder ſei! Aber der Senat klärte ſchließlich die Sache auf, und der Unglückliche wurde freigeſprochen und in Pflege gegeben. Dank dem Senate! Ach, ja, ja!

Ja, wie ſoll es mit Ihnen enden, Väterchen? In dieſer Weiſe kann man leicht an Nervenfieber erkranken, wenn man ſolche Anwandlungen hat, ſeine Nerven zu reizen, nachts die Klingel zu ziehen und nach Blut zu fragen! Ich habe dieſe ganze Pſychologie in der Praxis ſtudiert. In dieſer Weiſe packt es einen Menſchen zuweilen, aus dem Fenſter oder von einem Turme zu ſpringen, und es iſt eine verführeriſche Empfindung. Ebenſo iſt es auch mit dem Klingelziehen ... Es iſt eine Krankheit, Rodion Romanowitſch, Sie ſind krank! Sie vernachläſſigen Ihre Krankheit zu ſehr. Sie ſollten zu einem erfahrenen Arzt hingehen, der Dicke kann Ihnen doch nicht viel nützen! ... Sie haben Fieberwahn! Sie tun alles nur im Fieberwahne! ...«

Auf einen Augenblick drehte ſich alles vor Raskolnikoffs Augen.

»Iſt es möglich,« – ſchwirrte es in ſeinem Kopfe, – »iſt es möglich, daß er auch jetzt lügt? Es iſt undenkbar, unmöglich!« – er ſtieß dieſen Gedanken von ſich, da er fühlte, in welchen Grad von Zorn und Raſerei ihn derſelbe bringen müßte, und daß er vor Wut den Verſtand verlieren könne.

»Das war nicht im Fieberwahn, das war im wachen Zuſtande!« – rief er aus und ſpannte alle Kräfte ſeines Verſtandes an, um das Spiel Porphyri Petrowitſch' zu durchſchauen. – »Im wachen Zuſtande, bei vollem Verſtande! Hören Sie?«

»Ja, ich verſtehe und höre es! Sie ſagten auch geſtern, daß es nicht im Fieberwahne war, Sie betonten ſogar, daß es nicht im Fieberwahne war! Ich begreife alles, was Sie ſagen! Ach! ... Hören Sie doch, Rodion Romanowitſch, mein lieber Menſch, ziehen Sie doch dieſen Umſtand in Er-

wägung. Wenn Sie tatſächlich in dieſer verfluchten Sache ſchuldig oder irgendwie darin verwickelt wären, würden Sie dann – ich bitte Sie – ſelbſt betonen, daß Sie dies alles nicht im Fieberwahne, ſondern im Gegenteil bei vollem Verſtande getan haben? Und es ganz beſonders betonen, mit einer beſonderen Hartnäckigkeit es betonen, – wäre es denn möglich, wäre es denkbar, ich bitte Sie? Meiner Meinung nach würden Sie das Gegenteil behaupten. Wenn Sie kein reines Gewiſſen hätten, ſo müßten Sie unbedingt betonen, – daß Sie es unbedingt im Fieberwahne getan haben! Iſt es nicht ſo? Meine Annahme iſt doch richtig?«

Etwas Heimtückiſches klang in dieſer Frage. Raskolnikoff wich vor Porphyri Petrowitſch zurück, der ſich zu ihm gebeugt hatte, und betrachtete ihn ſchweigend, ſtarr und voller Zweifel.

»Oder nehmen wir den Fall mit Raſumichin, das heißt, ob er geſtern aus freien Stücken kam zu ſprechen, oder ob Sie ihn dazu gebracht haben? Ja, Sie müßten unbedingt geſagt haben, daß er aus eigenem Antriebe gekommen war, und verheimlichen, daß er es in Ihrem Auftrage getan hat! Sie aber verheimlichen es nicht! Sie betonen gerade, daß er in Ihrem Auftrage hier geweſen war!«

Raskolnikoff hatte es niemals betont. Ein Schauer durchzog ſeinen Rücken.

»Sie lügen wieder,« – ſagte er langſam und ſchwach, und ſeine Lippen verzogen ſich zu einem ſchmerzlichen Lächeln, – »Sie wollen mir wieder zeigen, daß Sie mein ganzes Spiel kennen und alle meine Antworten im voraus wiſſen,« – ſagte er und fühlte ſelbſt nicht, daß er ſeine Worte nicht mehr genügend erwog, – »Sie wollen mir Furcht einjagen.. oder Sie lachen einfach über mich ...«

Er fuhr fort, ihn ſtarr anzuſehen, als er dies ſagte, und wieder leuchtete eine grenzenloſe Wut in ſeinen Augen auf.

»Sie lügen alles!« – rief er aus. – »Sie wiſſen ſelbſt ausgezeichnet, daß der beſte Ausweg für einen Verbrecher iſt, nach Möglichkeit nichts zu verheimlichen, was man nicht verheimlichen kann. Ich glaube Ihnen nicht!«

»Wie ſpitzfindig Sie ſind!« – kicherte Porphyri Petrowitſch, – »man wird mit Ihnen, Väterchen, nicht fertig; eine Art Monomanie ſteckt tief in Ihnen. Alſo, Sie glauben mir nicht? Ich ſage Ihnen aber, daß Sie mir ſchon glauben, daß Sie mir ſchon zu einem Viertel glauben, und ich will mein Möglichſtes tun, daß Sie mir noch ganz und gar glauben werden, denn ich habe Sie wirklich gern und wünſche Ihnen aufrichtig alles Gute.«

Raskolnikoffs Lippen bebten.

»Ja, ich wünſche Ihnen Gutes, ſage ich Ihnen noch einmal,« – fuhr er fort, und faßte Raskolnikoff leicht und freundſchaftlich am Arm, ein wenig über dem Ellbogen, – »ich will es Ihnen auch noch einmal ſagen, – achten Sie auf Ihre Krankheit. Außerdem ſind auch Ihre allernächſten Verwandten jetzt angekommen; denken Sie auch an die. Sie ſollen ſie pflegen und hüten, und Sie erſchrecken ſie bloß...«

»Was geht das Sie an? Woher wiſſen Sie es? Warum intereſſieren Sie ſich in dieſer Weiſe für mich? Alſo, Sie beobachten mich und wollen es mir zeigen?«

»Väterchen! Ich habe es doch von Ihnen, von Ihnen ſelbſt erfahren! Sie merken nicht mal, daß Sie in Ihrer Erregung mir ſelbſt alles und anderen auch erzählen. Auch von Dmitri Prokofjitſch Raſumichin habe ich geſtern viele intereſſante Details erfahren. Nein, Sie haben mich unterbrochen, ich ſage aber, daß Sie durch Ihren Argwohn, trotz

Ihres ganzen Scharfſinnes, den geſunden Blick für die Dinge verlieren. Nun, nehmen wir, zum Beiſpiel, wieder das Klingelziehen, – ſolch eine Krankheit, dieſe Tatſache, – es iſt doch eine ganze Tatſache, – liefere ich Ihnen ohne weiteres aus, ich, der Unterſuchungsrichter! Und Sie ſehen darin gar nichts? Nun, ſagen Sie, wenn ich nur einen kleinen Verdacht auf Sie hätte, würde ich ſo handeln können? Ich müßte im Gegenteil Ihren Argwohn zuerſt einſchläfern und nicht mal zeigen, daß ich dieſe Tatſache ſchon kenne, ich müßte Sie in entgegengeſetzter Richtung ablenken, um Sie plötzlich, wie mit einem Schlage auf den Kopf, mit der Frage zu betäuben, – »was ſuchten Sie – würde ich fragen, – um zehn Uhr abends, oder es kann auch elf Uhr geweſen ſein, in der Wohnung der Ermordeten? Warum haben Sie an der Klingel gezogen? Und warum fragten Sie nach dem Blute? Warum machten Sie die Hausknechte konfus und forderten ſie auf, auf das Polizeibureau, zum Revieraufſeher, mitzugehen?« Sehen Sie, in dieſer Weiſe müßte ich handeln, wenn ich den winzigſten Verdacht gegen Sie hätte. Ich müßte Sie in aller Form verhören, eine Hausſuchung bei Ihnen vornehmen und Sie möglicherweiſe auch arretieren ... Alſo kann ich doch keinen Verdacht gegen Sie hegen, wenn ich anders gehandelt habe! Sie haben aber den geſunden Blick verloren und ſehen gar nichts, wiederhole ich!«

Raskolnikoff zuckte zuſammen, ſo daß Porphyri Petrowitſch es zu deutlich bemerkte.

»Sie lügen alles!« – rief er aus, – »ich kenne Ihre Abſichten nicht, aber Sie lügen ... Vorhin haben Sie nicht in dieſem Sinne geſprochen und ich kann mich nicht irren ... Sie lügen!«

»Ich lüge?« – unterbrach ihn Porphyri Petrowitſch, ſich ſcheinbar ereifernd, behielt jedoch das luſtigſte und ſpöttiſche Ausſehen bei, als kümmerte es ihn wenig, welch eine Meinung Herr Raskolnikoff über ihn habe. – »Ich lüge? ... Und wie habe ich vorhin Ihnen gegenüber gehandelt, ich, der Unterſuchungsrichter? Ich habe Ihnen ſelbſt alle Mittel zur Verteidigung genannt und ausgeliefert, habe ſelbſt Ihnen die ganze Pſychologie erklärt, habe Krankheit, Fieberwahn, Kränkungen, Melancholie und Polizeibeamte und dergleichen mehr erwähnt! Ah! He–he–he! Obwohl – nebenbei geſagt, – alle dieſe pſychologiſchen Mittel zur Verteidigung, Ausflüchte und Ausreden äußerſt unſtichhaltig ſind und zwei Seiten haben. ‚Ich war krank, hatte Fieberträume, war im Wahne, erinnere mich nicht‘, – alle dieſe Ausreden ſind ja richtig, aber es fragt ſich, Väterchen, warum in der Krankheit und im Fieberwahne immer ſolche Vorſtellungen auftauchen und nicht andere? Es können einem doch auch andere Vorſtellungen erſcheinen? Iſt es nicht ſo? He–he–he!«

Raskolnikoff blickte ihn ſtolz und voll Verachtung an.

»Mit einem Worte,« – ſagte er laut und eindringlich, indem er aufſtand und dabei Porphyri Petrowitſch ein wenig zur Seite ſtieß – »mit einem Worte, ich will endgültig wiſſen, ob Sie mich frei von jedem Verdacht finden oder *nicht*? Sagen Sie es, Porphyri Petrowitſch, ſagen Sie es mir poſitiv, endgültig, und ſchnell, ſofort!«

»Das iſt eine Geſchichte! Iſt das eine Plage mit Ihnen,« – rief Porphyri Petrowitſch mit vollkommen luſtiger, ſchlauer und gar nicht bewegter Miene, – »ja, wozu wollen Sie es wiſſen, wozu wollen Sie ſo vieles wiſſen, wenn man noch nicht einmal begonnen hat, Sie in irgendeiner Weiſe zu beläſtigen? Sie ſind wie ein Kind, dem man Feuer in die

Hand geben ſoll! Warum beunruhigen Sie ſich in dieſer Weiſe? Warum drängen Sie ſich uns auf, aus welchen Gründen? Ah? He–he–he!«

»Ich wiederhole Ihnen,« – rief Raskolnikoff in blinder Wut, – »daß ich es länger nicht ertragen kann ...«

»Was denn? Die Ungewißheit?« – unterbrach ihn Porphyri Petrowitſch.

»Höhnen Sie nicht! Ich will es nicht haben! ... Ich ſage Ihnen, ich will es nicht! ... Ich kann und will es nicht! ... Hören Sie! Hören Sie!« – rief er und ſchlug wieder mit der Fauſt auf den Tiſch.

»Stiller, leiſer! Man könnte es hören! Ich warne Sie in allem Ernſt, – ſchonen Sie ſich. Ich ſcherze nicht!« – ſagte Porphyri Petrowitſch im Flüſtertone, aber diesmal lag in ſeinem Geſichte nicht mehr der frühere weibiſch gutmütige und erſchrockene Ausdruck; im Gegenteil, er befahl es ſtreng, mit zuſammengezogenen Augenbrauen und ließ alle Geheimnistuerei und Zweideutigkeit fallen. Das dauerte jedoch nur einen kurzen Augenblick. Der beſtürzte Raskolnikoff geriet in die höchſte Wut, und doch, merkwürdig, – wie hypnotiſiert gehorchte er wieder dem Befehle, leiſer zu ſprechen.

»Ich laſſe mich nicht quälen!« – flüſterte er, wie vorhin, indem er ſofort voll Schmerz und Haß einſah, daß er dem Befehle gehorchen mußte, und geriet bei dieſem Gedanken in immer größere Wut, – »arretieren Sie mich, laſſen Sie bei mir Hausſuchung halten, aber handeln Sie nach geſetzlicher Form und ſpielen Sie nicht mit mir! Wagen Sie es nicht ...«

»So regen Sie ſich doch nicht wieder wegen der geſetzlichen Form auf,« – unterbrach ihn Porphyri Petrowitſch

mit dem früheren ſchlauen Lächeln und betrachtete ſcheinbar Raskolnikoff mit Vergnügen, – »Väterchen, ich habe Sie doch in aller Gemütlichkeit, in aller Freundſchaft eingeladen!«

»Ich will nicht Ihre Freundſchaft, ich pfeife darauf! Hören Sie? Und jetzt nehme ich meine Mütze und gehe fort. Nun, was willſt du jetzt ſagen, wenn du mich arretieren willſt?«

Er nahm ſeine Mütze und ging zu der Türe.

»Wollen Sie nicht noch die Überraſchung ſehen, die ich für Sie habe?« kicherte Porphyri Petrowitſch, faßte ihn wieder am Arme und hielt ihn an der Türe zurück. Er wurde ſichtlich wieder luſtiger und lebhafter, was Raskolnikoff ganz außer ſich brachte.

»Was für eine Überraſchung? Was iſt es?« – fragte er, ſtehen bleibend und Porphyri Petrowitſch erſchreckt anblickend.

»Die Überraſchung ſitzt hier hinter der Türe, he–he–he!« – er zeigte mit dem Finger auf die verſchloſſene Tür in der Scheidewand, die in ſeine Amtswohnung führte. – »Ich habe ſie dort eingeſchloſſen, damit ſie nicht fortläuft.«

»Was ſagen Sie? Wo? Was? ...« – Raskolnikoff trat an die Türe und wollte ſie öffnen, jedoch ſie war verſchloſſen.

»Sie iſt verſchloſſen, den Schlüſſel habe ich!«

Und er zog aus ſeiner Taſche einen Schlüſſel hervor und zeigte ihn ihm.

»Du lügſt!« – ſchrie Raskolnikoff, ohne ſich noch einen weiteren Zwang aufzuerlegen, – »du lügſt, verfluchter Hanswurſt!« Er ſtürzte ſich auf Porphyri Petrowitſch, der ſich zwar zur Türe zurückgezogen hatte, aber keineswegs aus Furcht.

»Ich merke alle deine Abſichten, alle! – Du lügſt und neckſt mich, damit ich mich verraten ſoll.«

»Ja, mehr kann man ſich doch nicht verraten, als Sie es tun, Väterchen Rodion Romanowitſch. – Sie haben ja einen Anfall von Tobſucht. Schreien Sie nicht ſo, ich rufe ſonſt nach Hilfe.«

»Du lügſt, nichts wird geſchehen! Rufe deine Leute! Du weißt, daß ich krank bin und willſt mich wütend machen, damit ich mich verraten ſoll, das iſt deine Abſicht! Nein, zeige mir Tatſachen! Ich habe alles begriffen! Ich weiß, du haſt keine Tatſachen, du haſt bloß elende, nichtige Vermutungen von Sametoff! ... Du kannteſt meinen Charakter, wollteſt mich in raſende Wut bringen, und dann mich plötzlich mit Prieſtern und Delegierten überrumpeln ... Du warteſt auf ſie? Ah! Was warteſt du? Wo? komm doch mit ihnen!«

»Was für Delegierte ſollte ich haben, Väterchen? Was dem Menſchen nicht alles einfällt! In dieſer Weiſe kann man doch gar nicht nach der geſetzlichen Form handeln, wie Sie meinen, Sie kennen dieſen geſetzlichen Weg überhaupt nicht, mein Lieber ... Die geſetzliche Form läuft nicht davon, Sie werden es noch ſelbſt ſehen ... –« murmelte Porphyri Petrowitſch und lauſchte an der Türe.

In dieſem Augenblicke hörte man wirklich im anderen Zimmer in der Nähe der Türe einen Lärm.

»Ah, ſie kommen!« – rief Raskolnikoff aus, – »du haſt nach ihnen geſchickt! ... Die haſt du erwartet! Haſt auf ſie gerechnet ... Nun, komme mit ihnen allen, mit den Delegierten, Zeugen ... komme mit was du willſt! Ich bin bereit! Bin bereit!«

Aber in dieſem Momente trat ein merkwürdiges Ereig-

nis ein, für den gewöhnlichen Gang der Dinge so unerwartet, daß weder Raskolnikoff noch Porphyri Petrowitsch einen solchen Ausgang erwartet hatte.

VI.

Raskolnikoffs Erinnerung an diesen Moment war in späterer Zeit folgende:

Das Geräusch hinter der Türe verstärkte sich und die Türe wurde ein wenig geöffnet.

»Was soll das?« – rief Porphyri Petrowitsch ärgerlich. »Ich habe doch gesagt ...«

Einen kurzen Augenblick erfolgte keine Antwort, jedoch man merkte, daß hinter der Türe einige Leute standen, die jemanden zurückzuhalten schienen.

»Was ist denn los?« – wiederholte Porphyri Petrowitsch beunruhigt.

»Man hat den Arrestanten Nikolai gebracht,« – ertönte eine Stimme.

»Es ist nicht nötig! Fort mit ihm! Soll warten! ... Weshalb hat man ihn hierher gebracht? Was ist das für eine Unordnung!« – rief Porphyri Petrowitsch, zur Türe stürzend.

»Ja, er ...«, – begann dieselbe Stimme und brach plötzlich ab.

Nicht länger als zwei Sekunden währte ein regelrechter Kampf, als jemand mit aller Kraft zurückgestoßen wurde, und darauf ein sehr bleicher Mann direkt in das Arbeitszimmer von Porphyri Petrowitsch eintrat.

Dieser Mensch sah sehr eigentümlich aus. Er blickte vor sich hin, ohne von seiner Umgebung etwas zu merken. In seinen Augen funkelte eine Entschlossenheit, Totenblässe be-

deckte ſein Geſicht, als hätte man ihn zum Schaffott gebracht. Seine blutleeren Lippen zuckten.

Er war gekleidet wie ein Mann aus dem Volke, war noch ſehr jung, von mittlerem Wuchſe, hager, mit rund beſchnittenen Haaren und feinen, herben Geſichtszügen. Der von ihm unerwartet Zurückgeſtoßene, ein Gefängniswärter, ſtürzte als erſter ihm ins Zimmer nach und packte ihn an den Schultern. Nikolai zog ſeinen Arm zurück und riß ſich abermals von ihm los.

In der Türe drängten ſich die Neugierigen. Manche von ihnen wollten eintreten. Alles das geſchah in einem Augenblick.

»Fort, es iſt zu früh! Warte, bis ich dich rufen laſſe!... Warum hat man ihn ſchon jetzt hergebracht?« murmelte ärgerlich Porphyri Petrowitſch, ganz außer ſich.

Da warf ſich Nikolai auf die Knie nieder.

»Was iſt mir dir?« – rief Porphyri Petrowitſch erſtaunt.

»Ich bin ſchuldig! Ich bin der Sünder! Ich bin der Mörder!« – ſagte plötzlich Nikolai, ſtockend, aber mit ziemlich lauter Stimme.

Ein Schweigen, als wären alle erſtarrt, trat ein; der eskortierende Soldat wich zurück und trat nicht mehr an Nikolai heran, er ging mechaniſch zur Türe und blieb dort unbeweglich ſtehen.

»Was ſagſt du?« – rief Porphyri Petrowitſch, aus ſeiner Erſtarrung erwachend.

»Ich ... bin der Mörder ...«, – wiederholte Nikolai nach kurzem Schweigen.

»Wie ... du ... wie ... Wen haſt du ermordet?«

Porphyri Petrowitſch war ſichtbar betreten.

Nach einer kurzen Pauſe antwortete Nikolai wieder.

»Alena Iwanowna und ihre Schweſter Liſaweta Iwanowna habe ich ... mit dem Beile ... erſchlagen. Eine Verblendung kam über mich ... —« fügte er plötzlich hinzu und verſtummte von neuem, immer noch auf den Knien liegend.

Porphyri Petrowitſch ſtand nachdenklich da; als er wieder zu ſich kam, winkte er mit den Händen den ungebetenen Zeugen, fortzugehen. Sie verſchwanden ſogleich und die Türe wurde zugemacht. Dann blickte er Raskolnikoff an, der in einer Ecke ſtand und Nikolai verſtört anſah, er ging auf ihn zu, blieb jedoch auf halbem Wege wieder ſtehen, betrachtete ihn nochmals, wandte dann ſeinen Blick Nikolai zu, und ſo beſah er beide abwechſelnd, bis er ſich plötzlich auf Nikolai ſtürzte, von einem Gedanken gepackt.

»Was kommſt du mir mit deiner Verblendung daher?« — rief er ihm wütend zu. — »Ich habe doch noch gar nicht gefragt, ob eine Verblendung über dich gekommen iſt oder nicht ... ſage mir, haſt du gemordet?«

»Ich bin der Mörder ... ich mache das Bekenntnis ...« — ſagte Nikolai.

»Ach was! Und womit haſt du gemordet?«

»Mit einem Beile. Ich hatte es mir vorher beſorgt.«

»Nur langſam, nicht ſo ſchnell! Du allein?«

Nikolai verſtand die Frage nicht.

»Haſt du allein gemordet?«

»Allein. Dmitri iſt unſchuldig und ganz unbeteiligt.«

»Eile nicht ſo mit Dmitri! ...«

»Wie biſt du denn damals die Treppe hinuntergelaufen? Die Hausknechte haben doch euch beide zuſammen geſehen?«

»Ich bin abſichtlich ... damals ... mit Dmitri hinunter-

gelaufen«, – antwortete Nikolai ſchnell, als hätte er ſich vorher vorbereitet.

»Ja, da haben wir's wieder!« rief Porphyri Petrowitſch wütend aus, – »er glaubt ſelbſt nicht, was er ſagt!« – murmelte er ſcheinbar vor ſich hin und bemerkte im ſelben Augenblick Raskolnikoff wieder.

Er war ſo ſtark mit Nikolai beſchäftigt, daß er für eine kurze Zeit die Anweſenheit Raskolnikoffs offenbar vergeſſen hatte. Er wurde verlegen ...

»Rodion Romanowitſch, Väterchen! Entſchuldigen Sie mich, es geht nicht an ... bitte ... Sie haben hier nichts zu tun ... ich bin auch ſelbſt ... Sie ſehen, welch eine Überraſchung! ... Bitte! ...«

Er nahm ihn bei der Hand und zeigte auf die Türe.

»Das haben Sie nicht erwartet?« – ſagte Raskolnikoff, der die Sache ſelbſt noch nicht begriff, jedoch ſeine Faſſung wiedergefunden hatte.

»Auch Sie, Väterchen, haben es nicht erwartet. Wie Ihre Hand zittert! He–he–he!«

»Auch Sie zittern, Porphyri Petrowitſch.«

»Ja, ich zittere auch; hätte das nie für möglich gehalten!...«

Sie ſtanden beide ſchon an der Türe. Porphyri Petrowitſch wartete mit Ungeduld auf Raskolnikoffs Hinausgehen.

»Und Ihre Überraſchung, wollen Sie ſie mir nicht zeigen?« – ſagte Raskolnikoff höhniſch.

»Sie fangen ſchon wieder ſo an, während Ihnen die Zähne noch ordentlich klappern, he–he! Sie ſind ein eigener Menſch! Nun, auf Wiederſehen.«

»Es wäre beſſer, Lebewohl zu ſagen!«

»So Gott will, ſo Gott will!« – murmelte Porphyri Petrowitſch mit einem ſchiefen Lächeln.

Als Raskolnikoff durch die Kanzlei ging, bemerkte er, daß viele ihn aufmerkſam anblickten. Im Vorzimmer ſah er unter der Menge die beiden Hausknechte aus jenem Hauſe, die er damals in der Nacht mit zum Polizeiaufſeher gehen hieß. Sie ſtanden und warteten. Kaum hatte er die Treppe erreicht, als er die Stimme Porphyri Petrowitſchs hinter ſich vernahm. Er kehrte ſich um und bemerkte, daß dieſer ihm ganz außer Atem nachkam.

»Nur ein Wort noch, Rodion Romanowitſch, über die Sache ... nun, wie Gott will! aber dennoch muß ich Sie über einiges der Form wegen fragen ... ſo ſehen wir uns noch, nicht wahr?«

Und Porphyri Petrowitſch blieb lächelnd vor ihm ſtehen.

»Nicht wahr?« – fügte er noch einmal hinzu.

Man hatte den Eindruck, daß er noch etwas ſagen wollte, aber es erfolgte nichts.

»Ich bitte Sie, Porphyri Petrowitſch, mich zu entſchuldigen wegen des vorhin Vorgefallenen ... ich habe mich hinreißen laſſen«, – begann Raskolnikoff, vollkommen gefaßt und dem unwiderſtehlichen Wunſche nachgebend, ſich wichtig zu tun.

»Hat nichts zu ſagen, hat nichts auf ſich«, – fiel Porphyri Petrowitſch faſt freudig ein. – »Auch ich ſelbſt ... ich habe einen gehäſſigen Charakter, ich gebe es zu, ich gebe es zu! Wir werden uns ja wiederſehen. Wenn Gott will, werden wir uns ſehr bald wiederſehen! ...«

»Und dann einander endgültig kennenlernen?« – fiel Raskolnikoff ein.

»Und dann einander endgültig kennenlernen«, – pflichtete

ihm Porphyri Petrowitſch bei, kniff die Augen zuſammen und ſah ihn durchdringend an. – »Jetzt eilen Sie zum Namenstage?«

»Zur Beerdigung.«

»Ja, richtig, zur Beerdigung! Schonen Sie Ihre Geſundheit vor allem, Ihre Geſundheit ...«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen meinerſeits wünſchen ſoll!« – fiel Raskolnikoff ein, der ſchon die Treppe hinabſtieg und ſich wieder zu Porphyri Petrowitſch umwandte, – »ich möchte Ihnen ‚guten Erfolg‘ wünſchen, aber Ihr Amt iſt zu eigenartig!«

»Wieſo denn, eigenartig?« – Porphyri Petrowitſch ſpitzte die Ohren, obwohl er ſich ſchon umgekehrt hatte, um fortzugehen.

»Warum denn nicht; dieſen armen Nikolai haben Sie wahrſcheinlich auch ordentlich pſychologiſch in Ihrer Weiſe gequält und gemartert, bis er geſtanden hat; haben ihm wahrſcheinlich Tag und Nacht vorinſpiriert, – ‚du biſt der Mörder, du biſt Mörder ...‘, und jetzt, wo er es eingeſtanden hat, werden Sie ihn wieder anders vorkriegen. Jetzt heißt es: ‚Du lügſt, du biſt nicht der Mörder! Du kannſt es nicht ſein! Du glaubſt nicht an deine eigenen Worte!‘ Nun, iſt Ihr Amt nicht komiſch?«

»He–he–he! Sie haben es alſo gehört, daß ich zu Nikolai geſagt habe, er glaube nicht an ſeine eigenen Worte?«

»Warum ſollte ich es nicht gehört haben?«

»He–he! Sie ſind ſcharfſinnig, ſehr ſcharfſinnig! Sie bemerken alles! Sie haben einen ausgezeichneten lebhaften Verſtand! Und erwiſchen immer die komiſcheſte Seite ... he–he! Sagt man nicht, von den Schriftſtellern hatte Gogol am ausgeprägteſten dieſe Eigenſchaft.«

»Ja, Gogol.«

»Ja, Gogol ... Auf angenehmes Wiederſehen!«

»Auf angenehmes Wiederſehen!«

Raskolnikoff ging direkt nach Hauſe. Er war zuletzt ſo verwirrt und konfus geworden, daß er, als er nach Hauſe kam, ſich auf das Sofa warf und erſt eine Viertelſtunde ausruhen mußte, ehe er verſuchen konnte, ſeine Gedanken einigermaßen zu ſammeln. Den Fall mit Nikolai wollte er gar nicht einmal erörtern, er fühlte eine mächtige Erregung in ſich, und fühlte, daß in dem Geſtändnis Nikolais etwas Unerklärliches und Seltſames war; er war jetzt noch nicht imſtande, dies alles zu faſſen. Das Geſtändnis Nikolais war eine unbeſtreitbare Tatſache. Die Folgen dieſer Tatſache wurden ihm ſofort klar, – die Lüge mußte ſich offenbaren und dann nahm man *ihn* wieder vor. Aber bis dahin war er wenigſtens frei, er muß nun unbedingt irgend etwas für ſich tun, denn die Gefahr war unvermeidlich.

Jedoch, in welcher Weiſe? Die Lage begann ſich zu klären. Während er ſich im allgemeinen des ganzen Auftrittes bei Porphyri Petrowitſch entſann, durchlief es ihn eiskalt. Gewiß kannte er noch nicht alle Abſichten Porphyri Petrowitſchs, konnte alle ſeine Berechnungen vorhin nicht enträtſeln. Doch ein Teil des Spieles war offenbar; ſelbſtverſtändlich konnte niemand beſſer als er ſelbſt verſtehen, wie ſchrecklich für ihn dieſer »Schachzug« im Spiele Porphyri Petrowitſchs ſei. Noch ein wenig, und er hätte ſich vollkommen verraten. Indem Porphyri Petrowitſch die Empfindlichkeit ſeines Charakters erkannt hatte und vom erſten Augenblick richtig eingeſchätzt und durchſchaut hatte, handelte er ſehr entſchloſſen, und faſt mit ſicherem Erfolge. Es war

nicht zu beſtreiten, daß Raskolnikoff ſich ſchon ſtark kompromittiert hatte, doch bis zu Tatſachen war es noch nicht gekommen; dies alles war nur relativ. Faßte er jedoch jetzt auch alles richtig auf? Irrte er ſich nicht? Zu welchem Reſultate wollte heute Porphyri Petrowitſch kommen? Hatte er heute wirklich etwas vorbereitet? Und was war es? Wartete er wirklich auf etwas oder nicht? Wie würden ſie ſich heute getrennt haben, wenn der unerwartete Vorfall mit Nikolai nicht eingetreten wäre?

Porphyri Petrowitſch hatte faſt ſein ganzes Spiel aufgedeckt; es war ſelbſtverſtändlich von ihm riskiert, aber er hatte es doch getan, und – hatte alles aufgedeckt, wie es Raskolnikoff ſchien, – wenn Porphyri Petrowitſch wirklich mehr gehabt hätte, würde er es auch aufgedeckt haben. Was war nur dieſe »Überraſchung«? War es etwa Fopperei? Hatte ſie eine Bedeutung oder nicht? Konnte ſich darunter etwas, das einer Tatſache, einem poſitiven Beweis glich, verbergen? Vielleicht der Mann von geſtern? Wo iſt er hinverſchwunden? Wo war er heute? Wenn Porphyri Petrowitſch etwas Poſitives hatte, ſo hing es ſicher mit dem Manne von geſtern zuſammen ... Er ſaß auf dem Sofa, hatte den Kopf tief ſinken laſſen, ſtützte ſich auf die Knie und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Ein nervöſes Zittern durchlief immer noch ſeinen ganzen Körper. Schließlich ſtand er auf, nahm ſeine Mütze in die Hand, dachte eine Weile nach und ging zur Türe.

Ein Gefühl, daß er wenigſtens heute ſich in Sicherheit fühlen könne, rief faſt Freude in ſeinem Herzen wach, – er wollte jetzt ſchnell zu Katerina Iwanowna gehen. Zur Beerdigung kam er ſelbſtverſtändlich zu ſpät, zum Eſſen langte es noch und er würde dort Sſonja ſehen.

Er blieb ſtehen, ſann nach und ein ſchmerzliches Lächeln zeigte ſich auf ſeinen Lippen.

»Heute! Heute!« – wiederholte er vor ſich, – »ja, heute noch! Es muß ſo ſein ...«

Er wollte gerade die Türe öffnen, als ſie auch ſchon von außen geöffnet wurde. Er erzitterte und ſprang zurück. Sie öffnete ſich langſam und leiſe, und die Geſtalt – des Mannes von geſtern kam zum Vorſchein.

Der Mann blieb auf der Schwelle ſtehen, ſah Raskolnikoff ſchweigend an und machte einen Schritt in das Zimmer. Er war genau wie geſtern gekleidet, er hatte die gleiche gebückte Geſtalt, nur in ſeinem Geſicht und im Blick war eine große Veränderung vorgegangen, – er ſah traurig drein, und nachdem er eine Weile dageſtanden hatte, ſeufzte er tief. Es fehlte bloß, daß er die Wange auf eine Hand ſtützte und den Kopf zur Seite beugte, um völlig einem Weibe zu ähneln.

»Was wünſchen Sie?« – fragte Raskolnikoff.

Der Mann ſchwieg und verneigte ſich auf einmal tief, ſo tief, daß er mit einem Finger der rechten Hand den Boden berührte.

»Was iſt mit Ihnen?« – rief Raskolnikoff aus.

»Verzeihen Sie«, – ſagte leiſe der Mann.

»Was ſoll ich verzeihen?«

»Meine böſen Gedanken.«

Sie blickten einander an.

»Es quälte mich. Als Sie damals kamen, vielleicht berauſcht, und die Hausknechte aufforderten, mit auf die Polizei zu gehen und nach dem Blut fragten, quälte es mich, daß man die Sache ſo ohne weiteres ließ und Sie für einen Betrunkenen anſah. Und es quälte mich ſo ſtark, daß ich

den Schlaf verlor. Und da ich mich Ihrer Adreſſe erinnerte, bin ich geſtern hierher gekommen und habe den Hausknecht gefragt ...«

»Wer iſt hergekommen?« – unterbrach ihn Raskolnikoff und da erinnerte er ſich wieder.

»Ich, das heißt, ich habe Sie gekränkt.«

»Alſo, Sie ſind aus jenem Hauſe?«

»Ja, ich ſtand damals mit den anderen am Tore, erinnern Sie ſich nicht? Ich habe dort ſeit langem eine Werkſtatt. Ich bin Kürſchner, Kleinbürger, arbeite zu Hauſe ... Am meiſten aber quälte es mich ...«

Und Raskolnikoff erinnerte ſich auf einmal klar der ganzen Szene von vorgeſtern am Tore; er entſann ſich, daß außer den Hausknechten dort noch einige Menſchen, darunter auch Frauen, geſtanden hatten. Er erinnerte ſich einer Stimme, die vorſchlug, ihn auf die Polizei zu bringen. Auf das Geſicht des Sprechenden konnte er ſich nicht entſinnen und erkannte ihn auch jetzt nicht, aber er wußte noch, daß er ihm damals geantwortet und ſich nach ihm umgewandt habe ...

Alſo, das war die Löſung des ganzes Schreckens von geſtern. Am furchtbarſten war ihm der Gedanke, daß er dadurch faſt zugrunde gegangen wäre, eines ſolch nichtigen Verhängniſſes wegen ſich faſt zugrunde gerichtet hätte. Alſo, außer des Beſuches in der Wohnung und des Geſpräches über das Blut konnte dieſer Menſch gar nichts erzählen. So hatte auch Porphyri Petrowitſch gar nichts, keine Tatſachen, nichts Poſitives, nichts außer dieſem Fieberwahn, und außer der Pſychologie, die ihre zwei Seiten hat. Wenn keine Tatſachen mehr auftauchen – und ſie dürfen nicht mehr auftauchen, dürfen, dürfen nicht, – was..

was kann man ihm anhaben? Wodurch kann man ihn denn endgültig überführen, selbſt wenn ſie ihn auch arretieren würden? So hat Porphyri Petrowitſch erſt jetzt, ſoeben erſt von der Wohnung erfahren, und vorher nichts davon gewußt.

»Haben Sie es heute Porphyri Petrowitſch geſagt ... daß ich dort geweſen war?« – rief er aus, von einer neuen Idee überraſcht.

»Was für einem Porphyri Petrowitſch?«

»Dem Unterſuchungsrichter.«

»Ja, ich habe es geſagt. Die Hausknechte gingen damals nicht hin, und da ging ich denn.«

»Heute?«

»Ich war einen Augenblick früher da, als Sie kamen. Ich habe alles mit angehört, alles, und wie er Sie peinigte.«

»Wo? Was? Wann?«

»Ich ſaß die ganze Zeit bei ihm hinter der Wand.«

»Wie? Alſo Sie waren die Überraſchung? Ja, wie konnte es denn zugehen? Erlauben Sie!«

»Als ich ſah,« – begann der Kleinbürger, – »daß die Hausknechte trotz meiner Worte nicht hingehen wollten, weil es, wie ſie ſagten, ſchon ſpät ſei und er vielleicht böſe würde, daß ſie in ſo ſpäter Stunde noch daherkämen, quälte es mich, ich verlor den Schlaf und begann mich zu erkundigen. Und nachdem ich mich geſtern erkundigt hatte, ging ich heute hin. Als ich zum erſtenmal kam, war er noch nicht da, als ich nach einer Stunde wieder kam, empfing er mich nicht, und als ich zum drittenmal da war, – ließ man mich zu ihm. Ich erzählte ihm alles, wie es war, er lief im Zimmer herum und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Bruſt. ‚Was macht ihr mit mir,‘ – ſagte er, – ‚ihr Räuber? Hätte ich das gewußt, ich würde ihn mit einer Eskorte geholt haben!‘

Dann lief er aus dem Zimmer, rief jemand und begann in einer Ecke mit ihm zu ſprechen, dann kam er wieder zu mir, frug mich aus, ſchimpfte mich und machte auch ſich Vorwürfe. Ich teilte ihm alles mit, ſagte auch, daß Sie geſtern nicht gewagt hätten, mir auf meine Worte zu antworten, und daß Sie mich nicht erkannt hätten. Da begann er wieder herumzulaufen, ſich vor die Bruſt zu ſchlagen und zu ärgern. Als man aber Sie anmeldete, ſagte er, – ‚nun, krieche hinter die Wand, ſitze dort, rühr dich nicht, was du auch hören ſollteſt', und brachte mir ſelbſt einen Stuhl dorthin und ſchloß mich ein; ‚vielleicht werde ich dich noch ausfragen', ſagte er. Als man aber Nikolai hineingeführt hatte, ließ er mich hinaus, nachdem Sie gegangen waren. ‚Ich werde noch einmal nach dir ſchicken,' ſagte er ‚und werde dich fragen ...'«

»Und hat er Nikolai in deiner Gegenwart verhört?«

»Als er Sie hinausgeleitet und mich hinausgelaſſen hatte, begann er Nikolai zu verhören.«

Der Kleinbürger hielt inne und verneigte ſich plötzlich noch einmal tief und berührte wieder mit einem Finger den Boden.

»Verzeihen Sie mir die Beſchuldigung und meine Bosheit.«

»Gott vergebe dir«, – antwortete Raskolnikoff, und kaum hatte er es geſagt, verneigte ſich der Kleinbürger wieder vor ihm, aber diesmal nicht bis zum Boden, drehte ſich um und verließ das Zimmer.

»Alles hat zwei Seiten, jetzt hat alles zwei Seiten«, – wiederholte Raskolnikoff und ging mutiger als je aus dem Zimmer.

»Ha, jetzt wollen wir noch kämpfen!« – ſagte er mit einem böſen Lächeln, als er die Treppe hinabſtieg. Das böſe Lächeln war für ihn ſelbſt beſtimmt; er erinnerte ſich ſeines »Kleinmutes« mit Verachtung und Beſchämung.

Fünfter Teil

I.

Der Morgen, der auf die für Peter Petrowitſch Luſchin verhängnisvolle Erklärung mit Dunetſchka und Pulcheria Alexandrowna folgte, verfehlte ſeine ernüchternde Wirkung auch auf Luſchin nicht. Er mußte zu ſeinem größten Leidweſen allmählich das Ereignis als eine vollzogene und unwiderrufliche Tatſache anſehen, das ihm noch geſtern als Phantom, als Unmöglichkeit erſchienen war. Die ſchwarze Schlange der verletzten Eigenliebe hatte die ganze Nacht an ſeinem Herzen genagt. Nachdem er das Bett verlaſſen hatte, beſah er ſich ſofort im Spiegel. Er fürchtete, daß die Galle ihm übergelaufen ſei. Aber es war alles vorläufig in beſter Ordnung, und als Peter Petrowitſch ſein edles, weißes und in der letzten Zeit voller gewordenes Antlitz erblickte, tröſtete er ſich für einen Augenblick in der feſten Überzeugung, irgendwo anders eine Braut, und vielleicht eine noch beſſere, zu finden. Er wies den Gedanken alsbald von ſich und ſpie energiſch aus, wodurch er ein ſtilles, aber ſarkaſtiſches Lächeln bei ſeinem jungen Freunde und Stubengenoſſen Andrei Sſemenowitſch Lebesjätnikoff hervorrief. Peter Petrowitſch bemerkte dieſes Lächeln und beſchloß ſofort, es ſeinem jungen Freunde heimzuzahlen. Es hatte ſich in letzter Zeit noch mehr angeſammelt. Seine Wut vergrößerte ſich, als es ihm noch bewußt wurde, daß es ganz unnötig geweſen war, Andrei Sſemenowitſch ſein geſtriges Erlebnis mitzu-

teilen. Das war der zweite Fehler, den er geſtern im Eifer, in überflüſſiger Aufregung, in Gereiztheit gemacht hatte... Zudem folgte nun dieſen ganzen Morgen, wie abſichtlich, eine Unannehmlichkeit der anderen. Sogar im Senate hatte er einen Mißerfolg in der Sache, die er vertrat. Ganz beſonders aber hatte ihn der Hauswirt gereizt, von dem er in Anbetracht ſeiner baldigen Heirat eine Wohnung gemietet hatte und die er auf eigene Rechnung reparieren ließ. Dieſer Wirt, irgendein reichgewordener deutſcher Handwerker, weigerte ſich, den ſoeben abgeſchloſſenen Vertrag rückgängig zu machen und verlangte die volle Bezahlung der im Vertrage genannten Entſchädigungsſumme, obgleich ihm Peter Petrowitſch eine nahezu völlig renovierte Wohnung zurückgab. Ebenſo wollte man auch in dem Möbelgeſchäfte keinen einzigen Rubel von der Anzahlungsſumme für die gekauften, aber noch nicht in die Wohnung geſchafften Möbel zurückgeben. »Ich kann mich doch nicht der Möbel wegen verheiraten!« – knirſchte Peter Petrowitſch mit den Zähnen, und gleichzeitig durchfuhr ihn noch einmal eine verzweifelte Hoffnung. – »Ja, iſt denn wirklich alles unwiderruflich verloren und abgetan? Kann man es denn nicht noch einmal verſuchen?« Der Gedanke an Dunetſchka traf verführeriſch ſein Herz. Es war ihm ein Augenblick voller Qual, und hätte jetzt gleich der bloße Wunſch Raskolnikoff töten können, Peter Petrowitſch hätte unverzüglich dieſen Wunſch geäußert.

»Mein Fehler war auch der, daß ich ihnen kein Geld gab,« – dachte er, als er traurig in die Stube von Lebesjätnikoff zurückkehrte, – »und warum bin ich, zum Kuckuck, ſo ein Jude geworden? Hier war es nicht angebracht! Ich dachte ſie in Not zu halten und ſie ſo weit zu bringen, daß ſie mich als ihre Vorſehung betrachten müßten, und es kam

ſo anders ... Pfui! ... Nein, ich hätte ihnen während dieſer Zeit, ſagen wir, anderthalbtauſend zur Ausſteuer geben müſſen, allerhand Geſchenke, Nähkäſtchen, Neceſſaires, Stoffe und anderen Schund, und die Sache war gut, war ſicher! Man hätte mir nicht ſo leicht abſagen können! Sie gehören zu den Leuten, die es unbedingt für ihre Pflicht gehalten hätten, im Falle einer Aufhebung der Verlobung die Geſchenke und das Geld zurückzugeben; und das würde ihnen ſchwer gefallen ſein und hätte ihnen leid getan! Auch das Gewiſſen würde ſie geplagt haben; wie kann man, hätten ſie ſich geſagt, plötzlich einen Menſchen verjagen, der bis jetzt ſo freigebig und zartfühlend war? ... Ich habe einen ſchweren Fehler begangen!« Peter Petrowitſch knirſchte mit den Zähnen und nannte ſich einen Dummkopf, – ſelbſtverſtändlich nur bei ſich. Als er zu dieſer Folgerung gekommen war, kehrte er noch wütender und gereizter nach Hauſe, als er fortgegangen war. Die Vorbereitungen für das Eſſen in Katerina Iwanownas Zimmer zum Angedenken an den Verſtorbenen nahmen teilweiſe ſeine Neugier in Anſpruch. Er hatte ſchon geſtern einiges über dieſes Eſſen gehört; es ſchwebte ihm ſelbſt vor, als hätte man auch ihn eingeladen; allein bei ſeinen eigenen Sorgen hatte er all dem keine Beachtung geſchenkt. Er beeilte ſich, ſich bei Frau Lippewechſel näher zu erkundigen, die während der Anweſenheit Katerina Iwanownas auf dem Friedhofe für das Arrangement ſorgte, und erfuhr, daß das Gedächtnismahl feierlich ſein würde. Faſt alle Mitbewohner, ſogar auch ſolche, die der Verſtorbene nicht gekannt hatte, waren eingeladen; Andrei Sſemenowitſch Lebesjätnikoff war auch, ungeachtet ſeines kürzlichen Streites mit Katerina Iwanowna, eingeladen. Auch er ſelbſt, Peter Petrowitſch, ſei geladen und

würde mit großer Ungeduld erwartet, weil er der vornehmste Gast von allen sei. Amalie Iwanowna war ebenfalls, trotz aller vorgefallenen Unannehmlichkeiten, mit großer Ehre eingeladen, und mühte sich jetzt selbst ab, um alle häuslichen Anordnungen zu treffen; sie fühlte sich sehr wichtig dabei, sie war festlich geputzt, wennschon in Trauer, sie hatte ein ganz neues seidenes Kleid an und war nicht wenig stolz darauf. Alle diese Tatsachen und Mitteilungen brachten Peter Petrowitsch auf einen Gedanken; etwas nachdenklich ging er in sein, das heißt in Andrei Ssemenowitsch Lebesjätnikoffs Zimmer. Unter anderem hatte er erfahren, daß unter den Eingeladenen auch Raskolnikoff sei.

Andrei Ssemenowitsch blieb diesen ganzen Morgen aus einem bestimmten Grunde zu Hause. Zwischen diesem Herrn und Peter Petrowitsch herrschten eigentümliche, teilweise auch natürliche Beziehungen, – Peter Petrowitsch verachtete und haßte ihn von dem Tage an, als er sich bei ihm einquartierte, über alle Maßen, gleichzeitig ihn ein wenig fürchtend. Er war bei ihm nach seiner Ankunft in Petersburg nicht bloß aus übertriebener Sparsamkeit abgestiegen; obwohl dies wohl der Hauptgrund war, gab es noch eine andere Ursache. Schon in der Provinz hatte er von Andrei Ssemenowitsch, seinem früheren Zögling, gehört, als einem der ersten jungen Progressisten, der sogar eine bedeutende Rolle in gewissen interessanten und vielbesprochenen Kreisen spiele. Das überraschte Peter Petrowitsch. Diese mächtigen, alles wissenden, alles verachtenden und alle entlarvenden Kreise jagten schon lange Peter Petrowitsch einen besonderen, wenn auch ganz unbestimmten Schrecken ein. Er selbst konnte sich, zumal er in der Provinz lebte, in keiner Weise einen annähernd genauen Begriff davon machen. Er hatte,

wie viele andere, gehört, daß es beſonders in Petersburg Progreſſiſten, Nihiliſten, Enthüller und dergleichen mehr gebe, aber er übertrieb gleich vielen, und verdrehte den Sinn und die Bedeutung dieſer Benennungen bis ins Abſurde. Am meiſten fürchtete er, ſchon ſeit einigen Jahren, Enthüllungen, und dies war die hauptſächliche Urſache ſeiner beſtändigen übertriebenen Unruhe, beſonders wenn er daran dachte, ſeine Tätigkeit nach Petersburg zu verlegen. In dieſer Hinſicht war er, wie man ſagt, verſchreckt, wie zuweilen kleine Kinder verſchreckt ſind. Vor einigen Jahren in der Provinz, als er eben ſeine Laufbahn begonnen hatte, erlebte er zwei Fälle ſchlimmer Enthüllungen für zwei ziemlich bedeutende Perſönlichkeiten der Gouvernementsbehörde, zu denen er ſich bis dahin gehalten und die ihn protegierten. Der eine Fall endete für den Kompromittierten mit beſonderem Eklat, der zweite wäre faſt noch ſchlimmer abgelaufen. Aus dieſem Grunde hatte Peter Petrowitſch beſchloſſen, ſich ſofort nach der Ankunft in Petersburg zu erkundigen, wie die Sache eigentlich ſei, und falls nötig, vorzubeugen und ſich bei »unſerer jungen Generation« einzuſchmeicheln. Dabei rechnete er auf Andrei Sſemenowitſch, und er hatte ſchon gelernt, wie beim Beſuche Raskolnikoffs, beſtimmte Phraſen aus fremder Quelle wiederzugeben...

Gewiß, es gelang ihm bald, Andrei Sſemenowitſch als einen außerordentlich flachen, einfältigen und unbedeutenden Menſchen zu erkennen. Dies hatte aber keineswegs den Glauben Peter Petrowitſchs erſchüttert oder ihn ſicherer gemacht. Selbſt wenn er ſich überzeugt hätte, daß alle Progreſſiſten eben ſolche Dummköpfe wären, auch dann würde ſich ſeine Unruhe nicht gelegt haben. Alle Lehren, Gedanken,

Syſteme, mit denen Andrei Sſemenowitſch ſich ſofort auf ihn geſtürzt hatte, intereſſierten ihn ganz und gar nicht. Er hatte ſein eigenes Ziel. Er wollte bloß ſchnell, unverzüglich erfahren, was hier vorginge und wie? Hatten dieſe Leute einen Einfluß oder nicht? Würden ſie ihn kompromittieren, wenn er dies oder jenes unternähme, oder nicht? Und wenn ſie einen kompromittierten, fragt es ſich, was würden ſie dabei im Auge haben? Worauf richteten ſich jetzt eigentlich die Enthüllungen? Und weiter, – konnte man ſich nicht ihnen in irgendeiner Weiſe anſchließen und ſie irreführen, wenn ſie tatſächlich Einfluß haben ſollten? Sollte man es tun oder nicht? Könnte man nicht, zum Beiſpiel, durch ihre Vermittlung ſeine Karriere fördern? Mit einem Worte, es ſtanden hunderte von Fragen vor ihm.

Andrei Sſemenowitſch war ein kraftloſer und ſkrophulöſer Mann von kleinem Wuchſe, der bei irgend jemand bedienſtet war; er war auffallend blond und hatte einen Koteletenbart, auf den er ſehr ſtolz war. Seine Augen waren faſt immer entzündet. Er hatte ein ziemlich weiches Herz, in ſeinen Reden lag etwas ſehr Selbſtbewußtes, ja zuweilen etwas außerordentlich Herausforderndes – was im Vergleiche zu ſeiner kleinen Geſtalt faſt ſtets lächerlich wirkte. Amalie Iwanowna rechnete auch ihn zu ihren angeſehenſten Mietern, da er nicht trank und ſein Zimmer pünktlich bezahlte. Alles in allem war Andrei Sſemenowitſch wirklich etwas dumm. Er hatte ſich den Progreſſiſten und »unſerer jungen Generation« leidenſchaftlich zugeſellt. Es war einer aus der bunt zuſammengeſetzten Legion flacher Menſchen, verfehlter Exiſtenzen und Halbgebildeten, die nichts ordentliches gelernt hatten, die ſich an die modernſte gangbarſte Idee heranmachen, um ſie ſofort zu verflachen und um

alles in einem Nu zu verzerren, auch wenn ſie ſelbſt in der aufrichtigſten Weiſe ihm dienen.

Übrigens konnte Lebesjätnikoff, ungeachtet ſeiner Gutmütigkeit, ſeinen Stubengenoſſen und früheren Vormund Peter Petrowitſch nicht leiden. Es kam das wie von ungefähr und beruhte auf Gegenſeitigkeit. Trotz ſeiner Beſchränktheit begann Andrei Sſemenowitſch allmählich zu merken, daß ihn Peter Petrowitſch beſchwindelte und im geheimen verachtete, und daß er nicht der »Rechte« war. Er verſuchte, ihm Fouriers Syſtem und Darwins Theorie darzulegen, aber Peter Petrowitſch begann, beſonders in der letzten Zeit, ſarkaſtiſch zuzuhören und ſogar zu ſchelten. Peter Petrowitſch fühlte inſtinktiv heraus, daß Lebesjätnikoff nicht bloß ein flacher und ziemlich beſchränkter Menſch, ſondern auch ein Prahlhans ſei, und daß er keine bedeutenden Verbindungen in ſeinem eigenen Kreiſe hatte, ſondern ſich nur mit fremden Federn ſchmückte; mehr noch, – daß er nicht mal ſeine eigene Sache, die Propaganda, ordentlich verſtand, weil er zu konfus redete, und ein ſolcher konnte doch kein Ankläger ſein! Nebenbei wollen wir noch bemerken, daß Peter Petrowitſch in dieſen anderthalb Wochen, beſonders aber im Anfange, ſehr gern die merkwürdigſten Abſichten von Andrei Sſemenowitſch ſich beilegen ließ, das heißt, er wies ſie nicht zurück und erwiderte auch nichts, z. B., wenn Andrei Sſemenowitſch ihm die Bereitwilligkeit zuſchrieb, die künftige und baldige Gründung einer neuen »Kommune« irgendwo in der nächſten Nähe zu fördern, oder z. B. Dunetſchka nicht hinderlich zu ſein, wenn es ihr im erſten Monate nach der Hochzeit einfallen ſollte, ſich einen Geliebten anzuſchaffen, oder auch ſeine künftigen Kinder nicht taufen zu laſſen und dergleichen mehr. Peter Petrowitſch

widerſprach nicht, ſeiner Gewohnheit nach, wenn ihm dieſe Eigenſchaften zugeſchrieben wurden, und ließ es zu, daß man ihn dafür lobte, – ſo angenehm war ihm jedes Lob.

Peter Petrowitſch, der an dieſem Morgen einige fünfprozentige Staatspapiere gewechſelt hatte, ſaß am Tiſche und zählte das Papiergeld und die Kupons nach. Andrei Sſemenowitſch, der faſt nie Geld hatte, ging im Zimmer auf und ab und gab ſich den Anſchein, als betrachte er dieſen Haufen Geld gleichgültig und geringſchätzig. Peter Petrowitſch konnte um nichts in der Welt glauben, daß Andrei Sſemenowitſch ſo viel Geld gleichgültig war, und jener wiederum dachte voll Bitterkeit, daß Peter Petrowitſch wirklich fähig ſei, in dieſer Weiſe von ihm zu denken, und ſich möglicherweiſe freue, ihn, ſeinen jungen Freund, mit den aufgebauten Päckchen von Papiergeld zu reizen und zu verhöhnen, indem er ihn an ſeine Unbedeutendheit und den zwiſchen ihnen beſtehenden Abſtand erinnerte.

Andrei Sſemenowitſch fand ihn heute ungewöhnlich gereizt und unaufmerkſam, trotzdem er ihm ſein Lieblingsthema über die Errichtung einer neuen eigenartigen »Kommune« auseinandergeſetzt hatte. Die kurzen Erwiderungen und Bemerkungen, die Peter Petrowitſch inmitten ſeiner Berechnungen machte, zeugten von einer ſehr deutlichen und beabſichtigt ſpöttiſchen Unhöflichkeit. Aber der »humane« Andrei Sſemenowitſch ſchrieb die Stimmung von Peter Petrowitſch dem geſtrigen Bruche mit Dunetſchka zu und brannte vor Verlangen, ſchneller dieſes Thema zu berühren, – er hätte etwas Fortſchrittliches und Propagandiſtiſches für ihn, was ſeinen ehrenwerten Freund tröſten und »ſicher« ſeiner weiteren Entwicklung von Nutzen ſein müßte.

»Was iſt das für ein Gedächtnismahl, das dieſe ... die

Witwe da arrangiert?« – fragte plötzlich Peter Petrowitsch, Andrei Sſemenowitsch bei der intereſſanteſten Stelle unterbrechend.

»Als ob Sie das nicht ſelbſt wüßten; ich habe doch geſtern mit Ihnen über dieſes Thema geſprochen und Ihnen meine Gedanken über all dieſe Gebräuche entwickelt ... Sie hat Sie ja auch eingeladen, ich habe es gehört, als Sie geſtern ſelbſt mit ihr ſprachen ...«

»Ich hätte keineswegs erwartet, daß dieſe bettelarme, dumme Perſon all das Geld zu einem Gedächtnismahl verplempern wird, das ſie von dieſem andern Dummkopf ... Raskolnikoff erhalten hat. Ich war erſtaunt, als ich beim Durchgehen ſah, – was für Vorbereitungen gemacht ſind.. Wein iſt aufgeſtellt! ... Es ſind allerhand Menſchen geladen, – weiß der Teufel, was das bedeuten ſoll!« – fuhr Peter Petrowitſch fort, der abſichtlich dieſes Geſpräch anfing. – »Was? Sie ſagen, man hätte auch mich geladen?« – fügte er plötzlich hinzu und erhob den Kopf. – »Wann war denn das? Ich erinnere mich gar nicht. Ich will übrigens nicht hingehen. Was ſoll ich dort? Ich habe mit ihr geſtern bloß im Vorbeigehen über die Möglichkeit geſprochen, daß ſie, als die arme Witwe eines Beamten, ſeinen Jahresgehalt als eine einmalige Unterſtützung erhalten könnte. Sollte ſie mich deswegen vielleicht eingeladen haben? He–he!«

»Ich habe auch nicht die Abſicht hinzugehen«, – ſagte Lebesjätnikoff.

»Das fehlte noch, wo Sie ſie eigenhändig verprügelt haben. Das iſt doch begreiflich, Sie müßten ſich ſchämen, he–he–he!«

»Wer hat verprügelt und wen?« – fragte Lebesjätnikoff aufgebracht und errötete.

»Sie, Sie haben doch Katerina Iwanowna vor einem Monat verprügelt! Ich habe es geſtern gehört ... Da haben wir die Prinzipien! ... Alſo die Frauenfrage hinkt auch. He–he!«

Und Peter Petrowitſch ſetzte wie getröſtet ſeine Berechnungen fort.

»Das iſt alles Unſinn und Verleumdung!« – brauſte Lebesjátnikoff auf, der ungern an dieſe Geſchichte erinnert wurde, – »das war gar nicht der Fall! Es war ganz anders ... Sie haben es nicht richtig gehört; alles iſt Klatſcherei! Ich habe mich damals nur verteidigt. Sie ſtürzte ſich zuerſt auf mich ... Sie hat mir faſt meinen Backenbart ausgeriſſen ... ich hoffe denn doch, daß jedem Menſchen erlaubt iſt, ſeine Perſon zu verteidigen. Außerdem geſtatte ich niemand, mir Gewalt anzutun ... Aus Prinzip. Denn das iſt ſchon Deſpotismus. Was ſollte ich denn tun, – etwa alles ruhig mir gefallen laſſen? Ich habe ſie bloß zurückgeſtoßen ...«

»He–he–he!« kicherte Luſchin boshaft weiter.

»Sie ſticheln mich nur, weil Sie ſelbſt geärgert wurden und nun böſe darüber ſind ... Das iſt doch Unſinn und hat gar nichts, rein gar nichts mit der Frauenfrage zu tun! Sie haben das nicht richtig aufgefaßt; ich denke ſogar, wenn man annimmt, daß die Frau in allem dem Manne gleich ſei, ſelbſt in der phyſiſchen Kraft, wie man ſchon behauptet, ſo muß hier erſt recht Gleichheit herrſchen. Gewiß, ich habe es mir nachher überlegt, daß es ſo eine Frage überhaupt nicht geben ſoll, weil Prügeleien ſowieſo nicht ſtattfinden ſollen. In der künftigen Geſellſchaft wird dies undenkbar ſein ... es wäre doch ſonderbar, eine Gleichberechtigung zum Prügeln anzuſtreben. So dumm bin ich nicht ... obwohl Prüge-

leien übrigens auch vorkommen können ... ich will ſagen, nachher nicht vorkommen werden, jetzt aber noch vorkommen ... pfui! zum Teufel! Mit Ihnen wird man ganz konfus! Ich gehe nicht zu dieſem Eſſen, nicht weil dieſe Unannehmlichkeit paſſiert iſt, ich gehe vielmehr aus Prinzip nicht hin, um nicht bei einem ſo ſchändlichen Brauch wie einer Gedächtnisfeier mitzutun; ja, das iſt der Grund! Man könnte eigentlich hingehen, um ſich darüber luſtig zu machen ...Nur ſchade, daß keine Prieſter da ſein werden. Sonſt würde ich unbedingt hingehen.«

»Mit anderen Worten: Gaſtliches Salz und Brot eſſen und gleich darauf es ebenſo beſchimpfen wie die, die Sie eingeladen haben. So iſt es doch gemeint?«

»Durchaus nicht beſchimpfen, nur proteſtieren. Ich gehe mit beſter Abſicht hin. Ich kann indirekt die Entwicklung und die Propaganda fördern. Jeder Menſch iſt verpflichtet, andere zu fördern und auf ſie zu wirken, je kräftiger er es tut, deſto beſſer iſt es vielleicht. Ich kann eine Idee bringen, einen Samen ausſtreuen ... Aus dieſem Samen wird eine Tat entſtehen. Womit hätte ich da gekränkt? Anfangs fühlen ſie ſich vielleicht gekränkt, nachher aber werden ſie ſelbſt einſehen, daß es ihnen nur von Nutzen war. Bei uns beſchuldigte man eine Zeitlang Terebjewa, – dieſelbe, die jetzt in der Kommune iſt, – weil ſie, als ſie ſich von ihrer Familie losſagte und ... ſich einem hingab, ihrer Mutter und ihrem Vater geſchrieben hatte, ſie wolle nicht mehr in Vorurteilen leben und gehe eine illegale Ehe ein; man fand es rückſichtslos, ſo mit den Eltern umzugehen, und meinte, ſie hätte es ihnen ſchonender und milder beibringen ſollen. Meiner Anſicht nach iſt dies alles Unſinn, man ſoll gar nicht ſo mild ſein, im Gegenteil, ganz im Gegenteil, man

ſoll erſt recht ſcharf proteſtieren. Nehmen wir zum Beiſpiel die Warentz; ſie hat ſieben Jahre mit ihrem Manne zuſammengelebt, hat ihn und ihre zwei Kinder verlaſſen und ihrem Manne in einem Briefe die Wahrheit geſagt. – ‚Ich habe eingeſehen, daß ich mit Ihnen nicht glücklich ſein kann. Ich werde Ihnen nie vergeben, daß Sie mich betrogen haben, indem Sie mir verheimlichten, daß noch eine andere geſellſchaftliche Einrichtung, nämlich die Kommune exiſtiert. Ich habe es vor kurzem durch einen großmütigen Mann erfahren, dem ich mich auch hingegeben habe, und mit ihm zuſammen begründe ich eine Kommune. Ich ſage Ihnen dies offen, weil ich es für ehrlos halte, Sie zu betrügen. Tun Sie, was Sie für gut halten. Hoffen Sie nicht, mich zurückzuerobern, es iſt zu ſpät. Ich wünſche Ihnen alles Glück.‘ So muß man ſchreiben!«

»Nicht wahr, dieſe Terebjewa iſt doch die, von der Sie erzählten, daß ſie in der dritten illegalen Ehe lebe?«

»Richtig betrachtet, erſt in der zweiten! Aber mag ſie auch in der vierten oder fünfzehnten Ehe leben, was iſt dabei! Und wenn ich jemals bedauerte, daß mein Vater und meine Mutter geſtorben ſind, ſo iſt es ſicher jetzt der Fall. Ich habe ſchon ein paarmal gedacht, wie ich ſie mit meinem Proteſt aufrütteln würde, wenn ſie noch am Leben wären! Ich hätte abſichtlich alles ſo eingerichtet ... Ich hätte es ihnen gezeigt! Ich hätte ſie ſtaunen gemacht! Es iſt wirklich ſchade, daß ich niemanden habe!«

»Um ihn erſtaunen zu machen? He–he! Nun, gut!« – unterbrach ihn Peter Petrowitſch, – »ſagen Sie mir lieber, Sie kennen doch die Tochter des Verſtorbenen, ein zartes, unbedeutendes Ding! Iſt es wahr, was man von ihr erzählt, hm?«

»Und was wäre dabei? Meiner Meinung, das heißt meiner persönlichen Überzeugung nach ist es die normale Lage der Frau. Warum denn nicht? Das heißt distinguons. In der gegenwärtigen Gesellschaft gilt das nicht als normal, weil es eine gezwungene Lage ist, in der künftigen Gesellschaft ist sie vollkommen normal, weil sie freiwillig sein wird. Ja, auch jetzt hatte sie das Recht dazu, – sie litt Not und das war ihr Fond, sozusagen ihr Kapital, über das sie vollkommenes Recht hat zu verfügen. Selbstverständlich werden in der künftigen Gesellschaft keine Fonds mehr nötig sein, ihre Rolle wird in anderer Hinsicht bestimmt, harmonisch und vernünftig bedingt sein. Was Ssofja Ssemenowna persönlich anbetrifft, so betrachte ich ihre Handlungen als einen energischen und personifizierten Protest gegen die gesellschaftliche Einrichtung und achte sie deswegen um so höher, ja ich freue mich ihrer Handlungsweise!«

»Man hat mir aber doch erzählt, daß gerade Sie sie gezwungen haben, von hier auszuziehen!«

Lebesjätnikoff wurde wütend.

»Das ist wieder eine Klatscherei!« – schrie er. – »Die Sache verhält sich ganz und gar nicht so! Das ist absolut nicht so gewesen! Katerina Iwanowna hat damals alles geschwindelt, weil sie nichts davon verstanden hat! Ich habe mich gar nicht an Ssofja Ssemenowna herangemacht! Ich habe sie bloß gefördert, vollkommen ohne Hintergedanken, und versuchte in ihr den Protest zu erwecken ... Mir war es bloß um den Protest zu tun, und außerdem konnte Ssofja Ssemenowna sowieso nicht mehr hier bleiben!«

»Luden Sie sie in die Kommune ein?«

»Sie machen sich immer lustig über mich, doch ohne Er-

folg, erlaube ich mir zu bemerken. Sie verſtehen gar nichts davon. Solche Rollen gibt es in einer Kommune nicht. Darum wird gerade eine Kommune gegründet, damit ſolche nicht mehr exiſtieren ſollen. In einer Kommune wird ihr Stand ſein jetziges Weſen völlig verändern, und was hier dumm iſt, wird dort vernünftig ſein, was jetzt bei den gegenwärtigen Verhältniſſen unnatürlich iſt, wird dort vollkommen natürlich ſein. Alles hängt davon ab, in welcher Umgebung und in welcher Geſellſchaft ein Menſch lebt. Der Menſch ſelbſt iſt nichts. Mit Sſofja Sſemenowna ſtehe ich noch jetzt auf gutem Fuße, was Ihnen als Beweis dienen kann, daß ſie mich nie als ihren Feind und Beleidiger angeſehen hat. Ja! Ich ſchlage ihr jetzt vor, in eine Kommune einzutreten, aber auf einer ganz anderen Baſis! Was erſcheint Ihnen wieder lächerlich? Wir wollen eine eigene Kommune, eine beſondere Kommune auf viel breiteren Grundlagen begründen, als alle früheren. Wir ſind in unſeren Überzeugungen weiter gegangen. Wir negieren mehr! Wenn Dobroljuboff* aus dem Grabe ſteigen würde, möchte ich mit ihm diskutieren! Und Belinski** würde ich übel zurichten! Vorläufig aber fahre ich fort, Sſofja Sſemenowna zu fördern! Sie iſt eine herrliche, herrliche Natur!«

»Nun, und Sie benutzen auch die herrliche Natur, ah? He–he!«

»Nein, nein! Oh, nein! Im Gegenteil!«

»Nun, nun im Gegenteil! He–he–he! Was Sie nicht ſagen!«

»Glauben Sie mir doch! Warum ſoll ich es vor Ihnen

* Dobroljuboff war ein führender Kritiker und Publiziſt in den ſechziger Jahren.

** Der größte Kritiker und Publiziſt der vierziger Jahre.

verheimlichen, ich bitte Sie? Im Gegenteil, mir erſcheint es ſelbſt merkwürdig, – ſie iſt mir gegenüber beſonders ängſtlich, keuſch und ſchamhaft!«

»Und Sie fördern ſie ſelbſtverſtändlich ... he–he! Beweiſen ihr, daß dieſe ganze Schamhaftigkeit Unſinn iſt?...«

»Gott bewahre, durchaus nicht! Oh, wie gemein, wie dumm – verzeihen Sie es mir – Sie das Wort ‚Förderung' verſtehen! Nichts, rein gar nichts verſtehen Sie! Oh, mein Gott, wie Sie noch ... unreif ſind! Wir erſtreben Freiheit für die Frau, und Sie haben bloß das eine im Sinn... Ich laſſe die Frage über Keuſchheit und weibliche Schamhaftigkeit vollkommen beiſeite, als Dinge, die an und für ſich nutzlos und voller Vorurteile ſind, aber ich verſtehe ſie vollkommen und laſſe ihre Keuſchheit mir gegenüber gelten, weil darin – ihr Wille, ihr ganzes Recht beſteht. Wenn ſie ſelbſt zu mir ſagen würde: – ‚Ich will dich haben', – könnte ich mich eines großen Erfolges rühmen, weil das Mädchen mir ſehr gefällt. Gegenwärtig behandelt ſie gewiß niemand höflicher und zuvorkommender und mit größerer Achtung ihrer Würde, als ich ... Ich warte und hoffe – und weiter nichts!«

»Schenken Sie ihr beſſer etwas. Ich wette, daß Sie daran noch nicht gedacht haben.«

»Sie verſtehen nichts, gar nichts; ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt! Gewiß, ihre Lage iſt derart, aber hier iſt noch eine andere Frage! Eine ganz andere Frage! Sie verachten ſie einfach. Wenn Sie eine Tatſache ſehen, die Sie irrtümlicherweiſe für verachtungswürdig halten, verweigern Sie einem menſchlichen Weſen eine humane Betrachtung. Sie wiſſen noch gar nicht, was ſie für eine Natur iſt! Mir tut es nur ſehr leid, daß ſie in der letzten Zeit faſt gänzlich auf-

gehört hat zu leſen und keine Bücher von mir mehr nimmt. Früher hat ſie ſich öfters Bücher geholt. Es iſt auch ſchade, daß ſie trotz ihrer Energie und Entſchloſſenheit, zu proteſtieren, – die ſie ſchon einmal bewieſen hat, immer noch wenig Selbſtändigkeit, ſozuſagen Unabhängigkeit, wenig Verneinung beſitzt, um ſich endgültig von einigen Vorurteilen und ... Dummheiten loszureißen. Und ungeachtet deſſen, daß ſie manche Fragen ausgezeichnet begreift. Sie hat z. B. glänzend die Frage über das Handküſſen verſtanden, das heißt, daß der Mann das Geſetz der Gleichheit mit der Frau überſchreitet, wenn er ihr die Hand küßt. Über dieſe Frage wurde bei uns debattiert und ich habe es ihr ſofort mitgeteilt. Auch für Aſſoziationen der Arbeiter in Frankreich zeigt ſie Intereſſe. Jetzt erörterte ich mit ihr die Frage des ungehinderten Zutritts in alle Wohnungen der künftigen Geſellſchaft.«

»Was iſt das?«

»In letzter Zeit wurde über die Frage debattiert, ob ein Mitglied der Kommune das Recht habe, zu jeder Zeit in das Zimmer eines anderen Mitgliedes, ſei es ein Mann oder eine Frau, eintreten darf ..., und es wurde beſchloſſen, daß er das Recht dazu habe ...«

»Wenn aber der oder die in dieſem Augenblicke mit einem natürlichen Bedürfniſſe beſchäftigt iſt, he–he!«

Andrei Sſemenowitſch wurde böſe.

»Sie reden immer über dasſelbe, über die verfluchten ‚Bedürfniſſe'!« – rief er voll Haß aus, – »pfui, wie ärgere ich mich, wie bin ich wütend, daß ich damals, als ich Ihnen das Syſtem erklärte, ſo vorzeitig dieſe verfluchten Bedürfniſſe erwähnte! Zum Teufel! Das iſt immer der Stein des Anſtoßes für Ihresgleichen, am ſchlimm-

ſten iſt es, daß ſie es zur Zielſcheibe ihrer Witzeleien machen, ehe ſie erfahren, wie die Sache iſt! Als wären ſie im Rechte! Als könnten Sie ſich etwas darauf einbilden! Pfui! Ich habe immer behauptet, daß man dieſe ganze Frage Neulingen erſt am Schluſſe darſtellen kann, wenn ſie ſchon von dem Syſtem überzeugt ſind, wenn ſie ſchon entwickelt und auf dem richtigen Wege ſich befinden. Ja, und ſagen Sie mir bitte, was finden Sie Häßliches und Verachtungswürdiges, z. B. an einer Miſtgrube? Ich bin der erſte, der bereit iſt, alle beliebigen Miſtgruben zu reinigen! Da iſt noch nicht mal etwas Selbſtaufopferndes dabei. Es iſt einfach eine Arbeit, eine edle, für die Geſellſchaft nützliche Tätigkeit, die jeder andern wert iſt, nur bedeutend höher ſteht, als zum Beiſpiel die Tätigkeit irgendeines Rafael oder Puſchkin, weil ſie nützlicher iſt.«

»Und edler vor allem, edler iſt, – he-he!«

»Was heißt edel? Ich verſtehe ſolche Ausdrücke bei der Feſtſtellung von menſchlicher Tätigkeit nicht. ‚Edel‘, ‚großmütig‘ – Unſinn, Dummheiten, alte Worte voller Vorurteile, die ich verneine! Alles, was der Menſchheit *von Nutzen* iſt, iſt auch edel. Ich verſtehe nur das eine Wort, – *nützlich*! Kichern ſie, ſoviel Sie wollen, es iſt doch ſo!«

Peter Petrowitſch lachte laut. Er hatte ſeine Berechnungen abgeſchloſſen und das Geld eingeſteckt. Ein Teil davon blieb noch auf dem Tiſche liegen. Die Frage »über Miſtgruben« hatte ſchon ein paarmal, trotz ihrer ganzen Flachheit, zur Folge gehabt, daß es zwiſchen Peter Petrowitſch und ſeinem jungen Freunde zu Mißverſtändniſſen und Uneinigkeiten gekommen war. Die ganze Dummheit war, daß Andrei Sſemenowitſch ſich tatſächlich ärgerte.

Luſchin fand nur eine Zerſtreuung darin, heute jedoch wollte er Lebesjätnikoff ärgern.

»Sie ſind wegen Ihres geſtrigen Mißerfolges wütend und ſuchen Streit«, – platzte endlich Lebesjätnikoff heraus, der trotz ſeiner »Unabhängigkeit« und aller ſeiner »Proteſte« nicht wagte, Peter Petrowitſch entgegenzutreten und noch immer aus früheren Jahren her gewohnt war, Reſpekt zu beobachten.

»Sagen Sie mir lieber,« – unterbrach ihn Peter Petrowitſch hochmütig und ärgerlich, – »können Sie... oder beſſer geſagt, ſind Sie tatſächlich ſo gut mit der erwähnten jungen Perſon bekannt, daß Sie ſie ſofort, auf einen Augenblick, in dieſes Zimmer bitten können? Ich glaube, ſie ſind ſchon alle vom Friedhofe zurückgekehrt... Ich höre Schritte ... Ich möchte dieſe Perſon einen Augenblick ſehen.«

»Wozu denn?« fragte verwundert Lebesjätnikoff.

»Ich möchte ſie ſehen. Heute oder morgen verlaſſe ich dieſe Wohnung und mö ihr noch etwas mitteilen... Ich bitte Sie übrigens, während der Unterredung hier zu bleiben. Es iſt beſſer. Sonſt könnten Sie, Gott weiß noch was, denken.«

»Ich denke mir gar nichts dabei... Ich habe nur gefragt, und wenn Sie etwas vorhaben, ſo gibt's nichts Leichteres, als ſie hierher zu bitten. Ich will ſofort hingehen. Und ich will Sie, ſeien Sie überzeugt, nicht ſtören.«

Und wirklich, nach etwa fünf Minuten kehrte Lebesjätnikoff mit Sſonjetſchka zurück. Sie trat äußerſt verwundert und ſchüchtern ein. In ſolchen Fällen war ſie ſtets ſchüchtern und fürchtete neue Geſichter und neue Bekanntſchaften, ſchon als Kind fürchtete ſie ſich davor und wieviel mehr noch jetzt... Peter Petrowitſch begrüßte ſie »freund-

lich und höflich«, und mit einem Anflug von Vertraulichkeit, die bei ſolch einem ehrenwerten und ſoliden Menſchen, wie er, einem jungen und in gewiſſem Sinne intereſſanten Weſen gegenüber, ſeiner Meinung nach, gut angebracht war. Er beeilte ſich, ſie »zu ermutigen«, und bot ihr einen Platz ihm gegenüber am Tiſche an. Sſonja ſetzte ſich hin, ſah ſich um, – ſah Lebesjätnikoff an, das auf dem Tiſch liegende Geld, blickte wieder zu Peter Petrowitſch und wandte die Augen nicht mehr von ihm ab. Lebesjätnikoff ging zur Türe, Peter Petrowitſch aber ſtand auf, gab Sſonja ein Zeichen, ſitzen zu bleiben und hielt Lebesjätnikoff zurück.

»Iſt Raskolnikoff dort? Iſt er gekommen?« fragte er ihn im Flüſtertone.

»Raskolnikoff? Er iſt da. Warum? Ja, er iſt da... Er iſt ſoeben gekommen, ich habe ihn geſehen... Was iſt mit ihm?«

»Nun, dann bitte ich Sie inſtändig, hier bei uns zu bleiben und mich nicht allein mit dieſem... Fräulein zu laſſen. Es iſt eine ganz unbedeutende Sache, aber man kann, weiß Gott, was daraus ſchließen. Ich will nicht, daß es Raskolnikoff dort erzählt... Verſtehen Sie, was ich meine?«

»Ich verſtehe, ich verſtehe!« – begriff plötzlich Lebesjätnikoff. – »Ja, Sie haben recht... Nach meiner perſönlichen Überzeugung gehen Sie in Ihren Befürchtungen zu weit, aber... Sie haben dennoch recht. Bitte, ich bleibe. Ich will mich hier ans Fenſter ſtellen und will Sie nicht ſtören ... Meiner Anſicht nach haben Sie recht...«

Peter Petrowitſch kehrte zum Sofa zurück, ſetzte ſich Sſonja gegenüber, blickte ſie aufmerkſam an und gab ſich ein außergewöhnlich ſolides und ſogar ein wenig ſtrenges Ausſehen, als möchte er dadurch ſagen, – »du ſollſt dir

nichts dabei denken, Verehrteſte.« Sſonja wurde ganz verlegen.

»Zuerſt bitte ich Sie, Sſofja Sſemenowna, mich bei Ihrer verehrten Frau Mutter zu entſchuldigen... Es iſt doch richtig? Katerina Iwanowna nimmt die Stelle einer Mutter bei Ihnen ein?« – begann er ſehr würdevoll und ziemlich freundlich.

Man merkte, daß er die freundſchaftlichſten Abſichten hatte.

»Ja, ſie vertritt mir die Mutter«, – antwortete Sſonja haſtig und ängſtlich.

»Nun, alſo entſchuldigen Sie mich bei ihr, daß ich durch unvorhergeſehene Umſtände gezwungen bin, abzuſagen und zu dem Eſſen nicht erſcheinen kann, trotz der angenehmen Einladung Ihrer Frau Mutter.«

»Ich will es ſagen; ihr ſofort ſagen«, – und Sſonjetſchka ſprang haſtig vom Stuhle auf.

»Das iſt noch nicht alles,« – hielt ſie Peter Petrowitſch zurück und lächelte über ihre Einfalt und Unkenntnis von Anſtand, – »Sie kennen mich wenig, liebe Sſofja Sſemenowna, wenn Sie meinen, daß ich wegen dieſer unbedeutenden, mich allein angehenden Urſache jemanden wie Sie perſönlich bemüht und gebeten hätte, zu mir zu kommen. Ich habe noch ein anderes Anliegen.«

Sſonja ſetzte ſich wieder haſtig hin. Die bunten Banknoten, die auf dem Tiſche lagen, flimmerten wieder vor ihren Augen, ſie wandte ſchnell ihr Geſicht von ihnen ab und erhob die Augen zu Peter Petrowitſch; es kam ihr auf einmal höchſt unanſtändig vor, beſonders weil ſie es war, fremdes Geld anzublicken. Sie heftete ihren Blick auf den goldenen Kneifer in der linken Hand Peter Petrowitſchs,

und auf den großen, massiven, wertvollen Ring mit einem gelben Stein an seinem Mittelfinger, – aber schnell wandte sie die Augen auch davon ab, und da sie nicht wußte, wohin sie sehen sollte, blickte sie wieder Peter Petrowitsch unverwandt ins Gesicht. Nachdem er noch würdevoller, als vorhin, eine Weile geschwiegen hatte, fuhr er fort:

»Es traf sich, daß ich gestern im Vorübergehen einige Worte mit der unglücklichen Katerina Iwanowna wechselte. Ein paar Worte genügten, um zu erfahren, daß sie sich in einem – unnatürlichen Zustande befindet, – wenn man sich so ausdrücken kann...«

»Ja... in einem unnatürlichen«, – pflichtete Ssonja hastig ihm bei.

»Oder einfacher und verständlicher gesagt, – in einem kranken Zustande.«

»Ja, einfacher und verständ... ja, sie ist krank.«

»Nicht wahr, das stimmt. Aus dem Gefühle der Humanität, und... und sozusagen, des Mitleides möchte ich meinerseits, ihr unvermeidliches und unglückliches Schicksal vorausseh end, irgendwie ihr nützlich sein. Es scheint mir, daß die ganze arme Familie jetzt auf Ihnen allein lastet.«

»Erlauben Sie mir zu fragen,« – stand Ssonja plötzlich auf, – »was haben Sie ihr gestern von der Möglichkeit einer Pension gesagt? Sie sagte mir, daß Sie es übernommen hätten, ihr eine Pension zu bewirken. Ist das wahr?«

»Keineswegs, und sogar in gewisser Beziehung ein Unsinn. Ich habe nur von einer einmaligen Unterstützung, als der Witwe eines im Dienste gestorbenen Beamten, erwähnt, – wenn Protektion da sei, – aber wie mir scheint, hat Ihr verstorbener Vater nicht nur die gesetzliche Frist nicht aus-

gedient, ſondern hatte in der letzten Zeit gar nicht im ſtaatlichen Dienſte geſtanden. Mit einem Worte, es konnte Hoffnung, wenn auch eine ziemlich zweifelhafte, da ſein, denn im Grunde genommen, gibt es in dieſem Falle keine Rechte auf eine Unterſtützung, ſondern im Gegenteil... So, ſie dachte ſchon an eine Penſion, he-he-he! Eine flinke Dame!«

»Ja, an eine Penſion... Sie iſt leichtgläubig und gut, und aus Güte glaubt ſie alles und... und... ſie hat ſo einen Verſtand... Ja... entſchuldigen Sie«, – ſagte Sſonja und ſtand wieder auf, um fortzugehen.

»Erlauben Sie, Sie haben mich nicht zu Ende gehört.«

»Ja, ich habe nicht zu Ende gehört«, – murmelte Sſonja.

»Alſo, ſetzen Sie ſich.«

Sſonja wurde furchtbar verlegen und ſetzte ſich, zum dritten Male.

»Nachdem ich ihre Lage mit den unglücklichen kleinen Kindern ſehe, möchte ich, – wie ich ſchon geſagt habe – irgendwie nach meinen Kräften nützlich ſein, das heißt, was man nach Kräften nennt, nicht mehr. Man könnte zum Beiſpiel eine Sammlung veranſtalten oder ſozuſagen eine Verloſung... oder etwas dieſer Art, – wie es auch ſtets in ähnlichen Fällen von den Nächſtſtehenden oder auch Fremden, überhaupt von Menſchen, die helfen möchten, arrangiert wird. Darüber hatte ich die Abſicht, mit Ihnen zu reden. Man könnte es tun.«

»Ja, es wäre gut... Gott wird Sie dafür...« ſtammelte Sſonja und blickte Peter Petrowitſch unverwandt an.

»Man könnte es, aber... darüber können wir nachher... das heißt, man könnte gleich heute den Anfang machen. Wir wollen uns noch einmal am Abend ſehen, es beſprechen und ſozuſagen die Grundlagen feſtſetzen. Kommen Sie ſo

gegen ſieben Uhr zu mir. Ich hoffe, daß Andrei Sſemenowitſch ſich daran beteiligen wird... Aber... hier gibt es einen Umſtand, der vorher und genau erwähnt werden muß. Deshalb habe ich Sie, Sſofja Sſemenowna, auch hierher bemüht. Meine Anſicht geht nämlich dahin, daß man Katerina Iwanowna ſelbſt kein Geld in die Hände geben darf, ja daß es gefährlich iſt; der Beweis dafür liegt in dem heutigen Gedächtnismahl. Ohne eine trockene Rinde Brot zu morgen und... Stiefel, und andere nötigen Dinge zu haben, – wird heute Rum und Madeira und... Kaffee eingekauft. Ich habe es im Vorbeigehen geſehen. Morgen hängt wieder alles bis auf das letzte Stück Brot an Ihnen, und das iſt unſinnig. Darum muß die Sammlung nach meiner perſönlichen Anſicht ſo vor ſich gehen, daß die unglückliche Witwe von dem Gelde nichts wiſſen darf, nur Sie allein würden es zu wiſſen bekommen. Iſt das nicht richtiger?«

»Ich weiß es nicht. Sie iſt nur heute ſo... nur einmal im Leben... ſie wollte ſo gern ſein Gedächtnis feiern, ihm die Ehre erweiſen... Sie iſt ſonſt ſehr klug. Aber, wie Sie wollen, und ich werde Ihnen ſehr, ſehr, ſehr... und ſie werden Ihnen ſehr... Gott wird Ihnen... und die Waiſen...«

Sſonja ſprach nicht zu Ende und weinte.

»So. Nun, alſo behalten Sie es im Auge, jetzt aber belieben Sie zur Unterſtützung Ihrer Verwandten fürs erſte eine meinen Kräften angemeſſene Summe von mir entgegenzunehmen. Ich möchte ausdrücklich wünſchen, daß mein Name dabei nicht genannt wird. Bitte... da ich ſozuſagen ſelbſt Sorgen habe, bin ich nicht imſtande, mehr...«

Und Peter Petrowitſch ſtreckte Sſonja einen Zehnrubelſchein entgegen, wobei er ihn peinlich aufrollte. Sſonja nahm

den Schein in Empfang, errötete, ſprang auf, murmelte etwas und begann ſich eilig zu verabſchieden. Peter Petrowitſch begleitete ſie feierlich bis zur Türe. Sie ſprang aus dem Zimmer, ganz erregt und abgequält und kehrte zu Katerina Iwanowna in größter Verlegenheit zurück.

Während dieſes Vorganges ſtand Andrei Sſemenowitſch bald am Fenſter, bald ging er im Zimmer herum und wollte das Geſpräch nicht unterbrechen. Als Sſonja fortgegangen war, trat er auf Peter Petrowitſch zu und reichte ihm feierlich die Hand.

Ich habe alles gehört und alles geſehen«, ſagte er und betonte beſonders das letzte Wort. »Das iſt edel, das heißt, ich wollte ſagen, human! Sie wollten keinen Dank, ich habe es geſehen! Und obwohl ich, offen geſtanden, prinzipiell mit der privaten Wohltätigkeit nicht ſympathiſieren kann, weil ſie nicht bloß das Übel nicht vertilgt, ſondern es nur noch mehr ſtärkt, muß ich geſtehn, daß ich Ihre Handlung mit Vergnügen geſehen habe, – ja, ja, mir gefällt es.«

»Oh, das iſt Unſinn!« murmelte Peter Petrowitſch ein wenig erregt und blickte aufmerkſam Lebesjätnikoff an.

»Nein, es iſt kein Unſinn! Ein Mann, der wie Sie durch den geſtrigen Vorfall beleidigt und geärgert iſt, und gleichzeitig fähig iſt, an das Unglück von anderen zu denken, – ein ſolcher Menſch iſt... obwohl er durch ſeine Handlungen einen ſozialen Fehler begeht, – dennoch... der Achtung würdig! Ich habe es ſogar von Ihnen, Peter Petrowitſch, nicht erwartet, um ſo mehr, nach Ihren Begriffen... oh, wie Ihre Begriffe Ihnen noch hinderlich ſind! Wie Sie, zum Beiſpiel, dieſer geſtrige Mißerfolg aufregt!« rief der gute kleine Andrei Sſemenowitſch aus und fühlte wieder eine ſtärkere Sympathie für Peter Petrowitſch, »und wozu, wozu

brauchen Sie unbedingt dieſe Ehe, dieſe geſetzliche Ehe, lieber, edler Peter Petrowitſch? Warum brauchen Sie unbedingt dieſe Geſetzlichkeit in der Ehe? Nun, wenn Sie wollen, ſchlagen Sie mich, aber ich freue mich, freue mich, daß dieſe Ehe nicht zuſtande gekommen iſt, daß Sie frei ſind, daß Sie noch nicht ganz für die Menſchheit verloren ſind, ich freue mich... So, jetzt habe ich mich ausgeſprochen!«

»Weil ich in Ihrer illegalen Ehe keine Hörner tragen und fremde Kinder züchten will, aus dieſem Grunde brauche ich die geſetzliche Ehe«, ſagte Luſchin, nur um etwas zu ſagen.

Er war beſonders beſorgt und nachdenklich.

»Kinder? Sie ſagen Kinder?« fuhr Andrei Sſemenowitſch auf wie ein Kampfroß, das das Signal gehört hatte, »Kinder – das iſt eine ſoziale Frage und eine Frage von größter Wichtigkeit, das gebe ich zu, aber die Kinderfrage wird ſich anders löſen. Einige verwerfen vollkommen die Kinder, wie alles, was mit Familie zu tun hat. Wir wollen über die Kinder nachher reden und wollen uns jetzt mit den Hörnern beſchäftigen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß das mein ſchwacher Punkt iſt. Dieſer üble Huſarenausdruck, der Ausdruck eines Puſchkins iſt im künftigen Lexikon undenkbar. Ja, und was ſind Hörner? Oh, welch eine Verirrung! Was für Hörner? Wozu Hörner? Welch ein Unſinn! Im Gegenteil, in der illegalen Ehe können ſie gar nicht exiſtieren! Die Hörner ſind nur die natürliche Folge jeder geſetzlichen Ehe, ſozuſagen, ihre Korrektur, ein Proteſt, ſo daß ſie in dieſem Sinne keineswegs erniedrigend ſind... Und wenn ich irgendwann, – dieſen Unſinn einmal angenommen, – geſetzlich verheiratet ſein ſollte, ſo würde ich mich ſogar über dieſe verfluchten Hörner freuen; ich würde dann meiner Frau ſagen, – ‚mein

Freund, ich habe dich bis jetzt bloß geliebt, jetzt aber achte ich dich auch, weil du verſtanden haſt, zu proteſtieren!‘ Sie lachen! Das kommt davon, weil Sie nicht imſtande ſind, ſich von den Vorurteilen loszureißen! Zum Teufel, ich begreife doch, worin gerade die Unannehmlichkeit beſteht, wenn man in geſetzlicher Ehe betrogen wird, – aber das iſt doch bloß eine niederträchtige Folge einer niederträchtigen Tatſache, wo beide Teile erniedrigt ſind. Wenn aber die Hörner einem offen aufgeſetzt werden, wie in der illegalen Ehe, dann exiſtieren ſie nicht mehr, ſie ſind undenkbar und verlieren ſogar die Benennung Hörner. Im Gegenteil, Ihre Frau wird Ihnen bloß beweiſen, wie ſie Sie ſchätzt, indem ſie Sie für unfähig hält, ihrem Glücke im Wege zu ſein und Sie für ſo reif betrachtet, daß Sie wegen ihres neuen Mannes an ihr keine Rache nehmen werden. Zum Teufel, ich träume zuweilen, daß, wenn ich mich verheiraten würde, pfui! wenn ich heiraten würde, – ob illegal, ob geſetzlich, das iſt einerlei, – würde ich ſelbſt zu meiner Frau einen Liebhaber bringen, wenn ſie ſich noch keinen angeſchafft hätte, und würde ihr ſagen, – ‚mein Freund, ich liebe dich, aber ich wünſche auch, daß du mich achteſt, – bitte, hier haſt du ihn!‘ Iſt das nicht das Richtige?«

Peter Petrowitſch hörte zu und lachte, aber ohne beſondere Begeiſterung. Er hörte faſt nicht zu. Er überlegte ſich etwas ganz anderes, und Lebesjätnikoff merkte es auch ſchließlich. Peter Petrowitſch war aufgeregt, rieb ſich die Hände und dachte nach. Das alles kam Andrei Sſemenowitſch ſpäter erſt zum Bewußtſein.

II.

Es würde schwer fallen, genau die Gründe anzuführen, aus welchen die Idee dieses sinnlosen Gedächtnismahles in dem verstörten Gehirn von Katerina Iwanowna entstanden war. Es waren beinahe zehn Rubel von dem Gelde daraufgegangen, das ihr Raskolnikoff eigentlich zur Beerdigung Marmeladoffs gegeben hatte. Vielleicht hielt sich Katerina Iwanowna dem Verstorbenen gegenüber verpflichtet, sein Andenken »wie es sich gehört« zu ehren, damit alle Mitbewohner und besonders Amalie Iwanowna wissen sollten, daß er »nicht nur gar nicht schlechter als sie, vielleicht weit besser war«, und daß niemand von ihnen das Recht hatte, sich über ihn zu stellen. Vielleicht hatte hierzu jener besondere Stolz der Armen am meisten beigetragen, aus dem viele bei gewissen gesellschaftlichen Gebräuchen, die, wie es einmal ist, für alle und jeden verbindlich sind, ihre letzten Kräfte anspannen und die letzten Spargroschen ausgeben, um bloß »nicht schlechter, als andere« zu sein, und damit die anderen nicht darüber »reden« können. Es war auch sehr möglich, daß Katerina Iwanowna das Verlangen hatte, gerade in diesem Falle, namentlich in dem Augenblicke, wo sie scheinbar von aller Welt verlassen war, allen diesen »unbedeutenden und schlimmen Mietern« zu zeigen, daß sie nicht nur Lebensart hatte und sich auf Empfänge verstand, sondern daß sie gar nicht zu solch einem Lose bestimmt war, daß sie »in einem feinen, ja in dem aristokratischen Hause eines Obersten« erzogen war, und daß sie durchaus nicht dazu erzogen war, die Diele selbst zu fegen und des Nachts Kinderlumpen zu waschen. Diese Anfälle von Stolz und Eitelkeit suchen zuweilen die ärmlichsten und unterdrücktesten Menschen heim und verwandeln sich oft

bei ihnen in ein gereiztes, unüberwindliches Bedürfnis. Katerina Iwanowna gehörte eigentlich nicht zu den Unterdrückten, man konnte sie durch Umstände töten, aber sie moraliſch unterdrücken, das heißt, ſie einſchüchtern und ihren Willen unterwerfen, – konnte man nicht. Außerdem ſagte Sſonjetſchka mit gutem Grunde, daß ihr Verſtand verſtört ſei. Man konnte es freilich nicht poſitiv und endgültig ſagen, doch in letzter Zeit, in dem letzten Jahre, wurde ihr armer Kopf zu ſtark gequält, als daß er nicht zum Teil gelitten hätte. Und eine ſtark fortgeſchrittene Schwindſucht trägt auch, wie die Ärzte ſagen, zu einer Geiſtesſtörung bei.

Weine in Mehrzahl und verſchiedene Sorten gab es freilich nicht, ebenſo fehlte auch Madeira, – das war übertrieben, Wein war aber da. Es gab Branntwein, Rum und Liſſaboner, alles von der ſchlechteſten Sorte, aber in genügender Menge. Von Speiſen waren außer Kutja drei oder vier Gerichte vorhanden, alles aus der Küche von Amalie Iwanowna, dazu wurden zwei Samowars aufgeſtellt für Tee und Punſch, die nach dem Eſſen gereicht werden ſollten. Katerina Iwanowna hatte alles ſelbſt eingekauft, als Hilfe hatte ſie einen Mieter mitgehabt, einen kläglichen Polen, der weiß Gott warum bei Frau Lippewechſel wohnte. Er hatte ſich ſofort zu Katerina Iwanownas Verfügung geſtellt, lief den ganzen geſtrigen Tag und den ganzen heutigen Morgen Hals über Kopf und mit heraushängender Zunge herum und war beſonders bemüht, daß man dies auch bemerken ſolle. Wegen jeder Kleinigkeit kam er zu Katerina Iwanowna gelaufen, war ihr ſogar in die Kaufläden nachgegangen, nannte ſie fortwährend »Pani Chorunſchina« und wurde ihr zuletzt bis zum Überdruſſe langweilig, obwohl ſie zuerſt behauptet hatte, daß ſie ohne dieſen »bereitwilligen

und großmütigen« Menſchen vollkommen verloren wäre. Katerina Iwanowna hatte die Eigenſchaft in ihrem Charakter, den erſten Beſten, der ihr in den Weg lief, mit den hellſten und ſchönſten Farben zu ſchmücken, ihn ſo zu loben, daß mancher ſich ſchämte, allerhand Umſtände, die gar nicht exiſtierten, zu ſeinem Preiſe zu erfinden, ſelbſt daran vollkommen aufrichtig und ehrlich zu glauben, und dann plötzlich, mit einem Male, ſich enttäuſcht zu fühlen, alles abzubrechen, den Menſchen zu beſchimpfen und hinauszuſchmeißen, den ſie noch vor einigen Stunden buchſtäblich angebetet hatte. Von Natur aus hatte ſie einen heiteren, fröhlichen und friedfertigen Charakter, infolge des ununterbrochenen Unglücks und Mißerfolges begann ſie geradezu raſend zu wünſchen und zu verlangen, daß alle in Frieden und Freude leben ſollten und anders nicht leben dürfen, und der geringſte Mißklang im Leben, die allerkleinſten Mißerfolge brachten ſie ſofort in Wut, und ſie fing an, unmittelbar nach den ſtärkſten Hoffnungen und Phantaſien ihr Schickſal zu verfluchen, alles, was ihr unter die Hände geriet, zu zerreißen und fortzuwerfen und mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Amalie Iwanowna hatte plötzlich in Katerina Iwanownas Augen eine ungewöhnliche Bedeutung und außergewöhnliche Achtung errungen, vielleicht einzig aus dem Grunde, weil dieſes Gedächtnismahl vorbereitet wurde und weil Amalie Iwanowna von ganzem Herzen bereit war, an allen Beſorgungen teilzunehmen. Sie hatte es übernommen, den Tiſch zu decken, die Wäſche, das Geſchirr und alles übrige herzugeben und in ihrer Küche das Eſſen zuzubereiten. Katerina Iwanowna überließ ihr alles und ging auf den Friedhof. Und wirklich war alles aufs beſte hergerichtet, – der Tiſch war ziemlich reinlich gedeckt, das

Geſchirr, Gabeln, Meſſer, Gläſer, Weingläſer, Taſſen – all dieſes paßte nicht zuſammen, war von den verſchiedenen Mietern zuſammengeborgt, aber alles ſtand zur beſtimmten Stunde auf ſeinem Platze, und Amalie Iwanowna, im Vollgefühle ihrer gut beſorgten Aufgabe, begrüßte die Zurückkehrenden mit einem gewiſſen Stolze; ſie war ſehr geputzt in einer Haube mit neuen Trauerbändern und im ſchwarzen Kleide. Dieſer Stolz, obwohl berechtigt, mißfiel aus irgendeinem Grunde Katerina Iwanowna, »als hätte man in der Tat ohne Amalie Iwanowna nicht verſtanden, den Tiſch zu decken«! Auch die Haube mit den neuen Bändern erregte ihr Mißfallen, – »möglicherweiſe iſt dieſe dumme Deutſche noch darauf ſtolz, daß ſie die Wirtin iſt und ſich aus Gnade bereit erklärt hat, den armen Mietern zu helfen? Aus Gnade? Bitte ſehr! Bei Katerina Iwanownas Papa, der Oberſt und beinahe Gouverneur war, wurde zuweilen der Tiſch für vierzig Perſonen gedeckt, ſo daß irgend eine Amalie Iwanowna oder beſſer geſagt Ludwigowna, dort nicht mal in die Küche zugelaſſen worden wäre...« Katherina Iwanowna beſchloß aber, ihre Gefühle nicht vor der Zeit zu äußern, obgleich ſie ſich im Herzen feſt vorgenommen hatte, Amalie Iwanowna heute noch unbedingt abzutrumpfen und ſie an ihren richtigen Platz zu erinnern, ſonſt würde die ſich Gott weiß was einbilden; vorläufig behandelte ſie ſie bloß kalt. Eine andere Unannehmlichkeit hatte auch teilweiſe zu der Gereiztheit von Katerina Iwanowna beigetragen, – zu der Beerdigung war, außer dem Polen, von den Geladenen faſt niemand erſchienen, der aber hatte Zeit genug, auf den Friedhof zu laufen; zu dem Gedächtnismahle dagegen waren nur die Unanſehnlichſten und Armen gekommen, viele ſogar nicht ganz nüch-

tern, ſozuſagen das Pack. Die älteren und angeſehenſten waren, wie abſichtlich, ferngeblieben, als hätten ſie ſich alle verabredet. Peter Petrowitſch Luſchin zum Beiſpiel, man kann ſagen, der ſolideſte von allen Mietern, war nicht erſchienen, während Katerina Iwanowna ſchon geſtern aller Welt, das heißt Amalie Iwanowna, Poletſchka, Sſonjetſchka und dem Polen, erzählt hatte, daß dieſer edelſte und großmütigſte Mann mit beſten Verbindungen und von ſehr großem Vermögen, ein früherer Freund ihres erſten Mannes, der in dem Hauſe ihres Vaters verkehrt habe, ihr verſprochen hätte, alle Mittel in Bewegung zu ſetzen, um ihr eine bedeutende Penſion zu verſchaffen. Wir wollen hierbei bemerken, daß, wenn Katerina Iwanowna mit Verbindungen und Vermögen anderer Leute prahlte, ſie es vollkommen uneigennützig, ſozuſagen aus übervollem Herzen tat, nur aus dem Vergnügen allein, den Gelobten noch mehr zu preiſen und ihm einen größeren Wert zu verleihen. Nächſt Luſchin und wahrſcheinlich »ſeinem Beiſpiele folgend« war auch »dieſer üble, ſchändliche Lebesjätnikoff« nicht erſchienen. Was bildet ſich denn dieſer ein? Man hatte ihn bloß aus Gnade und weil er in einem Zimmer mit Peter Petrowitſch lebte und ſein Bekannter war, eingeladen; es wäre peinlich für ihn geweſen, nicht eingeladen zu ſein. Auch eine feine Dame mit ihrer Tochter, »einer überreifen alten Jungfer«, die erſt ſeit zwei Wochen bei Amalie Iwanowna lebten, waren nicht erſchienen; ſie hatten ſich trotz ihres kurzen Aufenthaltes hier ſchon einige Male über den Lärm und das Geſchrei in Marmeladoffs Zimmer, beſonders, wenn der Verſtorbene betrunken nach Hauſe gekommen war, beklagt. Das hatte Katerina Iwanowna durch Amalie Iwanowna erfahren, wenn dieſe ſich mit Katerina

Iwanowna zankte, ihr drohte, ſie und die ganze Familie hinauszujagen, und dabei aus vollem Halſe ſchrie, daß ſie »anſtändige Mieter, deren Fußtritt Sie nicht mal wert ſind«, beunruhige. Katerina Iwanowna hatte abſichtlich beſchloſſen, dieſe Dame und ihre Tochter, deren »Fußtritt ſie angeblich nicht wert ſei«, einzuladen, und um ſo mehr, weil jene bei zufälligen Begegnungen ſich hochmütig abwandte, – damit ſie wiſſe, daß man hier »edler denkt und fühlt und ſie, ohne ſich des Böſen zu erinnern, einlade«, und damit ſie ſehen ſollten, daß Katerina Iwanowna nicht gewohnt ſei, in ſolchen Verhältniſſen zu leben. Es war unbedingt vorausgeſetzt, ihnen allen bei Tiſche zu erklären und zu erwähnen, daß ihr verſtorbener Vater beinahe Gouverneur geweſen ſei, und gleichzeitig indirekt zu verſtehen zu geben, daß es überflüſſig wäre, ſich bei Begegnungen abzuwenden, und daß es äußerſt dumm wäre. Ebenſo war der dicke Oberſtleutnant, eigentlich war er Stabskapitän außer Dienſt, nicht erſchienen, es ſtellte ſich heraus, daß er ſeit dem geſtrigen Morgen vor Trunkenheit »ohne Hinterbeine« war. Mit einem Worte: es waren bloß erſchienen, – der Pole, dann ein häßlicher ſchweigſamer Kanzliſt, in einem ſtark glänzenden Frack, mit Finnen im Geſichte und einem widerlichen Geruche und noch ein tauber und faſt erblindeter alter Mann, der einſt in einem Poſtamt gedient hatte und den jemand ſeit undenkbaren Zeiten und aus unbekannten Gründen bei Amalie Iwanowna untergebracht hatte. Es war auch ein betrunkener verabſchiedeter Leutnant, eigentlich ein Proviantmeiſter, erſchienen mit einem höchſt unanſtändigen lauten Lachen, und: »ſtellen Sie ſich vor«, ohne Weſte! Einer von den Gäſten ſetzte ſich direkt an den Tiſch, ohne ſogar Katerina Iwanowna zu begrüßen, und zuguterletzt tauchte

eine Perſon im Schlafrocke auf, da ſie keine Kleider beſaß, aber das war ſo unanſtändig, daß es den Bemühungen von Amalie Iwanowna und dem Polen gelang, ihn hinauszuexpedieren. Der Pole hatte übrigens noch zwei andere Polen mitgebracht, die niemals bei Amalie Iwanowna gewohnt hatten, und die niemand vorher in ihrem Hauſe geſehen hatte. Dies alles reizte Katerina Iwanowna in höchſtem Grade. »Für wen waren ſchließlich denn alle Vorbereitungen getroffen?« Man hatte ſogar die Kinder, um an Platz zu gewinnen, nicht am Tiſche untergebracht, der das ganze Zimmer einnahm, ſondern für ſie in der hinteren Ecke auf einem Kaſten gedeckt, wobei die beiden kleineren auf einer Bank ſaßen, Poletſchka aber, als die Erwachſene, mußte auf ſie aufpaſſen, ſie füttern und ihnen »wie Kindern aus feinem Hauſe« die Näschen putzen. Mit einem Worte, Katerina Iwanowna glaubte alle mit doppelter Würde und ſogar mit Hochmut begrüßen zu müſſen. Manche blickte ſie beſonders ſtreng an und bat ſie von oben herab, ſich an den Tiſch zu ſetzen. Da ſie aber aus irgendeinem Grunde meinte, Amalie Iwanowna für alle Nichterſchienenen verantwortlich machen zu müſſen, begann ſie plötzlich, ſie äußerſt nachläſſig zu behandeln, was jene ſofort merkte und dadurch ſehr pikiert wurde. Solch ein Anfang deutete auf kein gutes Ende. Endlich hatten alle Platz genommen. Raskolnikoff trat faſt in demſelben Augenblick ein, als ſie von dem Friedhofe zurückkehrten. Katerina Iwanowna war überaus erfreut, ihn zu ſehen, erſtens, weil er der einzige »gebildete« von allen Gäſten war und »wie bekannt, nach zwei Jahren in der hieſigen Univerſität einen Lehrſtuhl einnehmen werde«, und zweitens, weil er ſofort und ehrerbietig ſich entſchuldigte, daß er trotz ſeines Wunſches zu der Beerdigung nicht hatte

kommen können. Sie stürzte sich buchstäblich auf ihn, setzte ihn bei Tisch neben sich zur linken Hand, zur rechten saß Amalie Iwanowna, und wandte sich ununterbrochen an Raskolnikoff, trotz ihrer beständigen Unruhe und Sorge, daß das Essen auch richtig herumgereicht wurde und alle erhielten, trotz des qualvollen Hustens, der sie alle Augenblicke unterbrach und peinigte, und der sich in diesen letzten zwei Tagen besonders verstärkt zu haben schien. Sie beeilte sich, ihm halb flüsternd alle angesammelten Gefühle und ihre ganze gerechte Entrüstung über das mißlungene Gedächtnismahl mitzuteilen, wobei die Entrüstung oft unabsichtlich und ohne jede Berechnung, einem ausgelassenen Lachen über die versammelten Gäste, besonders aber über die Wirtin, Platz machte.

»An allem ist dieser Kuckuck schuld. Sie wissen, wen ich meine, – die dort, dort!« und Katerina Iwanowna wies mit dem Kopfe auf die Wirtin. »Sehen Sie sie an, – sie hat die Augen aufgesperrt, fühlt, daß wir über sie reden, kann aber nichts verstehn. Pfui, so eine Eule! Ha–ha–ha! ... Kche–kche–kche!« hustete sie. »Und was will sie mit ihrer Haube! Kche–kche–kche! Haben Sie gemerkt, sie möchte gern, daß alle Gäste meinen sollen, sie beschütze mich und erweise mir mit ihrem Hiersein eine Ehre. Ich habe sie gebeten, wie man eine anständige Person bittet, bessere Leute, und zwar die Bekannten des Verstorbenen, einzuladen, und sehen Sie, wen sie hergebracht hat, – allerhand Narren! Schmutzfinke! Sehen Sie nur diesen da mit dem unreinen Teint, – das ist doch eine Rotznase auf zwei Beinen! Und diese Polen ... ha–ha–ha! Kche–kche–kche! Niemand, niemand hat sie vorher hier gesehen, auch ich nicht. Wozu sind die gekommen, frage ich Sie? Wie hübsch sie sitzen neben-

einander. – Paß, heda!« rief ſie plötzlich einem von ihnen zu, »haben Sie genug vorgelegt? Nehmen Sie noch? Trinken Sie Bier! Wollen Sie nicht Schnaps? Sehen Sie, – er iſt aufgeſprungen und verbeugt ſich, ſehen Sie, ſehen Sie, – ſie ſind wahrſcheinlich ſehr hungrig, die Armen! Tut nichts, mögen ſie eſſen! Sie lärmen wenigſtens nicht, aber ... aber ich fürchte ... für die ſilbernen Löffel der Wirtin! ... Amalie Iwanowna!« wandte ſie ſich plötzlich an die Wirtin laut, »ich ſage Ihnen im voraus, falls Ihre Löffel geſtohlen werden, übernehme ich keine Verantwortung! Ha–ha–ha!« lachte ſie, wandte ſich wieder an Raskolnikoff, wies wieder auf die Wirtin und freute ſich über ihre Bemerkung. »Sie hat es nicht verſtanden, ſie hat wieder nichts verſtanden! Sehen Sie, wie ſie mit aufgeſperrtem Munde daſitzt, – wie eine echte Eule, eine Eule mit neuen Bändern, ha–ha–ha!«

Das Lachen verwandelte ſich von neuem in einen unerträglichen Huſten, der minutenlang anhielt. Auf ihrem Taſchentuch zeigte ſich Blut, und Schweißtropfen traten auf die Stirne. Sie zeigte Raskolnikoff ſchweigend das Blut, und kaum hatte ſie ſich erholt, flüſterte ſie mit roten Flecken auf den Wangen ihm lebhaft wieder zu.

»Sehen Sie, ich habe ihr einen ſehr heiklen Auftrag gegeben, dieſe Dame und ihre Tochter einzuladen. Sie wiſſen doch, von wem ich ſpreche? Hier mußte man in der zarteſten Weiſe, in der geſchickteſten Art handeln, ſie war aber ſo ungeſchickt, daß dieſe angereiſte dumme Perſon, dieſes aufgeblaſene Geſchöpf, dieſe unbedeutende Provinzmadam, ſie die Witwe irgendeines Majors, die ſich hier um eine Penſion bemüht und bei den Behörden deswegen herumläuft ... und die mit ihren fünfundfünfzig Jahren ſich

ſchminkt und färbt ... was allgemein bekannt iſt ... daß dieſes Geſchöpf nicht nur ſich für zu gut hielt, hier zu erſcheinen, ſondern ſich nicht einmal entſchuldigen ließ, wie es in dieſen Fällen doch die gewöhnlichſte Höflichkeit verlangt! Ich kann nicht begreifen, warum auch Peter Petrowitſch nicht gekommen iſt? Und wo iſt Sſonja? Wo iſt ſie nur hingegangen? Ah, da iſt ſie ja! Sſonja, wo warſt du? Merkwürdig, daß du ſogar am Beerdigungstage deines Vaters ſo unpünktlich biſt. Rodion Romanowitſch, ſie ſoll ſich neben Sie ſetzen. Hier iſt dein Platz, Sſonjetſchka ... nimm, was dir gefällt. Nimm von dem Fiſch, er iſt gut. Hat man den Kindern auch etwas gegeben? Poletſchka, habt ihr alles? Kche–kche–kche! Nun, gut. Sei ein artiges Kind, Lene und du, Kolja, zapple nicht mit den Beinen, ſitz, wie ein anſtändiges Kind ſitzen muß. Was ſagſt du, Sſonjetſchka?«

Sſonja beeilte ſich ſofort, ihr die Entſchuldigung von Peter Petrowitſch mitzuteilen und verſuchte ſo laut zu ſprechen, daß es alle hören konnten, gebrauchte gewählte und ehrerbietige Ausdrücke, die ſie abſichtlich Peter Petrowitſch andichtete. Sie fügte hinzu, daß Peter Petrowitſch ſie beſonders gebeten habe, mitzuteilen, daß er unverzüglich, ſobald es ihm nur möglich ſei, herkommen würde, um in geſchäftlichen Angelegenheiten allein mit Katerina Iwanowna zu ſprechen und zu verabreden, was man jetzt und künftig unternehmen könnte und dergleichen mehr.

Sſonja wußte, daß dies Katerina Iwanowna friedlicher ſtimmen und beruhigen würde, ſie würde ſich dadurch geſchmeichelt fühlen und ihr Stolz würde befriedigt ſein. Sie ſetzte ſich neben Raskolnikoff, den ſie haſtig begrüßte und flüchtig, doch voll Intereſſe anblickte. Während der folgenden Zeit vermied ſie aber ihn anzuſehen und mit ihm zu

ſprechen. Sie war zerſtreut, obwohl ſie die ganze Zeit Katerina Iwanowna im Auge behielt, um ihre Wünſche zu erraten. Weder ſie, noch Katerina Iwanowna waren in Trauer, da ſie keine Kleider hatten; Sſonja hatte ein dunkelbraunes Kleid an und Katerina Iwanowona ihr einziges, ein dunkelgeſtreiftes Kattunkleid. Die Mitteilung über Peter Petrowitſch verbreitete ſich raſch. Als Katerina Iwanowna mit Würde Sſonja angehört hatte, erkundigte ſie ſich ebenſo würdevoll, wie es Peter Petrowitſch gehe? Dann flüſterte ſie hörbar Raskolnikoff zu, daß es für einen angeſehenen und ſoliden Menſchen, wie Peter Petrowitſch, unmöglich geweſen wäre, in ſolch eine »ungewöhnliche Geſellſchaft« zu kommen, trotz der großen Anhänglichkeit an ihre Familie und der alten Freundſchaft mit ihrem Papa.

»Sehen Sie, darum bin ich auch Ihnen, Rodion Romanowitſch, ſo ſehr dankbar, daß Sie trotz ſolcher Umgebung Salz und Brot von mir nicht verſchmäht haben,« fügte ſie faſt laut hinzu, »übrigens bin ich überzeugt, daß nur die beſondere Freundſchaft zu meinem armen Verſtorbenen Sie veranlaßt hat, Ihr Wort zu halten.«

Sie blickte noch einmal voll Stolz und Würde ihre Gäſte an und erkundigte ſich plötzlich mit beſonderer Fürſorge laut über den Tiſch hinüber bei dem tauben alten Manne, »ob er nicht mehr vom Braten nehmen möchte und ob er Liſſaboner bekommen habe?« Der Alte antwortete nicht und konnte lange nicht begreifen, wonach man ihn frage, obwohl ſeine Nachbarn aus Scherz ihn anzuſtoßen begannen. Er blickte nur mit offenem Munde um ſich, wodurch er die allgemeine Heiterkeit noch mehr hervorrief.

»Iſt das ein Holzklotz! Sehen Sie doch nur! Wozu hat man den hierher gebracht? Was Peter Petrowitſch anbe-

trifft, ſo war ich ſtets von ihm ſicher,« fuhr Katerina Iwanowna fort, Raskolnikoff zu erzählen, »ſo gleicht er ſelbſtverſtändlich nicht ...« wandte ſie ſich laut und ſcharf und mit äußerſt ſtrenger Miene zu Amalie Iwanowna, daß ſie darüber erſchrak, »ſo gleicht er nicht jenen aufgedonnerten Madams mit ihren Schleppen, die bei meinem Papa nicht mal als Köchinnen ihren Dienſt verrichten gedurft hätten, und denen mein verſtorbener Mann nur deshalb die Ehre erwieſen hatte, ſie zu empfangen, weil er eine unerſchöpfliche Güte hatte.«

»Ja, er liebte eins zu trinken, ja, er liebte es und trank auch!« rief plötzlich der verabſchiedete Proviantmeiſter und leerte das zwölfte Glas Schnaps.

»Mein verſtorbener Mann hatte dieſe Schwäche, das wiſſen alle,« ſtürzte ſich Katerina Iwanowna plötzlich auf ihn, »aber er war ein guter und edler Menſch, der ſeine Familie liebte und achtete; nur das eine war ſchlimm, daß er in ſeiner Güte allerhand verdorbenen Leuten zu ſehr traute und weißgott mit wem trank, ſogar mit ſolchen, die ſeine Stiefelſohle nicht wert waren! Stellen Sie ſich vor, Rodion Romanowitſch, man fand in ſeiner Taſche einen Pfefferkuchenhahn, – er ging total betrunken heim, und dachte doch an ſeine Kinder.«

»Einen Ha–hn? Sie belieben zu ſagen – ei–nen Hahn?« rief der Proviantmeiſter.

Katerina Iwanowna würdigte ihn keiner Antwort. Sie dachte über etwas nach und ſeufzte.

»Sie meinen auch ſicher, wie alle, daß ich zu ſtreng zu ihm war«, fuhr ſie fort, ſich an Raskolnikoff wendend. »Das iſt nicht richtig! Er hat mich geachtet, er hat mich ſehr, ſehr geachtet! Er war eine gute Seele. Und zuweilen

tat er mir ſo leid! Er ſaß manchmal in der Ecke und ſah mich an, da tat er mir ſo leid, ich wollte zu ihm freundlich ſein, dachte mir aber, wenn ich jetzt freundlich zu ihm bin, betrinkt er ſich wieder. Nur mit Strenge konnte man ihn einigermaßen davon zurückhalten.«

»Ja, es iſt vorgekommen, daß er an den Haaren gezerrt wurde, es iſt vorgekommen, öfters«, brüllte wieder der Proviantmeiſter und leerte noch ein Glas.

»Es wäre angebracht, manche Dummköpfe nicht nur an den Haaren zu zerren, ſondern mit einem Beſenſtiel zu verprügeln. Ich rede jetzt nicht von dem Verſtorbenen!« trumpfte Katerina Iwanowna den Proviantmeiſter ab.

Die roten Flecken auf ihren Wangen traten immer ſtärker hervor und ihre Bruſt hob ſich. Nur wenig fehlte und ein Skandal begann. Viele kicherten; das wäre ihnen offenbar ſehr angenehm geweſen. Man begann den Proviantmeiſter zu ſtoßen und ihm etwas zuzuflüſtern. Man wollte beide aufeinander hetzen.

»Erlau–ben Sie mir zu fragen, wen Sie damit meinten,« begann der Proviantmeiſter wieder, »weſſen Ehre ... haben Sie ſoeben ... Übrigens, es iſt unnötig! Unſinn! Eine Witwe! Eine arme Witwe! Ich verzeihe ... Ich paſſe!« und er goß ſich wieder Schnaps ein.

Raskolnikoff hörte ſchweigend, voll Widerwillen zu. Er nahm nur aus Höflichkeit, rührte kaum die Stücke an, die ihm Katerina Iwanowna alle Augenblicke auf den Teller legte und aß bloß, um ſie nicht zu kränken. Er blickte Sſonja aufmerkſam an. Sſonja aber wurde immer unruhiger und beſorgter; ſie ahnte, daß das Gedächtnismahl kein friedliches Ende nehmen werde und beobachtete voll Angſt die ſich ſteigernde Gereiztheit von Katerina Iwanowna. Sie wußte,

daß ſie der Hauptgrund war, warum die beiden zugereiſten Damen ſo verachtungsvoll mit der Einladung Katerina Iwanownas umgegangen waren. Sie hatte von Amalie Iwanowna ſelbſt gehört, daß die Mutter allein ſchon durch die Einladung beleidigt worden war und die Frage geſtellt hatte, »wie ſie es verantworten könne, ihre Tochter neben dieſe Perſon zu ſetzen?« Sſonja ahnte, daß Katerina Iwanowna dies irgendwie erfahren habe, und eine Kränkung Sſonjas bedeutete für Katerina Iwanowna mehr, als eine perſönliche, mehr als eine Kränkung ihrer Kinder, ihres Papas, mit einem Worte, es war für ſie eine tödliche Beleidigung, und Sſonja wußte, daß Katerina Iwanowna ſich nicht eher beruhigen werde, »bis ſie dieſen geputzten Krähen bewieſen hätte, daß ſie beide ...« und dergleichen mehr. Wie abſichtlich, hatte in dieſem Augenblicke jemand vom anderen Ende des Tiſches Sſonja einen Teller zugeſandt, worauf zwei Herzen, durchbohrt mit einem Pfeile, aus Brot geknetet waren. Katerina Iwanowna flammte auf und bemerkte ſofort laut über den ganzen Tiſch weg, daß der Abſender ſicher »ein betrunkener Eſel« ſei. Amalie Iwanowna, die auch etwas Schlimmes ahnte, und gleichzeitig durch den Hochmut Katerina Iwanownas im tiefſten Innern gekränkt war, begann ohne jede Veranlaſſung, nur um die unangenehme Stimmung der Geſellſchaft abzulenken und gleichzeitig um ihr Anſehen in aller Augen zu heben, zu erzählen, wie ein Bekannter von ihr »Karl aus der Apotheke« eines Nachts in einer Droſchke nach Hauſe fuhr und der Kutſcher ihn ermorden wollte, daß Karl ihn ſehr, ſehr gebeten habe, ihn nicht zu ermorden, »die Hände gefaltet und geweint hätte und ſo erſchrocken wäre und daß die Angſt ſein Herz durchbohrt hätte«. Katerina Iwanowna bemerkte aber

lächelnd, daß Amalie Iwanowna keine ruſſiſchen Anekdoten erzählen ſolle. Jene fühlte ſich dadurch noch mehr gekränkt und erwiderte, daß ihr Vater in Berlin ein ſehr, ſehr bedeutender Mann geweſen ſei und daß er »immer die Hände in die Taſchen ſteckte«. Die lachluſtige Katerina Iwanowna konnte ein lautes Lachen nicht unterdrücken, ſo daß Amalie Iwanowna die letzte Geduld verlor und kaum mehr ſich beherrſchen konnte.

»Das iſt mal eine Eule!« flüſterte Katerina Iwanowna Raskolnikoff zu und wurde faſt heiter geſtimmt, »ſie wollte ſagen, daß er die Hände in den Taſchen hatte, ſie brachte es aber ſo heraus, als ob er ein Langfinger geweſen wäre, ha–ha! Haben Sie auch ſchon bemerkt, daß alle dieſe Ausländer in Petersburg, hauptſächlich aber die Deutſchen, die irgendwoher zu uns kommen, dümmer ſind, als wir? Sie müſſen doch zugeben, daß man nicht erzählen kann, daß »Karls Herz aus Angſt durchbohrt ſei«, und daß er – ſo eine Memme! – anſtatt den Kutſcher zu knebeln, die »Hände gefaltet, geweint und ſehr gebeten hat«. Ach, ſo ein Holzklotz! Und ſie glaubt noch, daß dies ſehr rührend ſei und ahnt nicht, wie dumm ſie iſt! Meiner Anſicht nach iſt dieſer betrunkene Proviantmeiſter noch bei weitem klüger als ſie; man ſieht, daß er ein Bruder Liederlich iſt und das bißchen Verſtand vertrunken hat, dieſe andere aber tut ſo ordentlich, ſitzt ernſt da ... Sehen Sie nur, wie ſie nun die Augen aufreißt. Sie iſt böſe! Ärgert ſich! Ha–ha–ha! Kche–kche–kche!«

Als Katerina Iwanowna ſo luſtig geworden war, kam ſie auf allerhand Dinge und erzählte plötzlich, wie ſie mit Hilfe der in Ausſicht geſtellten Penſion unbedingt in ihrer Heimatsſtadt T... eine Anſtalt für junge Mädchen aus

beſſeren Ständen errichten werde. Katerina Iwanowna hatte dies Raskolnikoff noch nicht ſelbſt mitgeteilt und ſie ließ ſich auf ſehr ausführliche, verlockende Einzelheiten ein. Auf rätſelhafte Weiſe tauchte plötzlich in ihren Händen dasſelbe »Ehrendiplom« auf, von dem der verſtorbene Marmeladoff in der Schenke Raskolnikoff ſchon erzählt und dabei erwähnt hatte, daß Katerina Iwanowna, ſeine Gattin, bei der Entlaſſung aus dem Stift mit einem Shawl »vor dem Gouverneur und den übrigen hohen Perſonen« getanzt habe. Dieſes Ehrendiplom mußte offenbar Katerina Iwanowna jetzt als Zeugnis dienen, daß ſie auch ein Recht dazu habe, eine Erziehungsanſtalt zu gründen, es war hauptſächlich mit der Abſicht hervorgeholt und in der Nähe aufbewahrt worden, um endgültig »den beiden aufgedonnerten Krähen«, wenn ſie zu dem Gedächtnismahle gekommen wären, den Hochmut zu nehmen, und um ihnen deutlich zu beweiſen, daß Katerina Iwanowna aus einem ſehr feinen Hauſe ſtamme, »man kann ſogar ſagen, aus einem ariſtokratiſchen Hauſe« und die Tochter eines Oberſten und ſicher mehr ſei, als manche Abenteurerin, die in der letzten Zeit ſo überhand nahmen. Das Ehrendiplom ging ſofort von Hand zu Hand unter den betrunkenen Gäſten, was Katerina Iwanowna nicht hinderte, weil darin tatſächlich en toutes lettres bemerkt war, daß ſie die Tochter eines Hofrats und Ritters pp. ſei, folglich in der Tat beinahe die Tochter eines Oberſten. Katerina Iwanowna, einmal entflammt, begann unverzüglich über alle Einzelheiten des künftigen ſchönen und ruhigen Lebens in T... ſich zu verbreiten, – über die Gymnaſiallehrer, die ſie auffordern würde, in ihrer Anſtalt Unterricht zu geben, über einen ehrenwerten, alten Herrn, einen Franzoſen Mangot, der Katerina Iwanowna noch im

Stifte in französischer Sprache unterwiesen hatte, und der jetzt in T.... sein Leben beschloß und sicher für einen angemessenen Preis zu ihr kommen werde. Endlich kam sie auch auf Ssonja zu sprechen, »die zusammen mit Katerina Iwanowna nach T.... reisen und dort in allem ihr behilflich sein solle«. Aber hier prustete jemand am andern Ende des Tisches vor Lachen. Katerina Iwanowna gab sich sofort den Anschein, als beachte sie nicht das Lachen am anderen Ende des Tisches, erhob absichtlich die Stimme und begann mit Begeisterung über die unzweifelhaften Vorzüge von Ssofja Ssemenowna als ihrer Stütze zu reden, »über ihre Sanftmut, Geduld, Selbstaufopferung, edlen Sinn und ihre Bildung«, wobei sie Ssonja auf die Wange tätschelte, aufstand und sie ein paarmal innig küßte. Ssonja errötete und Katerina Iwanowna brach plötzlich in Weinen aus, nannte sich selbst »eine nervenschwache dumme Person, die ziemlich angegriffen sei, und daß es Zeit sei, ein Ende zu machen, da alle gegessen hätten und daß jetzt Tee kommen könne«. Da riskierte Amalie Iwanowna, gänzlich verschnupft, daß sie an der ganzen Unterhaltung nicht den geringsten Anteil genommen hatte, und daß man sie gar nicht angehört hatte, den letzten Versuch und erlaubte sich mit unterdrücktem Ärger, Katerina Iwanowna eine äußerst sachliche und tiefsinnige Bemerkung zu machen, daß man nämlich in der künftigen Pensionsanstalt besonders auf die reine Wäsche der jüngeren Mädchen achthaben müsse, und daß unbedingt eine tüchtige Dame da sein müsse, um darauf aufzupassen, und zweitens darauf, daß die jungen Mädchen heimlich in der Nacht keine Romane lesen könnten. Katerina Iwanowna, wirklich angriffen und sehr müde, und des Gedächtnismahls überdrüssig, schnitt Amalie Iwa-

nowna ſchroff das Wort mit der Bemerkung ab, daß ſie »Unſinn quatſche« und nichts verſtehe; daß die Sorge um die Wäſche Sache der Kaſtellanin ſei und nicht der Vorſteherin einer Anſtalt für junge Mädchen aus beſſeren Ständen, und was das Leſen von Romanen anbetrifft, ſei ihre Bemerkung einfach unanſtändig, und ſie bitte ſie endlich zu ſchweigen. Amalie Iwanowna ward rot und antwortete geärgert, daß ſie es nur gut gemeint hätte, und daß ſie für die Wohnung ſchon lange kein Geld erhalten habe. Katerina Iwanowna zeigte ihr ſofort den ihr zukommenden Platz, indem ſie ſagte, daß Amalie Iwanowna lüge, wenn ſie behaupte, es nur gut gemeint zu haben, weil ſie ſchon geſtern, als der Verſtorbene noch auf der Bahre lag, ſie wegen der Wohnungsmiete gequält habe. Darauf erwiderte Amalie Iwanowna mit großartiger Konſequenz, daß ſie jene Damen eingeladen hätte, aber daß die Damen darum nicht gekommen ſeien, weil ſie feine Damen ſeien und zu unfeinen Damen nicht gehen könnten. Katerina Iwanowna hielt ihr ſofort unter die Naſe, daß ſie, ſolch ein Schmutzfink, gar nicht beurteilen könne, was in Wahrheit fein ſei. Amalie Iwanowna konnte das nicht vertragen und erklärte ſofort, daß »ihr Vater aus Berlin ein ſehr, ſehr wichtiger Mann geweſen ſei, beide Hände in die Taſchen geſteckt habe und immer nur – puff! puff! gemacht habe«! Und um ihren Vater augenſcheinlicher vorzuſtellen, ſprang Amalie Iwanowna vom Stuhle auf, ſteckte ihre beiden Hände in die Taſchen, blies die Wangen auf und begann mit dem Munde unbeſtimmte Töne, die – puff! puff! ähnelten, hervorzubringen, unter lautem Lachen von allen Mietern, die Amalie Iwanowna abſichtlich durch ihren Beifall reizten, weil ſie eine Prügelei vorausſahen. Jenes nun konnte wiederum Ka-

terina Iwanowna nicht vertragen und ſie ſagte unverzüglich und laut, daß Amalie Iwanowna vielleicht nie einen Vater gehabt habe, daß Amalie Iwanowna einfach eine betrunkene Eſtin aus Petersburg ſei und ſicher irgendwo früher als Köchin gedient habe, vielleicht aber auch etwas ſchlimmeres geweſen ſei. Amalie Iwanowna wurde krebsrot und kreiſchte, daß Katerina Iwanowna vielleicht keinen Vater gehabt habe, daß ſie aber einen Vater aus Berlin gehabt und er einen langen Rock getragen und immer – puff! puff! – gemacht habe! Katerina Iwanowna bemerkte mit Verachtung, daß ihre Herkunft allen bekannt ſei, und daß in dieſem Ehrendiplom gedruckt ſei, daß ihr Vater Oberſt war, daß aber der Vater von Amalie Iwanowna – wenn ſie überhaupt einen Vater gehabt habe – ſicher ein Eſte aus Petersburg war und Milch verkauft habe; am wahrſcheinlichſten aber ſei, daß ſie gar keinen Vater gehabt habe, weil es bis jetzt noch nicht feſtzuſtellen ſei, wie der Vatername von Amalie Iwanowna laute, ob Iwanowna oder Ludwigowna? Da geriet Amalie Iwanowna ganz außer ſich, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, fing an zu kreiſchen, daß ſie Amalie Iwanowna und nicht Ludwigowna heiße, daß der Name ihres Vaters Johann ſei und daß er Dorfſchulze geweſen war und daß der Vater von Katerina Iwanowna niemals Dorfſchulze geweſen ſei. Katerina Iwanowna erhob ſich von ihrem Stuhle und bemerkte ſtreng, ſcheinbar mit ruhiger Stimme, – obwohl ſie ganz bleich war und ihre Bruſt ſchwer atmete, – daß, wenn ſie noch einmal wagen werde, ihren dreckigen Vater mit ihrem Papa auf gleiche Stufe zu ſtellen, ſie ihr die Haube von ihrem Kopfe herunterreißen und mit den Füßen zertreten werde. Als Amalie Iwanowna das hörte, begann ſie im Zimmer herumzulaufen

und ſchrie aus allen Kräften, daß ſie die Wirtin ſei und daß Katerina Iwanowna ſofort das Zimmer räumen ſolle; dann raffte ſie die ſilbernen Löffel vom Tiſche zuſammen. Es erhob ſich ein Lärm und Getöſe; die Kinder weinten. Sſonja ſtürzte zu Katerina Iwanowna hin, um ſie zurückzuhalten, als aber Amalie Iwanowna etwas von »Sittenkontrolle« ſchrie, ſtieß Katerina Iwanowna Sſonja von ſich, eilte auf Amalie Iwanowna zu, um ihre Drohung bezüglich der Haube ſofort wahr zu machen. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die innere Tür und auf der Schwelle erſchien Peter Petrowitſch Luſchin. Er blieb ſtehen und warf einen ſtrengen und aufmerkſamen Blick auf die ganze Geſellſchaft. Katerina Iwanowna ſtürzte zu ihm hin.

III.

»Peter Petrowitſch!« rief ſie. »Schützen Sie mich! Sagen Sie dieſer dummen Kreatur, daß ſie eine gebildete Dame im Unglück nicht in dieſer Weiſe behandeln dürfe, daß es ein Gericht gibt ... ich werde zu dem Generalgouverneur gehen ... Sie wird zur Verantwortung gezogen werden... Gedenken Sie der Gaſtfreundſchaft bei meinem Vater, ſchützen Sie die Waiſen!«

»Erlauben Sie, meine Dame ... Erlauben Sie, erlauben Sie«, wehrte Peter Petrowitſch ab. »Ich hatte gar nicht die Ehre, Ihren Herrn Vater gekannt zu haben, wie Sie wohl wiſſen werden ... erlauben Sie, meine Dame!« Jemand lachte laut. »Und an Ihren ewigen Zänkereien mit Amalie Iwanowna teilzunehmen, habe ich nicht die Abſicht ... Ich bin in eigener Angelegenheit hergekommen ... und möchte ſofort mit Ihrer Stieftochter, Sſofja ... Iwanowna ...

nicht wahr, ſo heißt ſie ... ſprechen. Erlauben Sie, daß ich zu ihr gehe ...«

Und Peter Petrowitſch machte einen kleinen Bogen um Katerina Iwanowna und ging in die entgegengeſetzte Ecke, wo ſich Sſonja befand.

Katerina Iwanowna blieb auf demſelben Fleck ſtehen, wie vom Donner gerührt. Sie konnte nicht begreifen, wie Peter Petrowitſch die Gaſtfreundſchaft ihres Papas leugnen konnte. Nachdem ſie ſich einmal dies in den Kopf geſetzt hatte, glaubte ſie auch ſchon ſelber heilig und feſt daran. Auch der geſchäftliche, trockene Ton Peter Petrowitſchs ... in dem Verachtung, ja etwas Drohendes lag, machte ſie beſtürzt. Bei ſeinem Erſcheinen waren alle allmählich ſtiller geworden. Abgeſehen davon, daß dieſer »nüchterne und ernſte« Menſch von der ganzen Verſammlung ſcharf abſtach, merkte man, daß er aus einem wichtigen Anlaſſe hergekommen war, daß eine ungewöhnliche Urſache ihn ſolch eine Geſellſchaft aufzuſuchen veranlaßt hatte, und daß es jetzt wohl etwas geben werde. Raskolnikoff, der neben Sſonja ſtand, wich zur Seite, um Peter Petrowitſch vorbei zu laſſen; Luſchin ſchien ihn gar nicht bemerkt zu haben. Nach einem Augenblick erſchien Lebesjätnikoff auf der Schwelle; er trat nicht in das Zimmer herein, ſondern blieb mit einem beſonderen Intereſſe dort ſtehen; er hörte zu, wie einer, der etwas nicht begreift.

»Entſchuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber es iſt eine wichtige Angelegenheit,« bemerkte Peter Petrowitſch im allgemeinen, »ich freue mich, ein größeres Publikum zu haben. Amalie Iwanowna, ich bitte Sie ſehr, als Wirtin dieſer Wohnung, mein folgendes Geſpräch mit Sſofja Iwanowna aufmerkſam anzuhören. Sſofja Iwanowna,« fuhr

er fort, ſich direkt an die äußerſt erſtaunte und im voraus erſchrockene Sſonja wendend, »von meinem Tiſche, in dem Zimmer meines Freundes Andrei Sſemenowitſch Lebesjätnikoff iſt mit Ihrem Weggehen eine Reichsbanknote im Werte von hundert Rubel, die mir gehörte, verſchwunden. Wenn Sie auf irgendeine Weiſe es wiſſen und uns zeigen, wo die Banknote ſich jetzt befindet, ſo verſichere ich Ihnen mit meinem Ehrenworte und rufe alle als Zeugen auf, daß die Sache damit erledigt ſein wird. Im entgegengeſetzten Falle werde ich gezwungen ſein, ſehr ernſte Maßregeln zu ergreifen, und dann ... klagen Sie ſich ſelbſt an.«

Ein peinliches Schweigen trat im Zimmer ein. Sogar die weinenden Kinder verſtummten. Sſonja ſtand totenblaß da, ſah Luſchin an und konnte nichts antworten. Sie ſchien ihn immer noch nicht zu verſtehen. Es vergingen einige Sekunden.

»Nun, wie iſt's?« fragte Luſchin und blickte ſie ſcharf an.

»Ich weiß nicht ... Ich weiß nichts ...« ſagte endlich Sſonja mit ſchwacher Stimme.

»Nicht? Sie wiſſen nichts?« fragte Luſchin ſie noch einmal und ſchwieg wieder. »Denken Sie nach, Mademoiſelle,« begann er dann ſtreng, aber als rede er ihr immer noch im Guten zu, »überlegen Sie es ſich, ich bin bereit, Ihnen noch einige Zeit zum Überlegen zu geben. Sehen Sie, — wenn ich nicht ſo feſt überzeugt wäre, ſo hätte ich ſelbſtverſtändlich bei meiner Erfahrenheit nicht riskiert, Sie in dieſer direkten Weiſe zu beſchuldigen; denn für eine ſolche öffentliche und direkte, aber falſche oder nur auch irrtümliche Beſchuldigung kann ich ſelbſt zur Verantwortung gezogen werden. Ich weiß es. Heute Morgen wechſelte ich, zu meinen eigenen Zwecken, einige fünfprozentige Staatspapiere in der nominellen Summe von dreitauſend Rubel. Die Berech-

nung iſt in meinem Notizbuche eingetragen. Nach Hauſe gekommen, begann ich, – mein Zeuge iſt Andrei Sſemenowitſch, – das Geld zu zählen, und nachdem ich zweitauſend und dreihundert Rubel aufgezählt hatte, ſteckte ich ſie in meine Brieftaſche und die Brieftaſche in die Seitentaſche meines Rockes. Auf dem Tiſche blieben fünfhundert Rubel in Banknoten liegen und unter ihnen drei Noten zu je hundert Rubel. In dieſem Augenblick kamen Sie – auf meine Bitte hin – und die ganze Zeit waren Sie äußerſt verlegen, ſo daß Sie dreimal mitten im Geſpräch aufſtanden und ſich aus irgendeinem Grunde beeilten, fortzugehen, obgleich unſere Unterredung noch nicht beendet war. Andrei Sſemenowitſch kann dies alles beſtätigen. Wahrſcheinlich werden Sie ſelbſt, Mademoiſelle, nicht ablehnen, zuzugeben, daß ich Sie durch Andrei Sſemenowitſch nur aus dem einzigen Grunde rufen ließ, um mit Ihnen über die ſchlimme und hilfloſe Lage Ihrer Verwandten Katerina Iwanowna, zu der ich zum Gedächtnismahl nicht kommen konnte, zu ſprechen und Ihnen vorzuſchlagen, wie es von Nutzen wäre, zu ihren Gunſten irgend etwas, wie eine Sammlung, eine Verloſung oder ähnliches, zu veranſtalten. Sie haben mir gedankt und ſogar Tränen vergoſſen – ich erzähle alles, wie es war, um Sie erſtens an alles zu erinnern, und zweitens, um Ihnen zu zeigen, daß meinem Gedächtniſſe nicht das Geringſte entſchwunden iſt. Darauf nahm ich vom Tiſche einen Zehnrubelſchein und überreichte ihn Ihnen, als vorläufige Unterſtützung für Ihre Verwandten. Das alles hat Andrei Sſemenowitſch geſehen. Dann begleitete ich Sie zur Türe, – Sie waren immer noch ſehr verlegen. Ich blieb mit Andrei Sſemenowitſch allein, unterhielt mich mit ihm etwa zehn Minuten, und Andrei Sſemenowitſch ging bald hinaus. Ich

wandte mich von neuem zu dem Tiſche, wo das Geld lag, mit der Abſicht, es nachzuzählen und es, wie ich vorher ſchon beſchloſſen hatte, geſondert aufzuheben. Zu meiner Verwunderng fehlte von den übrigen eine Banknote von hundert Rubel. Bitte, überlegen Sie es ſich, – Andrei Sſemenowitſch kann ich in keinem Falle in Verdacht haben, ich würde mich ſelbſt bei dieſem Gedanken ſchämen. Bei der Berechnung konnte ich mich auch nicht irren, denn eine Minute vor Ihrem Kommen hatte ich alles nachgezählt und die Summe richtig gefunden. Sie müſſen ſelbſt zugeben, daß, wenn ich Ihrer Verlegenheit, Ihrer Eile wegzugehen und des Umſtandes denke, daß Sie die Hände eine Weile auf dem Tiſche hatten, und wenn ich ſchließlich Ihre geſellſchaftliche Lage und die mit ihr verknüpften Gewohnheiten in Betracht zog, ich ſozuſagen zu meinem Entſetzen und gegen meinen Willen gezwungen war, bei dieſem Verdachte ſtehen zu bleiben, – der ſicher grauſam, aber – gerechtfertigt iſt! Ich füge hinzu und wiederhole, – daß trotz meiner ganzen klaren Überzeugung ich vollkommen verſtehe, daß dennoch in meiner jetzigen Beſchuldigung ein gewiſſes Riſiko für mich liegt. Aber, ich habe es nicht unterlaſſen; ich bin gegen Sie aufgetreten und will Ihnen auch ſagen warum, – einzig und allein, meine Dame, auf Grund Ihres ſchwärzeſten Undankes! Wie? Ich fordere Sie aus Intereſſe für Ihre ärmſte Verwandte auf, ich überlaſſe Ihnen eine meinen Kräften entſprechende Gabe von zehn Rubel, und Sie danken mir gleich darauf, auf der Stelle, für alles mit dieſer Handlung! Nein, das iſt nicht mehr ſchön! Eine Lehre iſt notwendig! Denken Sie nach; noch mehr, ich bitte Sie, als Ihr aufrichtiger Freund, – denn einen beſſeren Freund können Sie in dieſem Augenblicke nicht haben, – be-

ſinnen Sie ſich! Sonſt werde ich unbarmherzig ſein! Nun, alſo!«

»Ich habe nichts von Ihnen genommen,« – flüſterte Sſonja entſetzt, – »Sie gaben mir zehn Rubel, bitte, nehmen Sie ſie wieder, hier.«

Sſonja zog ihr Taſchentuch aus der Taſche hervor, ſuchte den Knoten, löſte ihn, nahm einen Zehnrubelſchein heraus und ſtreckte ihn Luſchin entgegen.

»Und die übrigen hundert Rubel wollen Sie nicht geſtehen?« – ſagte er vorwurfsvoll und eindringlich, ohne den Schein zu nehmen.

Sſonja blickte ringsum. Alle ſchauten ſie mit ſchrecklichen, ſtrengen, ſpöttiſchen und haßerfüllten Geſichtern an. Sie blickte Raskolnikoff an ... er ſtand mit gekreuzten Armen an der Wand und ſah ſie mit einem brennenden Blick an.

»Oh, Gott!« – entrang es Sſonja.

»Amalie Iwanowna, man muß die Polizei benachrichtigen, und darum bitte ich Sie ſehr, vorläufig nach dem Hausknecht zu ſchicken«, – ſagte Luſchin leiſe und freundlich.

»Gott der Barmherzige! Ich wußte, daß ſie es geſtohlen hat!« – ſchlug Amalie Iwanowna die Hände zuſammen.

»Sie wußten es?« – fiel Luſchin ein, – »alſo hatten Sie auch früher wenigſtens gewiſſe Gründe, ſolches zu glauben. Ich bitte Sie, verehrteſte Amalie Iwanowna, ſich an Ihre Worte zu erinnern, die übrigens in Gegenwart von Zeugen ausgeſprochen ſind.«

Von allen Seiten erhob ſich plötzlich lautes Reden. Alle rührten ſich.

»Wie – wie!« – rief plötzlich Katerina Iwanowna, zu ſich gekommen, und ſtürzte zu Luſchin, – »wie! Sie be-

ſchuldigen ſie des Diebſtahls? Sſonja? Ach, ihr Schufte, ihr Schufte!«

Und ſie eilte zu Sſonja und umarmte ſie feſt mit ihren hageren Armen.

»Sſonja! Wie durfteſt du von ihm zehn Rubel nehmen! Oh, du Dumme! Gib ſie her! Gib mir ſofort dieſe zehn Rubel – da haben Sie ſie!«

Katerina Iwanowna entriß Sſonja das Papier, zerknüllte es und warf es direkt Luſchin ins Geſicht. Der Papierknäuel traf ihn ins Auge und fiel auf die Diele nieder. Amalie Iwanowna beeilte ſich, das Geld aufzuheben. Peter Petrowitſch wurde böſe.

»Halten Sie dieſe Verrückte!« – rief er.

In dieſem Augenblicke erſchienen in der Türe neben Lebesjätnikoff noch einige Geſichter, zwiſchen denen auch die der beiden zugereiſten Damen hervorguckten.

»Wie! Verrückt? Ich ſoll verrückt ſein? Dummkopf!« – ſchrie Katerina Iwanowna. – »Du biſt ſelbſt ein Dummkopf, du Rechtsverdreher, niederträchtiger Menſch! Sſonja, Sſonja ſoll von ihm Geld genommen haben! Sſonja ſoll eine Diebin ſein! Sie wird dir noch Geld geben, Dummkopf!« – Und Katerina Iwanowna lachte hyſteriſch. – »Habt ihr ſchon ſo einen dummen Kerl geſehen?« – wandte ſie ſich nach allen Seiten und zeigte auf Luſchin. – »Wie! Auch du!« – ſie erblickte die Wirtin, – »auch du, Wurſtmacherin, beſtätigſt, daß ſie geſtohlen hat, du gemeines preußiſches Hühnerbein in Krinoline! Ach, ihr! Ach, ihr! Ja, ſie hat das Zimmer nicht verlaſſen, und als ſie von dir, Schuft, zurückkam, hatte ſie ſich hier neben Rodion Romanowitſch hingeſetzt! ... Unterſucht ſie doch! Wenn ſie nirgendwo hingegangen war, muß doch das Geld bei ihr ſein! Suche,

ſuche, ſuche doch! Wenn du aber nichts findeſt, dann, lieber Freund, wirſt du beſtraft! Zu Seiner Majeſtät, zu Seiner Majeſtät, zum Zaren ſelbſt laufe ich hin, werfe mich dem Barmherzigen zu Füßen, ſofort, heute noch! Ich bin verwaiſt! Man wird mich zulaſſen! Du denkſt, man wird mich nicht zu ihm laſſen? Du lügſt, ich komme hin! Ich komme zu ihm hin! Du haſt darauf gerechnet, daß ſie ſchüchtern iſt? Du haſt darauf gehofft? Ich aber, Bruder, bin dafür kühn! Du wirſt dein Spiel verlieren! Suche doch! Suche, ſuche, nun ſuche doch!«

Und Katerina Iwanowna zerrte Luſchin in Wut zu Sſonja.

»Ich bin bereit und trage die Verantwortung ... aber nehmen Sie ſich zuſammen, meine Dame, nehmen Sie ſich zuſammen. Ich ſehe zu gut, daß Sie kühn ſind! ... Das... das ... das geht nicht an!« – murmelte Luſchin, – »das muß in Gegenwart der Polizei ... obwohl, übrigens, auch jetzt genügend Zeugen vorhanden ſind ... Ich bin bereit ... Aber in jedem Falle iſt es für einen Mann peinlich ... des Geſchlechtes wegen ... Wenn Amalie Iwanowna helfen würde... obwohl, übrigens, die Sache nicht ſo gehandhabt wird ... Das geht nicht an!«

»Wenn Sie wünſchen! Mag wer da will ſie unterſuchen!« – ſchrie Katerina Iwanowna. – »Sſonja, wende deine Taſchen um! Da! da! Sieh, Scheuſal, dieſe Taſche iſt leer, hier lag das Taſchentuch, die Taſche iſt leer, ſiehſt du! Da iſt die andere Taſche, da, da! Siehſt du! Siehſt du!«

Und Katerina Iwanowna wandte, nein beſſer geſagt, riß die beiden Taſchen, eine nach der anderen mit dem Futter hervor. Aber aus der zweiten, rechten Taſche ſprang plötzlich ein Stück Papier hervor, beſchrieb in der Luft einen Bogen und fiel zu den Füßen Luſchins hin. Alle hatten es ge-

ſehen, manche ſchrien. Peter Petrowitſch bückte ſich, hob das Stück Papier mit zwei Fingern von der Diele auf, hielt es ſo, daß alle ſehen konnten und faltete es auseinander. Es war ein Hundertrubelſchein, dreimal zuſammengefaltet. Peter Petrowitſch umſchrieb mit ſeiner Hand einen Bogen und zeigte allen den Schein.

»Diebin! Hinaus aus der Wohnung! Polizei, Polizei!« – heulte Amalie Iwanowna, – »Sie müſſen nach Sibirien! Hinaus!«

Von allen Seiten ertönten Ausrufe. Raskolnikoff ſchwieg, ohne die Augen von Sſonja abzuwenden, nur ſelten und ſchnell blickte er Luſchin an. Sſonja ſtand auf derſelben Stelle, wie bewußtlos, – ſie ſchien nicht einmal verwundert zu ſein. Plötzlich aber überzog eine Röte ihr ganzes Geſicht; ſie ſchrie auf und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

»Nein, ich war es nicht! Ich habe nichts genommen! Ich weiß von nichts!« – rief ſie mit einem herzzerreißenden Schrei und ſtürzte zu Katerina Iwanowna.

Jene umfaßte ſie und preßte ſie feſt an ſich, als wolle ſie mit eigener Bruſt ſie vor allen ſchützen.

»Sſonja! Sſonja! Ich glaube es nicht! Siehſt du, ich glaube es nicht!« – rief Katerina Iwanowna, trotz des Augenſcheins, und ſchüttelte ſie in ihren Armen, wie ein Kind, küßte ſie unzählige Male, erfaßte ihre Hände und küßte ſie inbrünſtig. – »Du ſollſt es genommen haben? Ja, wie dumm die Menſchen ſind! Oh, Gott! Ihr dummen, dummen Leute!« – rief ſie, ſich an alle wendend, – »ja, ihr wißt noch gar nicht, ihr wißt nicht, was das für ein Herz, was das für ein Mädchen iſt! Sie ſoll es genommen haben, ſie! Ja, ſie wird barfüßig gehen, ſie wird ihr letztes Kleid ausziehen und es verkaufen, und euch es ab-

geben, wenn ihr es braucht, – ſo iſt ſie! Sie hat den gelben Schein genommen, weil meine, meine Kinder vor Hunger umkamen, ſie hat ſich unſeretwegen verkauft!... Ach, der Verſtorbene, der Verſtorbene! Siehſt du? Siehſt du? Da haſt du deine Gedächtnisfeier! Oh, Gott! Ja, ſchützt ſie doch, was ſteht ihr alle! Rodion Romanowitſch! Warum treten Sie nicht für ſie ein? Glauben Sie auch etwa daran? Ihr ſeid ihres kleinen Fingers nicht wert, ihr alle, alle, alle! Oh, Gott! Schütze du ſie doch endlich!«

Das Weinen der armen, ſchwindſüchtigen, verlaſſenen Katerina Iwanowna ſchien einen ſtarken Eindruck auf alle Anweſenden gemacht zu haben. Es war ſo viel Klägliches, ſo viel Leidendes in dieſem vor Schmerz verzogenen, eingetrockneten, ſchwindſüchtigen Geſichte, in dieſen geborſtenen, blutbedeckten Lippen, in dieſer heiſer ſchreienden Stimme, in dieſem Schluchzen und Weinen, das dem Weinen von Kindern glich, in dieſem vertrauensvollen, kindlichen und gleichzeitig verzweifelten Flehen um Schutz, daß alle die Unglückliche zu bedauern ſchienen. Sogar Peter Petrowitſch ſchien es ſofort leid zu tun.

»Meine Dame! Meine Dame!« – rief er mit eindringlicher Stimme, – »Sie berührt dieſe Tatſache nicht! Niemand wird es wagen, Sie der Abſicht oder der Teilnahme zu beſchuldigen, um ſo mehr, als Sie es ſelbſt entdeckt haben, indem Sie die Taſche umwandten, – Sie haben dies nicht vorausgeſehen. Ich bin bereit, es ſehr, ſehr zu bedauern, ſollte die äußerſte Armut Sſofja Sſemenowna dazu bewogen haben, aber warum wollten Sie, Mademoiſelle, es nicht eingeſtehen? Fürchten Sie die Schande? Der erſte Schritt? Sie ſind wahrſcheinlich beſtürzt? Es iſt begreiflich, ſehr begreiflich... Aber warum läßt man ſich auf ſolche

Sachen ein! Meine Herrſchaften!« wandte er ſich an alle Anweſenden, – »meine Herrſchaften! Weil ich Bedauern und Mitleid habe, bin ich bereit, es ſogar jetzt, trotz der empfangenen perſönlichen Beleidigungen, zu verzeihen. Möge Ihnen, Mademoiſelle, die jetzige Schande als eine Lehre für die Zukunft dienen,« – wandte er ſich an Sſonja, – »ich aber unterlaſſe alle weiteren Schritte und erledige hiermit die Sache. Genug!«

Peter Petrowitſch blickte Raskolnikoff von der Seite an. Ihre Blicke trafen ſich. Der flammende Blick Raskolnikoffs wollte ihn zu Aſche verbrennen. Katerina Iwanowna ſchien nichts mehr gehört zu haben, ſie umarmte und küßte Sſonja wie wahnſinnig. Auch die Kinder hatten Sſonja von allen Seiten mit ihren Händchen umfaßt und Poletſchka, die nicht ganz verſtand, was vor ſich ging, ſchien vollkommen in Tränen zu ertrinken, ſie krümmte ſich vor lauter Schluchzen und verbarg ihr hübſches, von Tränen geſchwollenes Geſichtchen an Sſonjas Schulter.

»Iſt das gemein!« – ertönte plötzlich eine laute Stimme in der Türe.

Peter Petrowitſch blickte ſich ſchnell um.

»Welch eine Gemeinheit!« – wiederholte Lebesjätnikoff und blickte ihm unverwandt in die Augen. Peter Petrowitſch zuckte zuſammen. Alle hatten es bemerkt. Nachher erinnerten ſie ſich deſſen. Lebesjätnikoff trat in das Zimmer.

»Und Sie haben es gewagt, mich als Zeugen anzurufen?« – ſagte er und trat an Peter Petrowitſch heran.

»Was bedeutet das, Andrei Sſemenowitſch? Worüber ſprechen Sie?« – murmelte Luſchin.

»Das bedeutet, daß Sie... ein Verleumder ſind, das bedeuten meine Worte!« – ſagte Lebesjätnikoff eifrig

und blickte ihn ſtreng mit ſeinen kurzſichtigen, kleinen Augen an.

Er war furchtbar böſe. Raskolnikoff ſtarrte ihn an, als fange er jedes Wort auf. Wieder trat ein Schweigen ein. Peter Petrowitſch war beſtürzt, beſonders im erſten Momente.

»Wenn Sie mir...« – begann er ſtotternd, – »ja, was iſt mit Ihnen? Sind Sie bei Verſtand?«

»Ich bin bei Verſtand, Sie aber ſind... ein Gauner! Ach, wie iſt das gemein! Ich hörte die ganze Zeit zu, ich wartete immer abſichtlich, um alles zu verſtehen, denn offen geſtanden, alles iſt mir bis jetzt noch nicht ganz klar... Aber warum haben Sie dies alles getan – ich verſtehe es nicht!«

»Ja, was habe ich denn getan? Hören Sie doch auf, in Ihren unſinnigen Rätſeln zu ſprechen! Oder haben Sie vielleicht zu viel getrunken?«

»Sie gemeiner Menſch, Sie trinken vielleicht, ich nicht. Ich trinke nicht mal Schnaps, weil es gegen meine Überzeugungen iſt. Denken Sie ſich, er ſelbſt hat mit eigenen Händen dieſen Hundertrubelſchein Sſofja Sſemenowna gegeben, – ich habe es geſehen, war Zeuge, ich kann es beſchwören! Er, er hat es getan!« – wiederholte Lebesjätnikoff, ſich an alle und jeden einzelnen wendend.

»Sind Sie verrückt geworden oder nicht, Sie Milchbart?« – kreiſchte Luſchin, – »ſie hat doch ſelbſt in Ihrer Gegenwart... ſie hat doch ſelbſt ſoeben in Gegenwart aller beſtätigt, – daß ſie außer den zehn Rubel nichts von mir erhalten hat. Wie konnte ich es denn ihr überreichen?«

»Ich habe es geſehen, ich habe es geſehen!« – rief Lebesjätnikoff, – »und obwohl es gegen meine Überzeugungen iſt, bin ich doch bereit, gleich vor Gericht jeden beliebigen Eid

zu leiſten, denn ich habe es geſehen, wie er ihn ihr heimlich zuſteckte! Ich Dummkopf aber dachte, daß Sie es ihr aus gutem Herzen zuſteckten! Während Sie ſich von ihr an der Türe verabſchiedeten, als ſie ſich umwandte und Sie ihr die eine Hand reichten, ſteckten Sie mit der anderen, mit der linken Hand ihr heimlich das Papier in die Taſche hinein. Ich habe es geſehen! Ich habe es geſehen!«

Luſchin erbleichte.

»Was lügen Sie da vor!« – rief er ihm frech zu, – »ja, und wie konnten Sie vom Fenſter aus das Papier bemerken! Sie haben es geträumt... Sie, mit Ihren kurzſichtigen Augen. Sie phantaſieren!«

»Nein, ich habe es nicht geträumt! Und obwohl ich weit ſtand, habe ich alles, alles geſehen, und obgleich man vom Fenſter aus tatſächlich ſchwer ein Stück Papier unterſcheiden kann, – hier ſagen Sie die Wahrheit, – wußte ich doch beſtimmt, daß es ein Hundertrubelſchein war, denn als Sie Ssofja Ssemenowna den Zehnrubelſchein gaben, – ich habe es ſelbſt geſehen, – nahmen Sie gleichzeitig vom Tiſche einen Hundertrubelſchein. Ich habe es geſehen, weil ich in dieſem Augenblicke in der Nähe war und weil mir ſofort dabei ein Gedanke durch den Sinn fuhr, weiß ich genau, daß Sie dieſen Schein in der Hand hielten. Sie haben ihn zuſammengefaltet und hielten ihn die ganze Zeit in der Fauſt. Ich vergaß es ſpäter, als Sie aber aufſtanden, legten Sie den Schein aus der rechten in die linke Hand und ließen ihn beinahe fallen; da beſann ich mich darauf, weil mir wieder derſelbe Gedanke durch den Sinn fuhr, und zwar, daß Sie heimlich ihr eine Wohltat erweiſen wollen. Sie können ſich vorſtellen, wie ich nun beobachtete, – und da ſah ich auch, wie es Ihnen glückte, ihn in ihre Taſche zu

ſtecken. Ich habe es geſehen, habe es geſehen und werde ſchwören!« Lebesjätnikoff geriet faſt außer Atem. Von allen Seiten ertönten allerhand Ausrufe, die meiſtens Erſtaunen bedeuteten, aber in manchen brach auch ein drohender Ton durch. Alle drängten ſich um Peter Petrowitſch. Katerina Iwanowna ſtürzte zu Lebesjätnikoff hin.

»Andrei Sſemenowitſch! Ich habe mich in Ihnen geirrt! Schützen Sie ſie! Sie allein treten für ſie ein! Sie iſt eine Waiſe, Gott hat Sie geſandt! Andrei Sſemenowitſch, mein Lieber, Väterchen!«

Und Katerina Iwanowna, faſt ganz außer ſich, warf ſich vor ihm auf die Knie hin.

»Blödes Zeug!« – brüllte Luſchin, raſend vor Wut, – »Sie reden blödes Zeug, mein Herr... ‚Ich vergaß es, beſann mich, vergaß' – was ſoll das heißen! Alſo, ich ſoll ihr den Schein abſichtlich zugeſteckt haben? Wozu? Zu welchem Zwecke? Was habe ich gemein mit dieſer...«

»Wozu? Das iſt es ja, was ich ſelbſt nicht begreife, das aber iſt ſicher, daß ich die Wahrheit erzähle! Ich irre mich nicht, Sie niederträchtiger Menſch, Sie Verbrecher; ich entſinne mich, daß mir ſofort damals die Frage in den Sinn kam, und zwar, als ich Ihnen dankte und Ihnen die Hand drückte. Warum haben Sie es ihr heimlich in die Taſche geſteckt? Das heißt warum heimlich? Vielleicht bloß aus dem Grunde, weil Sie es vor mir verbergen wollten, da Sie wiſſen, daß ich entgegengeſetzter Anſicht bin und die Privatwohltätigkeit, als nicht radikal heilend, verneine? Nun, und ich kam zu der Überzeugung, daß Sie ſich in der Tat vor mir ſchämen, ſolch einen Haufen Geld fortzugeben, und außerdem meinte ich, daß Sie ihr vielleicht eine Überraſchung bereiten und ſie in Staunen ſetzen wollten, wenn

ſie in ihrer Taſche volle hundert Rubel finden wird. Denn manche Wohltäter lieben es ſehr, ihre Wohltaten ſo anzubringen, – das weiß ich. Ich dachte auch, daß Sie ſie auf die Probe ſtellen wollen, das heißt, ob ſie, wenn ſie es gefunden hat, kommen würde, um ſich zu bedanken! Ich hatte auch den Gedanken, daß Sie jeden Dank vermeiden möchten, damit... nun, wie man es ſagt... damit die rechte Hand nicht wüßte... kurz, wie man es ſagt... Nun, mir kamen ſo viele Gedanken in den Sinn, daß ich beſchloß, mir alles nachher genauer zu überlegen, ich hielt es auch für unzart, Ihnen zu zeigen, daß ich Ihr Geheimnis kenne. Mir kam aber der Gedanke, daß Sſofja Sſemenowna möglicherweiſe das Geld verlieren könnte, ehe ſie es ſelbſt bemerkt hat. Darum beſchloß ich, hierher zu kommen, ſie herauszurufen und ihr mitzuteilen, daß man ihr einen Hundertrubelſchein in ihre Taſche geſteckt hat. Auf dem Wege hierher ging ich zuerſt in das Zimmer der Damen Kobyljätnikoff hinein, um ihnen die ‚allgemeinen Ergebniſſe der poſitiven Methode‘ zu überbringen und ihnen beſonders den Artikel von Piderit – übrigens auch von Wagner – zu empfehlen. Ich kam dann hierher, und hier iſt dieſe ſchlimme Geſchichte paſſiert. Sagen Sie, konnte ich, konnte ich alle dieſe Gedanken und Erwägungen gehabt haben, wenn ich tatſächlich nicht geſehen hätte, daß Sie ihr hundert Rubel in die Taſche geſteckt haben?«

Als Andre Sſemenowitſch ſeine langatmige Rede mit ſo einem logiſchen Abſchluß beendet hatte, war er furchtbar ermüdet, und von ſeinem Geſichte rann der Schweiß. Er konnte nicht einmal ordentlich ruſſiſch ſprechen, – ohne jedoch eine andere Sprache zu kennen, – ſo daß er mit einem Male vollkommen erſchöpft und nach ſeiner Advokatentat

ganz bleich war. Trotzdem hatte seine Rede eine außerordentliche Wirkung. Er hatte mit solch einer Heftigkeit und solch einer Überzeugung gesprochen, daß ihm alle offensichtlich glaubten. Peter Petrowitsch fühlte, daß seine Sache schlecht stehe.

»Was geht es mich an, daß Ihnen allerhand dumme Fragen in den Kopf gekommen sind«, – rief er aus. – »Das ist kein Beweis! Sie konnten dies alles im Schlafe geträumt haben, das ist das ganze! Und ich sage Ihnen, daß Sie lügen, mein Herr! Sie lügen und verleumden mich aus Wut, und zwar aus Ärger, weil ich nicht bereit war, auf Ihre freigeistigen und gottlosen sozialen Ideen einzugehen, das ist es!«

Aber diese Ausrede nützte Peter Petrowitsch nicht. Im Gegenteil, von allen Seiten vernahm man mißbilligendes Gemurmel.

»Ah, damit kommst du!« – rief Lebesjätnikoff. – »Du lügst! Laß die Polizei holen, ich werde schwören! Eins kann ich bloß nicht begreifen, – warum hat er so eine gemeine Handlung riskiert! Oh, gemeiner, niederträchtiger Mensch!«

»Ich kann es erklären, warum er diese Handlung riskiert hat, und wenn es nötig ist, werde auch ich einen Eid ablegen!« – sagte endlich Raskolnikoff mit fester Stimme und trat hervor.

Er schien fest und ruhig. Allen wurde es klar bei seinem Anblicke, daß er tatsächlich wußte, um was es sich handle, und daß es zu einer Lösung gekommen war.

»Jetzt ist mir alles vollkommen klar«, – fuhr Raskolnikoff fort und wandte sich an Lebesjätnikoff. – »Gleich am Anfange der Geschichte hatte ich den Verdacht, daß irgendein gemeiner Kniff dahinter stecke; ich schöpfte ihn infolge

gewiſſer beſonderer Umſtände, die nur mir allein bekannt ſind, und die ich ſogleich allen erklären will, – um ſie dreht ſich auch die ganze Sache. Sie, Andrei Sſemenowitſch, haben durch Ihr wertvolles Zeugnis mir alles endgültig erklärt. Ich bitte alle, alle zuzuhören. Dieſer Herr,« – er zeigte auf Luſchin, – »freite vor kurzem um ein junges Mädchen, und zwar um meine Schweſter, Awdotja Romanowna Raskolnikowa. Nach ſeiner Ankunft in Petersburg hatte er ſich vorgeſtern bei unſerem erſten Zuſammentreffen mit mir überworfen, und ich habe ihn hinausgejagt, ich habe zwei Zeugen dafür. Dieſer Menſch iſt ſehr boshaft... Vorgeſtern wußte ich noch gar nicht, daß er hier bei Ihnen, Andrei Sſemenowitſch, lebt, und daß er an demſelben Tage, wo wir uns überworfen hatten, das heißt vorgeſtern, Zeuge war, wie ich, als Freund des verſtorbenen Herrn Marmeladoff, ſeiner Gattin Katerina Iwanowna etwas Geld zur Beerdigung übergab. Er ſchrieb ſofort an meine Mutter einen Brief und teilte ihr mit, daß ich das Geld nicht Katerina Iwanowna, ſondern Sſofja Sſemenowna abgegeben hätte, wobei er in den niederträchtigſten Ausdrücken über ... über den Charakter Sſofja Sſemenownas ſich äußerte, das heißt über die Art meiner Beziehungen zu Sſofja Sſemenowna. Dies alles tat er, wie Sie verſtehen, in der Abſicht, mich mit meiner Mutter und Schweſter zu entzweien, indem er ihnen glaubhaft zu machen ſuchte, daß ich zu unanſtändigen Zwecken ihr letztes Geld, mit dem ſie mich unterſtützten, verpraſſe. Geſtern abend ſtellte ich, in Gegenwart meiner Mutter und Schweſter und in ſeiner Anweſenheit, die Wahrheit feſt, ich bewies, daß ich das Geld Katerina Iwanowna zur Beerdigung und nicht Sſofja Sſemenowna überreicht habe, und daß ich vorgeſtern mit Sſofja Sſeme-

nowna noch nicht bekannt war und sie sogar zum erstenmal gesehen habe. Dabei fügte ich hinzu, daß er, Peter Petrowitsch Luschin, mit allen seinen Vorzügen nicht mal des kleinen Fingers von Ssofja Ssemenowna, über die er sich so schlecht geäußert habe, wert sei. Auf seine Frage, ob ich Ssofja Ssemenowna neben meine Schwester hinsetzen würde, – antwortete ich, daß ich es bereits am selben Tage getan hätte. Da er darüber böse wurde, daß meine Mutter und Schwester auf seine Verleumdungen hin sich mit mir nicht überwerfen wollten, begann er ihnen unverzeihliche Frechheiten zu sagen. Es kam zu einem endgültigen Bruche und man jagte ihn aus dem Hause. Dies alles war gestern abend vorgefallen. Ich bitte Sie jetzt um besondere Aufmerksamkeit, – stellen Sie sich vor, wäre es ihm jetzt gelungen, Ssofja Ssemenowna des Diebstahls zu überführen, so hätte er doch damit meiner Schwester und Mutter bewiesen, erstens, daß er recht hätte mit seinen Verdächtigungen; zweitens, daß er mit vollkommenem Rechte darüber böse wurde, weil ich meine Schwester und Ssofja Ssemenowna auf gleiche Stufe gestellt habe, und drittens, daß er mit seinem Angriffe auf mich die Ehre meiner Schwester und seiner Braut verteidigte und in Schutz nahm. Mit einem Worte, er konnte mich durch dieses alles mit meinen Verwandten entzweien, und hoffte sicher, dadurch wieder bei ihnen zu Gnaden zu kommen. Ich rede schon gar nicht davon, daß er zugleich an mir persönlich Rache nahm, weil er Gründe hat anzunehmen, daß die Ehre und das Glück Ssofja Ssemenownas mir teuer sind. Das war seine ganze Berechnung! In dieser Weise fasse ich die Sache auf. Das ist der ganze Grund, und einen anderen kann es nicht geben!«

So etwa schloß Raskolnikoff seine Rede, oft durch Aus-

rufe der Anwesenden unterbrochen, die sehr aufmerksam zuhörten. Aber trotz der Unterbrechungen sprach er scharf, ruhig, genau, klar und entschlossen. Seine scharfe Stimme, sein überzeugter Ton und sein strenges Gesicht machten auf alle einen ungewöhnlichen Eindruck.

»Ja, so wird es gewesen sein, ja, so ist es!« – pflichtete Lebesjätnikoff entzückt bei. – »Es muß richtig sein, denn er hat mich gerade gefragt, als Ssofja Ssemenowna zu uns ins Zimmer eintrat, – ob Sie hier wären? Ob ich Sie unter den Gästen von Katerina Iwanowna nicht gesehen hätte? Er rief mich aus diesem Grunde zum Fenster und fragte mich dort leise. Also war es für ihn von Wichtigkeit, daß Sie da sind! Das ist richtig, das stimmt!«

Luschin schwieg und lächelte verächtlich. Er war aber sehr blaß geworden. Es schien, als überlege er sich, wie er sich aus der Affäre ziehen könne. Er hätte vielleicht gern alles mit Vergnügen im Stiche gelassen und wäre fortgegangen, aber es war unmöglich; es wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Anerkennung der Wahrheit der angeführten Beschuldigung, daß er Ssofja Ssemenowna verleumdet hatte. Die Anwesenden waren zudem etwas angetrunken und zu erregt. Der Proviantmeister, der zwar nicht alles verstanden hatte, schrie am meisten und schlug einige für Luschin ziemlich peinliche Maßregeln vor. Es waren aber auch nicht Angetrunkene darunter; aus allen Zimmern hatten sich Menschen eingefunden. Die drei Polen waren furchtbar aufgebracht und riefen in einem fort »Pane Strolch!« ihm zu, wobei sie noch einige Drohungen in polnischer Sprache murmelten. Ssonja hörte mit Anstrengung zu, aber sie schien nicht alles zu begreifen, es war, als erwache sie aus einer Ohnmacht. Sie wendete ihre Augen nicht von Ras-

kolnikoff ab, ſie fühlte, daß er ihr einziger Schutz war. Katerina Iwanowna atmete ſchwer und heiſer und ſchien ſchrecklich erſchöpft zu ſein. Am allerdümmſten ſtand Amalie Iwanowna da mit offenem Munde und begriff gar nichts. Sie begriff bloß, daß Peter Petrowitſch irgendwie ertappt ſei. Raskolnikoff bat wieder ums Wort, aber man ließ ihn nicht zu Ende reden, – alle ſchrien und drängten ſich mit Geſchimpfe und Drohungen um Luſchin. Ihm aber wurde nicht bange. Als er ſah, daß die Sache mit der Beſchuldigung Sſonjas vollſtändig verſpielt ſei, ergriff er ſeine Zuflucht zur Dreiſtigkeit.

»Erlauben Sie, meine Herrſchaften, erlauben Sie, drängen Sie nicht ſo, laſſen Sie mich durchgehen!« – ſagte er und zwängte ſich durch die Menge hindurch, – »und tun Sie mir den Gefallen und drohen Sie nicht. Ich verſichere Sie, daß daraus nichts wird, daß Sie nichts tun werden, ich bin nicht von den Ängſtlichen, im Gegenteil, meine Herrſchaften, Sie werden noch zur Verantwortung gezogen dafür, daß Sie durch Gewalt eine Kriminalſache vertuſcht haben. Die Diebin iſt mehr als überführt, und ich werde ſie gerichtlich belangen. Im Gerichte iſt man nicht ſo blind und... nicht betrunken, und wird nicht gleich zwei abgefeimten Gottesleugnern, Aufrührern und Freigeiſtern glauben, die mich aus perſönlicher Rache beſchuldigen, was ſie ſelbſt in ihrer Dummheit zugeben... Erlauben Sie!«

»Scheren Sie ſich aus meinem Zimmer, ziehen Sie ſofort aus. Zwiſchen uns iſt alles aus! Und wenn ich denke, wie ich mich angeſtrengt und bemüht habe, ihm alles erklärt habe... volle zwei Wochen...«

»Ich habe Ihnen, Andrei Sſemenowitſch, doch vorhin ſelbſt geſagt, daß ich ausziehe, als Sie mich noch baten zu

bleiben. Jetzt will ich bloß hinzufügen, daß Sie ein dummer Kerl sind. Ich wünsche Ihnen Ihren Verstand und Ihre halbblinden Augen zu kurieren. Erlauben Sie, meine Herrschaften!«

Er drängte sich durch, aber der Proviantmeister wollte ihn nicht so leichten Kaufes, bloß mit Schimpfwörtern, herauslassen, – er ergriff vom Tische ein Glas, holte aus und schleuderte es gegen Peter Petrowitsch, doch das Glas traf Amalie Iwanowna. Sie kreischte auf, der Proviantmeister verlor das Gleichgewicht und fiel schwer unter den Tisch. Peter Petrowitsch ging in sein Zimmer, und nach einer halben Stunde hatte er das Haus verlassen. Sonja, schüchtern von Natur, wußte es längst, daß man sie leichter als jeden anderen zugrunde richten konnte, und daß jeder sie fast straflos beleidigen durfte. Trotzdem aber glaubte sie bis zu diesem Augenblick, daß man einem Unglück irgendwie, durch Vorsicht, Sanftmut, Nachgiebigkeit allen und jedem einzelnen gegenüber entgehen konnte. Ihre Enttäuschung war zu schwer. Sie konnte gewiß mit Geduld und ohne zu murren alles, – auch dies letzte ertragen. Aber im ersten Augenblicke war es ihr doch zu schwer gefallen. Trotz ihres Triumphes und ihrer Rechtfertigung, – als der erste Schreck und die erste Erstarrung vorüber waren, als sie alles deutlich und klar verstanden hatte, – schnürte das Gefühl der Hilflosigkeit und Kränkung ihr qualvoll das Herz zusammen. Sie bekam einen nervösen Anfall und hielt es nicht länger aus, stürzte aus dem Zimmer und lief nach Hause. Das geschah fast unmittelbar, nachdem Luschin fortgegangen war. Als Amalie Iwanowna unter lautem Lachen der Anwesenden von dem Glase getroffen wurde, – hatte sie genug davon, nur für andere zu büßen. Mit Gekreisch stürzte

ſie wie wahnſinnig auf Katerina Iwanowna zu und maß ihr die Schuld an allem bei.

»Hinaus aus der Wohnung! Sofort! Marſch!« – und mit dieſen Worten begann ſie alles, was ihr von den Sachen Katerina Iwanownas unter die Hände kam, auf die Diele zu werfen.

Katerina Iwanowna, ohnedem faſt halbtot und einer Ohnmacht nahe, ſprang vom Bette, auf das ſie in völliger Ermattung hingeſunken war, ſchweratmend und bleich auf und ſtürzte ſich auf Amalie Iwanowna. Der Kampf aber war zu ungleich; die letztere ſtieß ſie, wie eine Feder, von ſich.

»Wie! Nicht genug, daß man mich gottlos verleumdet hat, – auch dieſe Kreatur iſt gegen mich! Wie! Am Tage der Beerdigung meines Mannes jagt man mich, nach meinem Feſtmahl, mit den Waiſen auf die Straße hinaus! Ja, wohin ſoll ich denn!« – ſagte die arme Frau mit Schluchzen und beinahe erſtickend. – »Oh, Gott!« – rief ſie plötzlich mit funkelnden Augen, – »gibt es denn keine Gerechtigkeit! Wen ſollſt Du denn ſchützen, wenn nicht uns verlaſſene Waiſen? Aber wir wollen mal ſehen? Es gibt noch in der Welt Recht und Wahrheit, es gibt ſie noch, und ich will ſie finden! Warte, du gottloſe Kreatur! Poletſchka, bleibe bei den Kindern, ich komme bald zurück. Wartet auf mich, meinetwegen auf der Straße! Wir wollen ſehen, ob es in der Welt Gerechtigkeit gibt!«

Katerina Iwanowna warf dasſelbe grüne große Umlegetuch über den Kopf, das der verſtorbene Marmeladoff in ſeiner Erzählung erwähnt hatte, drängte ſich durch die unordentliche und betrunkene Menge der Mieter, die noch immer das Zimmer anfüllten, und lief mit Geheul und unter Tränen auf die Straße hinaus, – mit der unbedingten Abſicht,

irgendwo ſofort, unverzüglich und um jeden Preis Gerechtigkeit zu finden. Poletſchka verkroch ſich voller Angſt mit den Kindern in einer Ecke; ſie umſchlang, am ganzen Körper zitternd, die beiden Kleinen und begann die Rückkehr der Mutter zu erwarten. Amalie Iwanowna lief aufgeregt im Zimmer herum, kreiſchte, klagte, ſchleuderte alles, was ihr in den Weg kam, auf die Diele und lärmte. Die Mieter ſchrien durcheinander, – einige beſprachen das Geſchehene, wie ſie es verſtanden, andere zankten ſich und ſchimpften, einige wieder ſtimmten ein Lied an ...

»Jetzt muß ich auch gehen!« – dachte Raskolnikoff. – »Nun, Sſofja Sſemenowna, wir wollen ſehen, was Sie jetzt ſagen werden!«

Und er ging nach Sſonjas Wohnung.

IV.

Raskolnikoff war ein tüchtiger und mutiger Fürſprecher Sonjas gegen Luſchin geweſen, trotzdem ſo viel eigener Schrecken und eigenes Leid auf ſeiner Seele laſteten. Weil er aber am Morgen ſo ſtark gelitten hatte, ſo war er gewiſſermaßen froh, ſeine Eindrücke, die ihm unerträglich wurden, zu ändern, ganz abgeſehen davon, wieviel Perſönliches und Herzliches in ſeinem Beſtreben lag, für Sſonja einzutreten. Außerdem ging ihm die bevorſtehende Zuſammenkunft mit Sſonja nicht aus dem Sinn und beunruhigte ihn in manchen Augenblicken furchtbar, – er mußte ihr ſagen, wer Liſaweta ermordet hat, fühlte die ſchreckliche Qual im voraus und ſuchte ſich ihrer zu erwehren. Als er die Wohnung Katerina Iwanownas verließ und ausrief: – »Nun, was werden Sie jetzt ſagen, Sſofja Sſemenowna?« – da befand

er sich offenbar noch in einem äußerlich erregten Zustande der Rüstigkeit und Kampflust, der Freude über den eben errungenen Sieg. Aber das hielt nicht vor. Als er die Wohnung von Kapernaumoff erreicht hatte, empfand er eine plötzliche Erschlaffung und Furcht. Er blieb in Gedanken vor der Türe stehen und legte sich die sonderbare Frage vor, – »muß ich denn sagen, wer Lisaweta ermordet hat?« Die Frage war sonderbar, denn er fühlte doch zugleich, daß es gesagt werden müsse, und jetzt gleich ohne den geringsten Aufschub. Er wußte selber nicht, warum; aber er fühlte es, und dieses qualvolle Bewußtsein seiner Schwäche der Notwendigkeit gegenüber erdrückte ihn fast. Um nicht mehr zu überlegen und sich nicht mehr zu quälen, öffnete er schnell die Türe und schaute Sonja von der Schwelle aus an. Sie saß auf den Tisch gestützt und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt; als sie Raskolnikoff erblickte, stand sie schnell auf und ging ihm entgegen, als hätte sie ihn erwartet.

»Was wäre aus mir geworden ohne Sie!« – sagte sie hastig, als sie in der Mitte des Zimmers mit ihm zusammentraf.

Offenbar hatte sie ihn erwartet, um ihm dies zu sagen.

Raskolnikoff ging zu dem Tisch und setzte sich auf den Stuhl, von dem sie soeben aufgestanden war. Sie blieb zwei Schritte vor ihm stehen, genau wie gestern.

»Nicht wahr, Sonja?« – sagte er und fühlte plötzlich, daß seine Stimme zittere, – »die ganze Sache beruhte doch auf ‚der gesellschaftlichen Lage und auf den damit zusammenhängenden Gewohnheiten'. Haben Sie es vorhin verstanden?«

Tiefes Leid zeigte sich auf ihrem Gesichte.

»Sprechen Sie nicht mit mir, wie geſtern!« – unterbrach ſie ihn. – »Bitte, fangen Sie nicht an. Es iſt ſchon genug Qual ...«

Sie lächelte ſchnell, aus Angſt, daß ihm vielleicht der Vorwurf mißfallen könnte.

»Es war dumm von mir, von dort wegzugehen. Was mag jetzt dort geſchehen? Ich wollte ſoeben wieder hingehen, aber ich dachte, daß Sie vielleicht ... kommen werden.«

Er erzählte ihr, daß Amalie Iwanowna ſie aus der Wohnung jage, und daß Katerina Iwanowna fortgelaufen ſei, »Gerechtigkeit zu ſuchen«.

»Ach, mein Gott!« – erſchrak Sſonja, – »gehen wir ſchnell hin ...«

Und ſie ergriff ihre Mantille.

»Ewig ein und dasſelbe!« – rief Raskolnikoff gereizt, – »Sie denken bloß immer an die! Bleiben Sie bei mir.«

»Und ... Katerina Iwanowna?«

»Katerina Iwanowna wird Ihnen ſicher nicht entgehen, ſie wird ſelbſt zu Ihnen kommen, wenn ſie ſchon einmal das Haus verlaſſen hat«, – fügte er mürriſch hinzu. – »Wenn ſie Sie nicht zu Hauſe antrifft, werden Sie doch wieder daran ſchuld ſein ...«

Sſonja ſetzte ſich in qualvoller Unentſchloſſenheit auf einen Stuhl. Raskolnikoff ſchwieg, blickte zu Boden und überlegte.

»Angenommen, Luſchin habe es jetzt nicht gewollt«, – begann er, ohne Sſonja anzublicken. – »Wie, wenn er es gewollt hätte oder wenn es irgendwie in ſeinen Abſichten gelegen wäre, – ſo hätte er Sie ins Gefängnis gebracht, wenn nicht ich und Lebesjätnikoff zufällig dageweſen wären! Nicht?«

»Ja,« – antwortete ſie mit ſchwacher Stimme, – »ja!« – wiederholte ſie zerſtreut und voll Unruhe.

»Ich konnte doch wirklich verhindert ſein! Und Lebeſjätnikoff kam ganz zufällig hinzu.«

Sſonja ſchwieg.

»Nun, und wenn Sie ins Gefängnis gekommen wären, was dann? Erinnern Sie ſich, was ich geſtern ſagte?«

Sie antwortete wieder nicht. Raskolnikoff wartete eine Weile.

»Ich dachte, Sie würden wieder ſchreien, – ‚ach, ſprechen Sie nicht, hören Sie auf!'« – lachte Raskolnikoff, ſcheinbar gezwungen. – »Was, Sie ſchweigen wieder?« – fragte er nach einem Augenblick. – »Man muß doch über etwas reden! Mir wäre es intereſſant zu erfahren, wie Sie jetzt eine ‚Frage', wie Lebesjätnikoff ſagt, löſen würden.« – Er ſchien den Faden zu verlieren. – »Nein, ich ſpreche in allem Ernſt. Stellen Sie ſich vor, Sſonja, daß Sie alle Abſichten Luſchins im voraus gewußt hätten, Sie hätten gewußt, daß dadurch Katerina Iwanowna und auch die Kinder völlig zugrunde gehen würden, auch Sie, als Dreingabe, – Sie ſelber rechnen ſich ja nicht, drum ſage ich als Dreingabe zu jenen. Poletſchka ebenfalls ... denn ihr ſteht derſelbe Weg bevor. Nun, alſo, – wenn man Ihnen plötzlich dies alles zur Entſcheidung übergeben hätte, – ſoll er oder ſollen jene am Leben bleiben, das heißt, ſoll Luſchin am Leben bleiben und Scheußlichkeiten vollziehen oder ſoll Katerina Iwanowna ſterben? Wie würden Sie entſcheiden, wer von den beiden ſollte ſterben? Ich frage Sie!«

Sſonja blickte ihn unruhig an, – ſie ahnte etwas beſonderes in dieſer unſicheren, weit ausgeholten Rede.

»Ich hatte ein Vorgefühl, daß Sie ſo etwas fragen werden«, – ſagte ſie und ſah ihn forſchend an.

»Gut; mag ſein, aber, wie ſoll es entſchieden werden?«

»Warum fragen Sie, was unmöglich zu beantworten iſt?« – ſagte Sſonja mit Widerwillen.

»Alſo, es iſt beſſer, daß Luſchin weiterlebt und Scheußlichkeiten verübt! Auch dieſes haben Sie nicht gewagt zu entſcheiden?«

»Ja, ich kenne doch die Vorſehung Gottes nicht ... Und warum fragen Sie, was man nicht fragen darf? Wozu ſolche leere Fragen? Wie kann es vorkommen, daß dieſes von meiner Entſcheidung abhängen ſoll? Und wer hat mich hier zum Richter beſtellt, wer leben ſoll und wer nicht leben ſoll?«

»Wenn Gottes Vorſehung ſchon mitredet, da iſt freilich nichts zu machen«, – brummte Raskolnikoff finſter.

»Sagen Sie beſſer offen, was Sie wollen!« – rief Sſonja gramvoll aus. – »Sie haben wieder etwas im Sinn ... Sind Sie etwa nur gekommen, um mich zu quälen?«

Sie hielt es nicht aus und weinte plötzlich bitter. Er ſah ſie mit düſterer Schwermut an. Es verging eine geraume Weile.

»Du haſt recht, Sſonja«, – ſagte er endlich leiſe.

Er war plötzlich verändert; der gemachte dreiſte und kraftloſ herausfordernde Ton war verſchwunden. Selbſt ſeine Stimme war ſchwächer geworden. »Ich habe dir ſelbſt geſtern geſagt, daß ich kommen werde, nicht um Verzeihung zu bitten, habe aber beinahe ſchon damit begonnen ... Von Luſchin und Gottes Vorſehung habe ich meinetwegen geſprochen ... Ich habe damit um Verzeihung bitten wollen, Sſonja ...«

Er wollte lächeln, aber er brachte es nur zu einem kraftloſen und wehen Verſuch. Er ließ den Kopf ſinken und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Da zog in ſein Herz ein eigentümliches Gefühl, wie das eines brennenden Haſſes gegen Sſonja. Selber betroffen und erſchrocken über dieſes Gefühl, erhob er plötzlich den Kopf und blickte ſie aufmerkſam an, aber er begegnete ihrem unruhigen und qualvoll beſorgten Blicke; und vor der Liebe in dieſem Blick verſchwand ſein Haß wie ein Geſpenſt. Es war nicht alſo das; er hatte das eine Gefühl für das andere gehalten. Das bedeutete bloß, daß der Augenblick gekommen war.

Wieder bedeckte er ſein Geſicht mit den Händen und ſenkte den Kopf. Plötzlich erbleichte er, ſtand vom Stuhle auf, ſah Sſonja an und ſetzte ſich, ohne ein Wort geſagt zu haben, mechaniſch auf ihr Bett hin.

Dieſer Moment war in ſeiner Empfindung jenem ſchrecklich ähnlich, als er hinter der Alten ſtand, das Beil aus der Schlinge ſchon hervorgezogen hatte und fühlte, daß »kein Augenblick mehr zu verlieren ſei«.

»Was iſt Ihnen?« – fragte Sſonja erſchreckt.

Er brachte kein Wort hervor. So hatte er ſich das Geſtändnis nicht vorgeſtellt und begriff ſelbſt nicht, was mit ihm jetzt vorging. Sie ging leiſe zu ihm hin, ſetzte ſich neben ihn auf das Bett hin und wartete, ohne die Augen von ihm abzuwenden. Ihr Herz klopfte und ſtockte. Es wurde unerträglich; er wandte ſein totenblaſſes Geſicht zu ihr; ſeine Lippen verzogen ſich kraftlos in der Bemühung, etwas auszuſprechen. Und Entſetzen drang in Sſonjas Herz.

»Was iſt Ihnen?« – ſagte ſie und wich ein wenig von ihm zurück.

»Nichts, Sſonja. Ängſtige dich nicht ... Unſinn! Wirklich, wenn man es ſich überlegt, – iſt es Unſinn«, – murmelte er mit dem Ausſehen eines beſinnungsloſen Fieberkranken. –

»Warum bin ich bloß gekommen, um dich zu quälen?« – fügte er plötzlich hinzu, sie anblickend. – »Wirklich. Wozu? Ich lege mir immer diese Frage vor, Sonja ...«

Er hatte sich vielleicht diese Frage vor einer Viertelstunde vorgelegt, jetzt aber sagte er es in völliger Kraftlosigkeit, kaum sich selber bewußt, und fühlte ein ständiges Frösteln im ganzen Körper.

»Ach, wie Sie sich quälen!« – sagte sie mit ihm leidend und betrachtete ihn.

»Alles ist Unsinn! ... Höre, Sonja,« – er lächelte plötzlich, aber bleich und schwach, einen kurzen Moment – »erinnerst du dich, was ich dir gestern sagen wollte?«

Sonja wartete voll Unruhe. –

»Ich sagte, als ich fortging, daß ich vielleicht für immer von dir Abschied nehme, aber wenn ich heute käme, so wollte ich dir sagen ... wer Lisaweta ermordet hat.«

Sie zitterte plötzlich am ganzen Körper.

»Nun, ich bin jetzt gekommen, es dir zu sagen.«

»Haben Sie gestern tatsächlich es ...,« – flüsterte Sonja mit Mühe, – »woher wissen Sie es denn?« – fragte sie ihn schnell, als wäre sie plötzlich zur Besinnung gekommen.

Sonja begann schwer zu atmen. Ihr Gesicht wurde immer bleicher und bleicher.

»Ich weiß es.«

Sie schwieg einen Augenblick.

»Hat man ihn gefunden?« – fragte sie zaghaft.

»Nein, man hat ihn nicht gefunden.«

»Wie wissen Sie es denn?« – fragte sie wieder kaum hörbar und nach einem fast minutenlangen Schweigen.

Er wandte sich zu ihr um und blickte sie scharf und unverwandt an.

»Errate es«, – ſagte er mit dem früheren wehen und kraftloſen Lächeln.

Ihren ganzen Körper ſchienen Krämpfe zu durchziehen. »Ja, Sie ... mich ... warum ... ängſtigen Sie mich ſo?« – fragte ſie, lächelnd, wie ein Kind.

»Ich war doch wohl mit ihm ſehr gut bekannt ... wenn ich es weiß,« – fuhr Raskolnikoff fort und blickte ihr in einem fort ins Geſicht, als wäre er nicht imſtande, die Augen abzuwenden, – »er wollte dieſe Liſaweta ... nicht ermorden ... Er hat ſie ... zufällig ermordet ... Er wollte die Alte ermorden ... wenn ſie allein war ... und kam hin.. Da trat aber Liſaweta ein ... Er hat ſie dann ... auch ermordet.«

Wieder eine furchtbare Pauſe. Beide blickten die ganze Zeit einander an.

»Alſo, du kannſt es nicht erraten?« – ſagte er plötzlich mit einem Gefühle, als ſtürze er ſich von einem Turme hinab.

»N–nein«, flüſterte Sſonja kaum hörbar.

»Sieh mal ordentlich her.«

Und kaum hatte er es geſagt, als eine ſchon einmal gehabte Empfindung ſeine Seele erſtarren ließ, – er ſah ſie an und ihm war plötzlich, als erblickte er in ihrem Geſichte Liſawetas Ausdruck. So hatte ſie ausgeſehen, als er ſich damals ihr mit dem Beile näherte und ſie vor ihm mit vorgeſtreckter Hand, eine völlig kindliche Angſt im Geſichte, zurückwich, genau, wie wenn kleine Kinder vor irgend etwas Angſt bekommen, und unbeweglich und unruhig den ſie ängſtigenden Gegenſtand anblicken, zurückweichen, die Händchen nach vorne ſtrecken und ſich anſchicken, zu weinen. Faſt dasſelbe geſchah jetzt auch mit Sſonja, – ebenſo kraft-

los, mit derſelben Angſt ſah ſie eine Weile ihn an, plötzlich ſtreckte ſie die linke Hand vor, ſtieß ihn ganz leicht mit den Fingern an die Bruſt, begann langſam vom Bette aufzuſtehen, wich immer mehr und mehr vor ihm zurück und ihr auf ihn gerichteter Blick wurde immer unbeweglicher. Ihr Entſetzen teilte ſich plötzlich auch ihm mit, – dieſelbe Angſt erſchien auch in ſeinem Geſichte, – er begann ſie ebenſo anzuſehen und ſogar faſt mit demſelben Lächeln eines geängſteten Kindes.

»Haſt du es erraten?« – flüſterte er endlich.

»Oh, Gott!« – entrang ſich ein furchtbarer Schrei ihrer Bruſt.

Sie fiel kraftlos auf das Bett mit dem Geſichte auf das Kopfkiſſen hin. Aber nach einem Augenblicke erhob ſie ſich ſchnell, rückte zu ihm hin, erfaßte ſeine beiden Hände, drückte ſie ſtark mit ihren dünnen Fingern und begann von neuem ihm unbeweglich, wie feſt gebannt, ins Geſicht zu blicken. Mit dieſem letzten verzweifelten Blick wollte ſie die winzigſte letzte Hoffnung für ſich herausleſen und erſpähen. Aber es war keine Hoffnung; kein Zweifel blieb nach, alles war *ſo*! Nachher ſogar, wenn ſie ſich an dieſen Augenblick entſann, war es ihr ſeltſam und merkwürdig, – woraus hatte ſie damals *ſofort* geſehen, daß es keinen Zweifel mehr gab? Es war doch keine Rede davon, daß ſie z. B. ein Vorgefühl von etwas derartigem gehabt hatte? Nun aber ſchien es ihr, nachdem er es ihr kaum geſagt hatte, als habe ſie wirklich *das* alles geahnt.

»Genug, Sſonja, genug! Quäle mich nicht!« – bat er mit einem Ausdrucke ſchweren Leidens.

Er hatte gar nicht, ganz und gar nicht gedacht, ihr in dieſer Weiſe es zu ſagen, aber es war ſo gekommen.

Sie ſprang, wie außer ſich, auf, rang die Hände und ging bis zur Mitte des Zimmers, aber ſie wandte ſich ſchnell um, ſetzte ſich wieder neben ihn hin, ſo daß ihre Schultern ſich faſt berührten. Plötzlich fuhr ſie, wie durchbohrt, zuſammen, ſchrie auf und ſtürzte, ohne zu wiſſen, was ſie tat, vor ihm auf die Knie hin.

»Was haben Sie, was haben Sie ſich angetan!« – ſagte ſie voll Verzweiflung, ſprang von den Knien auf, warf ſich ihm um den Hals, umarmte ihn und preßte ihn ſtark an ſich.

Raskolnikoff wich zurück und blickte ſie mit einem traurigen Lächeln an.

»Wie du ſonderbar biſt, Sſonja, – du umarmſt und küßt mich, nachdem ich dir dieſes geſagt habe. Du biſt deiner ſelbſt nicht bewußt.«

»Nein, es gibt jetzt niemand in der ganzen Welt, der unglücklicher iſt, als du!« – rief ſie, wie in Verzückung, ohne ſeine Bemerkung gehört zu haben, und dann weinte ſie laut und krankhaft.

Ein ihm ſeit langem unbekanntes Gefühl überflutete ſeine Seele und machte ſie erweichen. Er ſträubte ſich nicht dagegen, – zwei Tränen rollten aus ſeinen Augen und blieben an den Wimpern hängen.

»Du wirſt mich alſo nicht verlaſſen, Sſonja?« – ſagte er und blickte ſie faſt mit Hoffnung an.

»Nein, nein. Nie und nimmer!« – rief Sſonja aus, – »ich werde dir folgen, ich werde dir überall hin folgen! Oh, Gott! ... Ach, ich Unglückliche! ... Und warum, warum habe ich dich nicht früher gekannt! Warum biſt du nicht früher gekommen? Oh, Gott!«

»Ich bin doch gekommen.«

»Jetzt! Oh, was iſt jetzt zu tun! ... Zuſammen, zuſam-

men!« – wiederholte sie, wie bewußtlos, und umarmte ihn von neuem, – »ich werde mit dir in die Zwangsarbeit nach Sibirien gehen!«

Er zuckte zusammen, das frühere haßerfüllte und fast hochmütige Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen.

»Ich will vielleicht nicht einmal in die Zwangsarbeit gehen, Sonja«, – sagte er.

Sonja blickte ihn schnell an.

Nach dem ersten leidenschaftlichen und qualvollen Ausbruche des Mitgefühles für den Unglücklichen erschütterte sie wieder der schreckliche Gedanke an den Mord. In dem veränderten Tone seiner Worte spürte sie den Mörder. Sie blickte ihn erstaunt an. Sie wußte noch gar nichts, weder warum, noch wie, noch zu welchem Zwecke es geschehen war. Jetzt tauchten alle diese Fragen mit einem Male in ihrem Bewußtsein auf. Und wieder glaubte sie nicht, – »er, er ein Mörder! Ja, ist es denn möglich?«

»Was ist denn? Wo stehe ich denn?« – sagte sie in tiefem Zweifel, als wäre sie noch nicht zu sich gekommen, – »wie konnten, wie konnten Sie, *solch ein Mensch* ... sich dazu entschließen ... Was war es denn!«

»Doch wohl, um zu rauben. Höre auf, Sonja!« – antwortete er müde und fast ärgerlich.

Sonja stand wie betäubt, plötzlich aber rief sie aus: »Du warst hungrig! Du ... um der Mutter zu helfen? Ja?«

»Nein, Sonja, nein,« – murmelte er, sich abwendend und ließ den Kopf sinken, – »ich war nicht so hungrig ... ich wollte wohl der Mutter helfen, aber ... auch das ist nicht ganz richtig ... quäl mich nicht, Sonja!«

Sonja schlug die Hände zusammen.

»Iſt es wirklich, iſt es wirklich wahr! Oh, Gott, was iſt das für eine Wahrheit? Wer kann denn daran glauben? ... Und wie, gaben Sie nicht ſelbſt das Letzte fort, und haben ermordet, um zu rauben! Ah! ...« – rief ſie plötzlich, – »das Geld, das Sie Katerina Iwanowna gegeben haben ... dieſes Geld ... oh, Gott, iſt auch dieſes Geld ...«

»Nein, Sſonja,« – unterbrach er ſie haſtig, – »dieſes Geld war nicht von dort, beruhige dich! Dieſes Geld hat mir meine Mutter durch einen Kaufmann geſchickt, und ich habe es erhalten, als ich krank war, am ſelben Tage, als ich es fortgegeben habe ... Raſumichin hat es geſehen ... er hat es für mich empfangen ... dieſes Geld war mein eigenes, gehörte wirklich mir.«

Sſonja hörte ihm unentſchloſſen zu und verſuchte mit allen Kräften etwas zu begreifen.

»Und *jenes* Geld ... ich weiß übrigens nicht mal, ob auch Geld da war,« – fügte er leiſe und wie ſinnend hinzu, – »ich habe ihr damals einen Beutel aus Sämiſchleder vom Halſe genommen ... einen dicken, vollgeſtopften Beutel ... ich habe aber nicht hineingeblickt; wahrſcheinlich hatte ich keine Zeit ... Nun, und die Sachen, allerhand Manſchettenknöpfe und Ketten, – alle dieſe Sachen und den Beutel habe ich auf einem fremden Hofe, am W–ſchen Proſpekt, unter einem Steine verſteckt ... am andern Morgen noch ... Alles liegt jetzt noch dort ...«

Sſonja hörte angeſtrengt zu.

»Warum denn ... wenn Sie ſelbſt ſagten, um zu rauben, haben Sie doch nichts genommen?« – fragte ſie ihn ſchnell, nach einem letzten Strohhalme greifend.

»Ich weiß es nicht ... ich habe mich noch nicht entſchloſſen, – ob ich dieſes Geld nehmen ſoll oder nicht,« –

ſagte er wieder, wie ſinnend, und plötzlich lächelte er ſchnell und kurz, – »ach, welch eine Dummheit habe ich ſoeben geſagt!«

Sſonja durchfuhr ein Gedanke, – »iſt er etwa verrückt?« Aber ſie ließ ihn ſofort fallen, – »nein, hier iſt etwas anderes«. Aber ſie begriff gar nichts, rein gar nichts!

»Weißt du, Sſonja,« – ſagte er plötzlich, wie in einer Eingebung, – »weißt du, was ich dir ſagen will, – wenn ich bloß darum ermordet hätte, weil ich hungrig war,« – fuhr er fort, betonte jedes Wort und blickte ſie rätſelhaft, aber aufrichtig an, – »ſo würde ich jetzt ... glücklich ſein! Das ſollſt du wiſſen!«

»Und was läge, was läge dir daran,« – rief er nach einem Augenblicke verzweifelt, – »nun, was läge dir daran, wenn ich ſofort zugeben würde, daß ich ſchlecht gehandelt habe! Nun, was liegt dir an dieſem dummen Triumphe über mich? Ach, Sſonja, bin ich etwa deswegen jetzt zu dir gekommen?«

Sſonja wollte etwas ſagen, aber ſchwieg.

»Darum bat ich dich auch geſtern mit mir zu gehen, weil ich jetzt dich nur allein habe.«

»Wohin gehen?« – fragte Sſonja ſchüchtern.

»Nicht um zu ſtehlen und um zu morden, gewiß, nicht dazu,« – lächelte er mit Spott, – »wir ſind zu verſchieden ... Und weißt du, Sſonja, ich habe erſt jetzt, erſt ſoeben begriffen, – wohin ich dich geſtern rief mitzugehen! Geſtern aber, als ich dich bat, wußte ich ſelbſt nicht, wohin. Nur deshalb habe ich dich gebeten, nur deshalb bin ich gekommen, – daß du mich nicht verlaſſeſt. Wirſt du mich verlaſſen, Sſonja?«

Sie drückte ihm feſt die Hand.

»Und warum, warum habe ich es ihr gesagt, warum habe ich es ihr mitgeteilt,« – rief er nach einem Augenblick voll Verzweiflung aus und sah sie mit grenzenloser Qual an, – »nun, erwartest du Erklärungen von mir, Sonja, du sitzest und wartest, ich sehe es, – und was soll ich dir sagen? Du wirst doch nichts davon verstehen und bloß ganz vor Leid vergehen ... meinetwegen! Nun weinst du und umarmst mich wieder, – warum umarmst du mich? Weil ich es selbst nicht ertrug und gekommen bin, es auf einen andern abzuwälzen, – ‚leide auch du, mir wird es leichter sein!' Und kannst du solch einen Schuft lieben?«

»Quälst du dich nicht auch?« – rief Sonja aus.

Wieder überkam seine Seele das Gefühl von vorhin und machte sie auf einen Augenblick weich.

»Sonja, ich habe ein böses Herz, merk es dir, – dadurch kann man vieles erklären. Ich bin auch darum hergekommen, weil ich böse bin. Es gibt solche, die nicht hergekommen wären. Ich aber bin ein Feigling und ... ein Schuft! Aber ... mag sein! Dies alles ist nicht das ... Jetzt gilt es zu reden, ich weiß aber nicht, wo anfangen ...«

Er hielt inne und sann nach.

»Ach, wir sind beide zu verschiedene Leute!« – rief er wieder aus, – »passen nicht zueinander. Und warum, warum bin ich hergekommen! Ich werde es mir nie verzeihen.«

»Nein, nein, es ist gut, daß du gekommen bist!« – rief Sonja, – »es ist besser, daß ich es weiß! Viel besser!«

Er sah sie voll Schmerz an.

»So war es tatsächlich!« – sagte er, als hätte er überlegt. – »Es war doch so! Siehst du, – ich wollte ein Napoleon werden, und darum habe ich ermordet ... begreifst du es jetzt?«

»N–nein,« – flüsterte Sonja naiv und schüchtern, – »sprich nur ... sprich! Ich werde es verstehen, ich werde für mich alles verstehen!« – bat sie ihn.

»Du wirst verstehen? Nun, gut, wir wollen sehen!«

Er schwieg und überlegte lange.

»Siehst du, – ich habe mir einmal folgende Frage vorgelegt, – wenn zum Beispiel an meiner Stelle Napoleon gewesen wäre, und wenn er, um seine Karriere zu beginnen, weder Toulon, noch Ägypten, noch den Übergang über den Montblanc gehabt hätte, wenn aber statt aller schönen und monumentalen Dinge eine lächerliche Alte, die Witwe eines kleinen Beamten gewesen wäre, die man zudem noch ermorden mußte, um aus ihrem Koffer Geld zu stehlen – der Karriere wegen, verstehst du? – hätte er sich dazu entschlossen, wenn es keinen anderen Ausweg gegeben hätte? Wäre er nicht schokiert gewesen, weil es zu wenig monumental und ... weil es sündhaft war? Ich sage dir, daß ich mich über diese ‚Frage' schrecklich lange abgequält habe, so daß ich mich furchtbar schämte, als ich endlich auf den Gedanken kam – ganz plötzlich kam ich darauf –, daß es ihn nicht bloß nicht schokiert hätte, sondern ihm nicht einmal in den Sinn gekommen wäre, daß dies nicht monumental sei ... er hätte gar nicht begriffen, warum man dabei schokiert sein sollte? Und wenn er keinen anderen Ausweg gehabt hätte, so würde er, aber ohne daß sie gemuckst hätte, gemordet haben, ohne langes Nachdenken! Nun, und da ließ ich... das Beil fallen ... mordete ... nach diesem Beispiel ... Genau so ist es vor sich gegangen! Dir erscheint es lächerlich? Ja, Sonja, das Lächerlichste ist dabei, daß es vielleicht genau so vorgefallen war ...«

Sonja war es nicht lächerlich.

»Sagen Sie es mir lieber ... ohne Beiſpiele«, – bat ſie noch ſchüchterner und leiſer.

Er wandte ſich zu ihr um, blickte ſie traurig an und ergriff ihre Hände.

»Du haſt wieder recht, Sſonja. Das iſt alles Unſinn, iſt leeres Geſchwätz! Siehſt du, – du weißt doch, daß meine Mutter faſt nichts hat. Meine Schweſter hat zufällig eine Erziehung erhalten und iſt verurteilt, ſich als Gouvernante ihr Leben lang durchzuſchlagen. All ihre Hoffnung war ich allein. Ich ſtudierte, fand aber nicht genügenden Unterhalt und war gezwungen, zeitweilig die Univerſität zu verlaſſen. Und ſelbſt wenn es ſich weiter hingezogen hätte, konnte ich etwa in zehn oder zwölf Jahren – und vorausgeſetzt, daß meine Verhältniſſe ſich verbeſſerten, – hoffen, Lehrer oder Beamter mit tauſend Rubel Gehalt zu werden ...« – Er ſprach, als hätte er es auswendig gelernt. – »Bis dahin wäre meine Mutter vor Sorgen und Kummer verkommen, und mir wäre es nicht gelungen, ihr ein ruhiges Leben zu ſchaffen, und meine Schweſter ... nun, mit der Schweſter konnte noch Schlimmeres paſſiert ſein! ... Ja, und was für ein Vergnügen iſt es, das ganze Leben an allem vorbeigehen und von allem ſich abwenden zu müſſen, die Mutter zu vergeſſen und die Beleidigung der Schweſter zum Beiſpiel, demütig zu ertragen? Wozu? Um ſich andere anzuſchaffen, nachdem man ſie beerdigt hat, – Frau und Kinder, um auch ſie nachher ohne einen Groſchen und ohne ein Stück Brot zu hinterlaſſen? So ... nun, da beſchloß ich, mich des Geldes der Alten zu bemächtigen, es zu meinem Unterhalte an der Univerſität, ohne die Mutter mehr quälen zu müſſen, und zu meinen erſten Schritten nach Beendigung des Studiums zu benutzen, – und dies alles gleich groß und radikal aus-

zuführen, um eine vollkommen neue Laufbahn beginnen und einen neuen unabhängigen Weg betreten zu können ... das ist alles ... selbstverständlich, schlecht war, daß ich die Alte ermordet habe ... und jetzt genug davon!«

Völlig erschöpft schloß er seinen Bericht und ließ den Kopf sinken.

»Ach, es war nicht das, nicht das,« – rief Sonja gramvoll aus, – »kann man denn so ... nein, es ist nicht richtig, es ist nicht so!«

»Jetzt siehst du selbst, daß es nicht so war! ... Und ich habe doch aufrichtig berichtet, habe die Wahrheit gesagt!«

»Was ist denn das für eine Wahrheit! Oh, Gott!«

»Ich habe doch, Sonja, bloß eine unnütze, häßliche, bösartige Laus ermordet.«

»Wie, ein Mensch ist eine Laus?«

»Ich weiß es auch selbst, daß es keine Laus ist«, – antwortete er und blickte sie eigentümlich an. – »Aber ich lüge, Sonja,« – fügte er hinzu, »es ist alles gelogen ... Es war nicht das; du sagst die Wahrheit. Es waren ganz andere, vollkommen andere Gründe! ... Ich habe seit langem mit niemand gesprochen, Sonja ... Der Kopf tut mir jetzt so weh.«

Seine Augen brannten in fieberhaftem Glanze. Er begann fast zu phantasieren; ein unruhiges Lächeln irrte um seine Lippen. Die ungeheure Erregung verbarg kaum die äußerste Schwäche. Sonja begriff seine Selbstqual. Auch ihr begann der Kopf zu schwindeln. Und wie sonderbar er sprach, als sei alles selbstverständlich ... »aber wie denn ... Wie war es nur möglich? Oh, Gott!« Und sie rang in Verzweiflung die Hände.

»Nein, Sonja, es war nicht das!« – begann er wieder,

erhob plötzlich den Kopf, als hätte ihn eine andere Wendung der Gedanken überrascht und von neuem angeregt,– »es war nicht das! Besser ... du stellst dir vor ... ja! es ist wirklich besser! ... stell dir vor, daß ich ehrgeizig, neidisch, böse, niederträchtig, rachsüchtig bin ... nun ... und meinetwegen zum Irrsinn neige ... Mag alles gleich mitgerechnet werden! Davon, daß ich verrückt sei, sprach man schon früher, ich habe es wohl gemerkt! Ich habe dir vorhin gesagt, daß ich auf der Universität selber meinen Unterhalt nicht finden konnte. Weißt du aber, daß ich es vielleicht doch hätte ermöglichen können? Meine Mutter hätte mir das Nötige fürs Studium geschickt, und Stiefel, Kleider und Essen hätte ich selbst verdient, sicher sogar! Es fanden sich Unterrichtsstunden für mich; man bot fünfzig Kopeken. Rasumichin arbeitet doch auch! Aber ich wurde böse und wollte es nicht. Ich wurde böse – das ist ein guter Ausdruck! Ich verkroch mich dann, wie eine Spinne, in meine Ecke. Du warst doch in meinem elenden Loche, hast es gesehen ... Aber weißt du auch, Sonja, daß niedrige Decken und enge Zimmer die Seele und den Verstand bedrücken? Oh, wie ich dieses elende Loch haßte! Dennoch wollte ich nicht heraus! Ich wollte es absichtlich nicht! Tagelang ging ich nicht aus und wollte nicht arbeiten, wollte nicht mal essen und lag die ganze Zeit. Wenn mir Nastasja etwas brachte, – aß ich, wenn sie nichts brachte, – verging auch so der Tag; absichtlich, aus Bosheit, bat ich um nichts! Wenn ich nachts kein Licht hatte, lag ich im Dunkel, wollte aber nicht arbeiten, um ein Licht kaufen zu können. Ich mußte studieren, – habe aber die Bücher verkauft; auf dem Tische bei mir, auf den Kollegheften und Notizen liegt jetzt fingerdick der Staub. Ich zog es vor, zu liegen und zu

grübeln. Und ich dachte die ganze Zeit ... immer hatte ich solche Träume, allerhand seltsame Träume, es lohnt sich nicht, von ihnen zu sprechen! Dann aber begann es mir vorzuschweben, daß ... Nein, es ist nicht richtig! Ich erzähle wieder nicht in der richtigen Weise! Siehst du, – ich fragte mich damals immer, warum bin ich so dumm, daß, wenn andere dumm sind, und wenn ich es sicher weiß, daß sie dumm sind, ich selbst nicht klüger sein will? Ich erkannte später, Sonja, daß es zu lange dauern wird, wollte man warten, bis alle klug werden ... Ich erkannte auch, daß es niemals der Fall sein wird, daß die Menschen sich nicht verändern, daß niemand sie ändern kann, und daß es sich der Mühe nicht lohnt! Ja, es ist so! Das ist ihr Gesetz ... Das Gesetz, Sonja! Es ist so! ... Und ich weiß jetzt, Sonja, daß wer an Verstand und Geist stark und kräftig ist, der auch der Herrscher über sie ist! Wer viel wagt, der ist bei ihnen im Rechte! Wer auf das größere pfeifen kann, der ist bei ihnen auch Gesetzgeber, wer aber am meisten von allen wagen kann, der ist mehr im Rechte, als alle! In dieser Weise ist es bis jetzt vor sich gegangen und so wird es immer bleiben! Nur ein Blinder merkt es nicht!«

Während Raskolnikoff dies sagte, sah er wohl Sonja an, aber er kümmerte sich nicht mehr darum, ob sie ihn verstehen würde oder nicht. Das Fieber hatte ihn völlig gepackt. Er war in einem finstern Enthusiasmus. Er hatte in der Tat zu lange mit niemand gesprochen. Und Sonja verstand, daß dieser finstere Katechismus sein Glaube und sein Gesetz geworden war.

»Ich kam damals darauf, Sonja,« – fuhr er immer noch enthusiastisch fort, – »daß die Macht bloß demjenigen

gegeben wird, der es wagt, ſich zu bücken und ſie zu nehmen. Das iſt das einzige, nur das allein, – man muß wagen! Mir kam damals ein Gedanke, zum erſtenmal im Leben, den niemand je vor mir gedacht hat. Niemand! Klar wie die Sonne erſchien mir plötzlich der Gedanke: Warum hat bis jetzt kein einziger gewagt und wagt es nicht, wenn er an dieſem ganzen Unſinn vorbeigeht, alles einfach am Schwanze zu packen und es zum Teufel zu werfen! Ich ... ich wollte es wagen und tötete ... ich wollte bloß wagen, Sſonja, das iſt der ganze Grund!«

»Oh, ſchweigen Sie, ſchweigen Sie!« – rief Sſonja und ſchlug die Hände zuſammen. – »Sie haben Gott verlaſſen und Gott hat Sie geſtraft, hat Sie dem Teufel überliefert! ...«

»Ja, Sſonja, – als ich damals in der Dunkelheit lag und mir all das vorſchwebte, da hat mich der Teufel verſucht? Nicht wahr?«

»Schweigen Sie! Spotten Sie nicht, Sie Gotteslästerer; nichts, nichts begreifen Sie! Oh, Gott! Er wird nichts, nichts verſtehen!«

»Schweig, Sſonja, ich lache gar nicht, ich weiß es auch ſelbſt, daß mich der Teufel zog. Schweig, Sſonja, ſchweig!« – wiederholte er düſter und beharrlich. – »Ich weiß alles. Ich habe mir dies alles überlegt und zugeflüſtert, als ich damals im Dunkeln lag... Ich habe über dies alles mit mir ſelbſt bis zum kleinſten Punkt geſtritten und weiß alles, alles! Und mir war dies ganze Geſchwätz damals ſo zum Überdruß, ſo zum Überdruß! Ich wollte alles vergeſſen und von neuem anfangen, Sſonja, und aufhören zu ſchwatzen! Und denkſt du etwa, daß ich, wie ein Dummkopf, blindlings hingegangen bin? Ich bin, wie ein Klu-

ger, hingegangen, und das hat mich auch zugrunde gerichtet! Und meinſt du etwa, ich hätte zum Beiſpiel nicht gewußt, daß, wenn ich überhaupt damit anfing, mich zu fragen und auszuhorchen, – ob ich ein Recht auf Macht habe, – ich ſchon deswegen dies Recht auf Macht nicht hatte. Oder wenn ich mir die Frage vorlegte, – iſt der Menſch eine Laus? – da war ſchon der Menſch für mich keine Laus mehr, ſondern war es eben für denjenigen, dem dieſe Frage nicht in den Sinn kam, und der ohne Fragen auf ſein Ziel losgeht... Als ich mich ſoviel Tage abquälte, ob Napoleon es getan hätte oder nicht, – da fühlte ich es doch deutlich, daß ich kein Napoleon war... Ich habe die ganze Qual dieſes ganzen Geſchwätzes ertragen, Sſonja, und wollte ſie ganz und gar von mir abſchütteln, – ich wollte, Sſonja, ohne Kaſuiſtik töten, meinetwegen, für mich allein töten! Ich wollte es nicht mal mir ſelbſt vorlügen! Ich habe nicht darum getötet, um meiner Mutter zu helfen, – das iſt Unſinn! Ich habe nicht darum getötet, um Mittel und Macht zu erhalten, und dann ein Wohltäter der Menſchheit zu werden. Unſinn! Ich habe einfach getötet; für mich, für mich ganz allein habe ich getötet; ob ich aber irgend weſſen Wohltäter geworden wäre, oder ob ich mein ganzes Leben, wie eine Spinne, alle in mein Gewebe eingefangen und aus allen die Lebensſäfte ausgeſaugt hätte, – mußte mir in jenem Augenblicke vollkommen gleichgültig ſein!... Und nicht um das Geld war es mir in erſter Linie zu tun, Sſonja, als ich tötete; nicht das Geld war mir ſo wichtig, es war etwas ganz anderes... Ich weiß jetzt alles... Verſtehe mich, – wenn ich vielleicht denſelben Weg weitergegangen wäre, würde ich niemals mehr einen Mord begangen haben. Ich mußte etwas anderes er-

fahren, etwas anderes trieb mich dazu, – ich mußte damals und ſchleunigſt erfahren, ob ich eine Laus bin, wie alle, oder ein Mann? Bin ich imſtande, hinwegzuſchreiten oder nicht? Werde ich es wagen, mich zu bücken und die Macht aufzuheben oder nicht? Bin ich eine zitternde Kreatur oder habe ich ein Recht ...«

»Zu töten? Ein Recht zu töten?« – ſchlug Sſonja die Hände zuſammen.

»Ach, Sſonja!« – rief er gereizt aus, wollte ihr etwas erwidern, ſchwieg aber verächtlich. – »Unterbrich mich nicht, Sſonja! Ich wollte mir bloß beweiſen, – daß der Teufel mich damals hinſchleppte, mir aber nachher erklärte, daß ich kein Recht hatte, dort hinzugehen, weil ich eben ſo eine Laus bin, wie alle! Er hat ſeinen Spott mit mir getrieben, nun bin ich zu dir gekommen! Nimm den Gaſt auf! Wenn ich nicht eine Laus wäre, würde ich dann zu dir gekommen ſein? Höre, – als ich damals zu der Alten hinging, ging ich bloß, es zu verſuchen... Nun weißt du es!«

»Und haben getötet! Haben getötet!«

»Wie habe ich getötet? Ermordet man denn in dieſer Weiſe? Geht man denn ſo hin zu töten, wie ich damals ging! Ich will dir einmal erzählen, wie ich hinging... Habe ich denn die Alte getötet? Ich habe mich getötet, und nicht die Alte! Da habe ich mich mit einem Schlage auf ewig getroffen!... Und dieſe Alte hat der Teufel getötet, aber nicht ich... Genug, genug, Sſonja, genug! Laß mich,« – rief er plötzlich in krankhaftem Grame, – »laß mich!«

Er ſtützte ſich auf ſeine Knie und umklammerte mit beiden Händen den Kopf.

»Wie Sie leiden!« – entrang ſich Sſonja ein qualvoller Schrei.

»Was ſoll ich jetzt tun, ſprich!« – fragte er, erhob plötzlich den Kopf und blickte ſie mit einem vor Verzweiflung ſchrecklich verzerrten Geſichte an.

»Was tun!« – rief ſie aus, ſprang von ihrem Platze auf, und ihre Augen, die bis jetzt voll Tränen waren, funkelten plötzlich. – »Steh auf!« – Sie packte ihn an den Schultern; er erhob ſich und ſah ſie faſt verwundert an. – »Geh ſofort, gleich, ſtell dich auf einen Kreuzweg hin, beuge dich, küß zuerſt die Erde, die du beſudelt haſt, dann beuge dich vor der ganzen Welt, in allen vier Richtungen und ſage allen laut: – ‚ich habe getötet!‘ Dann wird dir Gott wieder Leben ſenden. Willſt du gehen? Willſt du gehen?« – fragte ſie ihn, am ganzen Körper zitternd, wie in einem Anfall, und faßte dabei ſeine beiden Hände und drückte ſie ſtark und ſah ihn mit feurigen Blicken an.

Er war erſtaunt, ja, durch ihre plötzliche Begeiſterung beſtürzt.

»Du meinſt die Zwangsarbeit, Sibirien, Sſonja? Daß ich mich ſelbſt anzeigen ſoll?« – fragte er finſter.

»Das Leiden auf ſich nehmen und dadurch Erlöſung finden, das ſollſt du.«

»Nein! Ich gehe nicht zu ihnen, Sſonja.«

»Wie wirſt du aber leben, leben? Wie wirſt du weiterleben?« – rief Sſonja. – »Iſt es denn jetzt möglich? Und wie wirſt du mit deiner Mutter ſprechen? Oh, was wird, was wird jetzt mit ihnen geſchehen! Ja, was ſage ich! Du haſt ja ſchon deine Mutter und Schweſter verlaſſen. Du haſt ſie doch verlaſſen, ſie verlaſſen. Oh, Gott!« – rief ſie, – »er weiß ja alles ſelbſt! Nun, wie kann man denn ohne einen Menſchen weiterleben! Was wird jetzt mit dir werden!«

»Sei kein Kind, Sſonja«, – ſagte er leiſe. – »Welche

Schuld habe ich vor ihnen? Wozu ſoll ich hingehen? Was ſoll ich ihnen ſagen? Das ſind alles bloß Geſpenſter... Sie vertilgen ſelbſt Millionen von Menſchen und halten es noch für eine Tugend. Sie ſind Gauner und Schufte, Sſonja! ... Ich gehe nicht. Und was ſoll ich ſagen, – daß ich getötet und nicht gewagt habe, das Geld zu nehmen, daß ich es unter einem Stein verſteckt habe?« – fügte er mit bitterem Lächeln hinzu. – »Sie werden doch ſelbſt über mich lachen, werden ſagen, – er iſt ein Dummkopf, daß er es nicht genommen hat. Ein Feigling und ein Dummkopf! Sie werden nichts, gar nichts verſtehen, Sſonja, und ſie ſind nicht wert, es zu verſtehen. Wozu ſoll ich hingehen? Ich gehe nicht hin. Sei kein Kind, Sſonja...«

»Du wirſt dich zu Tode quälen, zu Tode quälen«, – wiederholte ſie und ſtreckte ihm in verzweifeltem Flehen die Hände entgegen.

»Ich habe mich vielleicht bloß verleumdet,« – bemerkte er finſter, wie ſinnend, – »vielleicht bin ich doch ein Menſch und keine Laus, vielleicht habe ich mich übereilt verurteilt ... Ich will noch kämpfen.«

Ein hochmütiges Lächeln zeigte ſich auf ſeinen Lippen.

»Solche Qual zu tragen! Und das ganze, ganze Leben hindurch!...«

»Ich werde mich gewöhnen...«, – ſagte er düſter und nachdenklich. – »Höre,« – begann er nach einer Weile, – »es iſt genug geweint, jetzt iſt Zeit, die Sache zu bedenken, – ich bin gekommen, dir zu ſagen, daß man mich jetzt ſucht, mir nachſtellt...«

»Ach!« – rief Sſonja erſchrocken aus.

»Nun, warum ſchreiſt du? Du willſt doch ſelbſt, daß ich nach Sibirien gehe, jetzt aber erſchrakſt du? Eins aber will

ich ſagen, – ich ergebe mich ihnen nicht. Ich will mit ihnen noch kämpfen, und ſie werden mir nichts tun können. Sie haben keine wirklichen Beweiſe. Geſtern war ich in großer Gefahr und dachte, daß ich ſchon verloren ſei; heute hat es ſich verbeſſert. Alle ihre Beweiſe haben zwei Seiten, das will ſagen, – ich kann ihre Beſchuldigungen zu meinen Gunſten verwenden, verſtehſt du? Und ich werde ſie zu meinen Gunſten verwenden, denn ich habe es jetzt gelernt ... Ins Gefängnis aber wird man mich ſicher ſperren. Wenn nicht ein Zufall hinzugekommen wäre, hätte man mich vielleicht ſchon heute geholt; vielleicht geſchieht es heute noch ... Aber das tut nichts, Sſonja, – ich werde eine Zeitlang ſitzen und man wird mich freilaſſen... denn ſie haben keinen einzigen wirklichen Beweis und werden ihn auch nicht bekommen, ich gebe mein Wort darauf. Mit dem aber, was ſie beſitzen, kann man einen Menſchen nicht verurteilen. Nun, genug... Ich ſagte es bloß, damit du es weißt... Mit meiner Mutter und Schweſter will ich es ſo einzurichten verſuchen, daß ſie nicht daran glauben, damit ſie nicht erſchrecken... Meine Schweſter iſt jetzt übrigens, wie es ſcheint, verſorgt... alſo auch meine Mutter... Nun, das iſt alles. Sei übrigens vorſichtig. Willſt du zu mir ins Gefängnis kommen, wenn ich dort ſein werde?«

»Oh, ich werde, werde kommen!«

Sie ſaßen nebeneinander, traurig und niedergeſchlagen, als wären ſie nach einem Sturme allein an einen einſamen Strand geſchleudert worden. Er ſah Sſonja an und fühlte ihre große Liebe, und ſeltſam, es fiel ihm plötzlich ſchwer und ſchmerzlich aufs Herz, daß er ſo geliebt wurde. Es war ein ſeltſames und furchtbares Gefühl! Als er zu Sſonja ging, empfand er, daß in ihr ſeine ganze Hoffnung und

ſein letzter Ausweg liege; er glaubte wenigſtens einen Teil ſeiner Qualen abzuwälzen und jetzt, wo ihr ganzes Herz ſich ihm zugewandt hatte, fühlte und erkannte er, daß er um vieles unglücklicher geworden war.

»Sſonja,« – ſagte er, – »komm lieber nicht zu mir, wenn ich im Gefängnis ſein werde.«

Sſonja antwortete nicht, ſie weinte. Es vergingen ein paar Minuten.

»Haſt du ein Kreuz?« – fragte ſie plötzlich unerwartet, als ſei es ihr eben eingefallen.

Er verſtand zuerſt die Frage nicht.

»Nein, du haſt keins? – Hier, nimm dieſes Kreuz aus Zypreſſenholz. Ich habe ein anderes, kupfernes von Liſaweta. Ich habe mit Liſaweta getauſcht, – ſie hat mir ihr Kreuz gegeben und ich ihr mein Heiligenbildchen. Ich will jetzt das Kreuz von Liſaweta tragen, dieſes aber gebe ich dir. Nimm... es gehört doch mir! Es iſt doch mein Kreuz!« – bat ſie ihn, – »wir werden doch zuſammen gehen und leiden, alſo wollen wir auch zuſammen das Kreuz tragen!...«

»Gib her!« ſagte Raskolnikoff.

Er wollte ſie nicht betrüben, zog aber gleich wieder die Hand zurück, die er nach dem Kreuze ausgeſtreckt hatte.

»Nicht jetzt, Sſonja. Lieber ſpäter«, – fügte er hinzu, um ſie zu beruhigen.

»Ja, ja, es iſt beſſer, es iſt beſſer,« – pflichtete ſie ihm mit Begeiſterung bei, – »wenn du gehſt, um das Leiden auf dich zu nehmen, dann legſt du es um. Du kommſt dann zu mir, ich werde es dir umhängen, wir wollen dann beten und beide gehen.«

In dieſem Augenblicke klopfte jemand dreimal an die Türe.

»Sſofja Sſemenowna, kann ich hereinkommen?« – ertönte eine ſehr bekannte höfliche Stimme.

Sſonja ſtürzte erſchrocken zur Türe. Herr Lebesjätnikoff blickte in das Zimmer hinein.

V.

Lebesjätnikoff ſah aufgeregt aus.

»Ich komme zu Ihnen, Sſofja Sſemenowna. Entſchuldigen Sie... Ich dachte mir, daß ich auch Sie treffen werde,« – wandte er ſich ſchnell an Raskolnikoff, – »das heißt, ich dachte nichts... in dieſer Hinſicht... aber ich dachte... Dort bei uns iſt Katerina Iwanowna verrückt geworden«, – ſchloß er plötzlich, zu Sſonja gewandt.

Sſonja ſchrie auf.

»Das heißt, es ſcheint wenigſtens ſo... Wir wiſſen nicht, was wir tun ſollen, das iſt es! Sie kam zurück... man ſcheint ſie irgendwo hinausgejagt, vielleicht auch geſchlagen zu haben... es ſcheint wenigſtens ſo... Sie war zu dem Vorgeſetzten des verſtorbenen Sſemen Sacharytſch gelaufen, hatte ihn nicht zu Hauſe getroffen; er war bei einem anderen General zu Mittag geladen... Und ſtellen Sie ſich vor, ſie lief dann dorthin,... zu dieſem anderen General, ſtellen Sie ſich vor, – ſie beſtand auf ihrem Verlangen, den Vorgeſetzten von Sſemen Sacharytſch zu ſehen, und ſie hat, wie es ſcheint, ihn von der Tafel rufen laſſen. Sie können ſich denken, was paſſiert iſt. Man jagte ſie ſelbſtverſtändlich hinaus; ſie erzählte, daß ſie den General beſchimpft und ihm ſogar etwas ins Geſicht geſchleudert habe. Das kann man ihr ſchon glauben..., daß man ſie nicht zur Polizei gebracht hat, – verſtehe ich nicht! Jetzt erzählt

ſie es allen, auch Amalie Iwanowna, doch es iſt ſchwer zu verſtehen, was ſie meint, denn ſie ſchreit und wirft ſich dabei mit dem Kopfe an die Wand... Ach ja – ſie ſagt und ſchreit, da ſie jetzt von allen verlaſſen ſei, jetzt wolle ſie mit den Kindern auf die Straße gehen, die einen Leierkaſten tragen ſollen, die Kinder müßten ſingen und tanzen, auch ſie würde ſingen und Geld einſammeln, und Tag für Tag wolle ſie vor den Fenſtern des Generals ſtehen... ‚Mögen alle ſehen,‘ ſagt ſie, ‚wie die edlen Kinder eines angeſehenen Beamten als Bettler in den Straßen herumgehen müſſen!« Sie ſchlägt die weinenden Kinder, Lene lehrt ſie ein Lied ſingen, den Knaben tanzen und Poletſchka ebenfalls; reißt alle Kleider entzwei; macht ihnen Mützen, wie die Gaukler ſie haben; ſie ſelbſt will ein Becken tragen, darauf ſchlagen, an Stelle der Muſik... Uns will ſie gar nicht anhören... Stellen Sie ſich vor, wie ſoll das werden? Das geht doch nicht an!«

Lebesjätnikoff hätte noch weiter geſprochen, aber Sſonja, die ihm mit angehaltenem Atem zugehört hatte, griff raſch nach ihrer Mantille und ihrem Hut, lief aus dem Zimmer und kleidete ſich im Gehen an. Raskolnikoff ging ihr nach und Lebesjätnikoff folgte ihm.

»Sie iſt ganz gewiß verrückt geworden!« – ſagte er zu Raskolnikoff und trat mit ihm auf die Straße, – »ich wollte nur Sſofja Sſemenowna nicht ſo erſchrecken und ſagte deshalb – ‚es ſcheint‘, aber es kann keinen Zweifel darüber geben. Man hört oft, daß bei Schwindſucht im Gehirn ſolche Knollen entſtehen; ſchade, daß ich nicht Medizin ſtudiert habe. Ich verſuchte übrigens, ſie zu überzeugen, aber ſie will nichts hören.«

»Haben Sie ihr von dieſen Knollen geſprochen?«

»Das heißt, eigentlich nicht von den Knollen. Sie würde es doch nicht verstanden haben. Ich sage aber, – wenn man einen Menschen logisch überzeugen kann, daß er eigentlich keinen Grund hat, zu weinen, so hört er auch auf zu weinen. Das ist klar. Oder meinen Sie, daß er nicht aufhören wird?«

»Dann wäre das Leben leicht«, – antwortete Raskolnikoff.

»Erlauben Sie, erlauben Sie bitte; gewiß, bei Katerina Iwanowna würde es ziemlich schwer fallen, sie verstände es nicht. Aber ist Ihnen nicht bekannt, daß in Paris schon ernste Versuche gemacht worden sind über die Möglichkeit, durch Anwendung von logischer Überredung Wahnsinnige zu heilen? Ein Professor dort, der vor kurzem gestorben ist, ein großer Gelehrter, hat sich ausgedacht, daß man sie in dieser Weise heilen kann. Sein Grundgedanke ist, daß bei den Wahnsinnigen eine besondere Störung im Organismus nicht vorgeht, und daß der Wahnsinn sozusagen ein logischer Fehler, ein Fehler der Urteilsfähigkeit, eine falsche Ansicht von Dingen ist. Er widerlegte allmählich den Kranken, und denken Sie sich, er soll Erfolge erzielt haben. Da er außerdem auch Duschen anwandte, so wurden die Erfolge dieser Behandlung bezweifelt... Es scheint wenigstens so...«

Raskolnikoff hörte ihm längst nicht mehr zu. Als er an seinem Hause ankam, nickte er mit dem Kopfe Lebesjätnikoff zu und bog in den Torweg ein. Lebesjätnikoff kam zu sich, blickte sich um und lief weiter.

Raskolnikoff trat in seine Kammer und blieb mitten darin stehen. »Warum war er hierher zurückgekehrt?« Er sah diese gelblichen, abgerissenen Tapeten, diesen Staub, sein Sofa an... Vom Hofe drang ein hartes ununterbrochenes Klop-

ſen; man ſchien Nägel einzuſchlagen... Er trat an das Fenſter, hob ſich auf den Zehen und blickte lange mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit im Hofe umher. Der Hof aber war leer und man ſah die Klopfenden nicht. Links, im Seitengebäude war hie und da ein geöffnetes Fenſter; auf den Fenſterbrettern ſtanden kleine Töpfe mit ſchwächlichen Geranien. Vor den Fenſtern hing Wäſche... Das ganze Bild kannte er auswendig. Er wandte ſich ab und ſetzte ſich auf das Sofa. Noch nie, nie hatte er ſich ſo furchtbar einſam gefühlt!

Ja, er fühlte es noch einmal, daß er vielleicht Sſonja haſſen werde, und zwar jetzt, wo er ſie unglücklicher gemacht hatte.

Warum war er zu ihr hingegangen? Um um ihre Tränen zu bitten? Warum mußte er ſo unbedingt ihr Leben verkümmern? Oh, welche Gemeinheit.

»Ich bleibe allein!« – ſagte er plötzlich entſchloſſen, – »und ſie ſoll nicht ins Gefängnis zu mir kommen!«

Nach etwa fünf Minuten erhob er den Kopf und lächelte eigentümlich. Es war ein merkwürdiger Gedanke: – »Vielleicht iſt es in Sibirien tatſächlich beſſer.«

Er erinnerte ſich nicht, wie lange er in ſeinem Zimmer ſich mit den einſtürmenden unklaren Gedanken abgegeben hatte. Da öffnete ſich plötzlich die Türe und Awdotja Romanowna trat herein. Sie blieb zuerſt ſtehen und blickte ihn von der Schwelle an, ſo wie er geſtern Sſonja angeblickt hatte; kam dann herein und ſetzte ſich auf einen Stuhl, auf ihren geſtrigen Platz, ihm gegenüber. Er ſah ſie ſchweigend und augenſcheinlich gedankenlos an.

»Sei mir nicht böſe, Bruder, ich komme nur auf einen Augenblick«, – ſagte Dunja.

Der Ausdruck ihres Geſichtes war nachdenklich, aber nicht ſtreng. Der Blick war klar und ſtill. Er ſah, daß auch ſie mit Liebe zu ihm gekommen war.

»Bruder, ich weiß jetzt alles, alles. Mir hat Dmitri Prokofjitſch alles erklärt und erzählt. Man verfolgt und quält dich mit einem dummen und ſchändlichen Verdacht! ... Dmitri Prokofjitſch hat mir geſagt, daß für dich keine Gefahr vorhanden ſei, daß du dich unnütz mit ſolch einem Schrecken befaſſeſt. Ich denke nicht, wie er, ich verſtehe vollkommen, wie alles in dir empört ſein muß, und daß dieſe Empörung in dir für immer Spuren hinterlaſſen kann. Davor habe ich Angſt. Ich verurteile dich nicht und darf dich nicht verurteilen, daß du uns verlaſſen haſt, verzeih mir, daß ich dir dies vorgeworfen habe. Ich weiß ſelbſt, daß auch ich von allen fortgehen würde, wenn ich ſolch einen großen Kummer hätte. Ich werde der Mutter davon nichts ſagen, will aber mit ihr immer über dich ſprechen, und will in deinem Namen ſagen, daß du ſehr bald kommen wirſt. Quäle dich nicht ihretwegen; ich werde ſie beruhigen; aber quäle auch ſie nicht zu ſehr, – komm wenigſtens noch einmal zu ihr; erinnere dich, daß ſie unſere Mutter iſt! Ich bin nur gekommen, um zu ſagen,« – Dunja ſtand auf, – »daß, falls du irgendwie mich brauchen ſollteſt und wenn es... mein Leben gälte... ſo rufe mich, ich werde kommen. Leb wohl!«

Sie wandte ſich ſchnell um und ging zur Türe.

»Dunja!« – rief Raskolnikoff, ſtand auf und ging zu ihr, – »dieſer Dmitri Prokofjitſch Raſumichin iſt ein ſehr guter Menſch.«

Dunja errötete ein wenig.

»Nun!« – fragte ſie nach einer Weile.

»Er iſt ein tüchtiger, fleißiger, ehrlicher Menſch und iſt ſtarker Liebe fähig... Leb wohl, Dunja.«

Dunja errötete, dann wurde ſie unruhig.

»Was iſt dir, Bruder, trennen wir uns denn wirklich für immer, daß du mir... ſolch ein Vermächtnis machſt?«

»Wie dem auch ſei... leb wohl...«

Er kehrte ſich um und ging zum Fenſter. Sie blieb eine Weile ſtehen, ſah ihn ſorgenvoll an und ging mit dem Gefühle der Angſt hinaus.

Er war ihr gegenüber nicht kälter! Es hatte einen Augenblick, in letzter Minute, gegeben, wo er die größte Luſt verſpürte, ſie innig zu umarmen, von ihr Abſchied zu nehmen und ihr alles zu ſagen, aber er wagte ihr nicht einmal die Hand zu reichen.

»Sie würden vielleicht ſpäter noch erſchauern bei dem Gedanken, daß ich ſie umarmt habe, und würde ſagen, daß ich ihr einen Kuß geſtohlen hätte!«

»Würde ſie dies ertragen können oder nicht?« – fügte er nach einigen Minuten hinzu. – »Nein, ſie würde es nicht ertragen können; eine ſolche Natur nicht...«

Er dachte an Sſonja.

Vom Fenſter kam eine kühle Luft. Draußen war es nicht mehr hell. Er nahm ſeine Mütze und ging hinaus.

Er konnte und wollte nicht auf ſeinen krankhaften Zuſtand achten. Aber dieſe ununterbrochenen Aufregungen und dieſe ſeeliſchen Erſchütterungen konnten nicht ohne Folgen bleiben. Und wenn er noch nicht an einem heftigen Fieber daniederlag, ſo war es vielleicht darum, weil dieſe inneren ununterbrochenen Aufregungen ihn vorläufig noch aufrecht und bei Bewußtſein hielten.

Er irrte ziellos herum. Die Sonne ging unter. Eine

eigenartige Angſt begann in der letzten Zeit ſeiner Seele ſich zu bemächtigen. Es war kein bohrender oder brennender Schmerz; etwas Beſtändiges oder Bleibendes aber ging von ihm aus; die Ahnung einer Reihe endloſer kalter, toter Jahre lag darinnen, einer Ewigkeit auf dem »ellenbreiten Raume«. In den Abendſtunden war dieſes Gefühl ſtärker und peinvoller.

»Und mit dieſen dummen, rein phyſiſchen Schwächen, die vom Sonnenuntergang abhängen konnten, ſoll man ſich vor Dummheiten hüten! Da läuft man dann nicht bloß zu Sſonja hin, auch zu Dunja!« – murmelte er haßerfüllt vor ſich hin. Man rief ihn beim Namen. Er blickte ſich um; Lebesjätnikoff eilte auf ihn zu.

»Denken Sie, ich war bei Ihnen, ich ſuchte Sie. Stellen Sie ſich vor, ſie hat wirklich ihre Abſicht ausgeführt und die Kinder mitgenommen. Ich habe ſie mit Sſofja Sſemenowna nur mit Mühe gefunden. Sie ſelbſt ſchlägt auf eine Pfanne, und läßt die Kinder tanzen. Die Kinder weinen. Sie bleiben an Straßenecken und vor Läden ſtehen. Das dumme Volk läuft ihnen nach. Wir wollen hingehen!«

»Und Sſonja?« – fragte Raskolnikoff unruhig und eilte Lebesjätnikoff nach.

»Sie iſt ganz außer ſich. Nicht Sſofja Sſemenowna, ſondern Katerina Iwanowna iſt außer ſich; aber auch Sſofja Sſemenowna iſt außer ſich. Katerina Iwanowna iſt aber ganz und gar aufgelöſt. Ich ſage Ihnen, ſie iſt vollkommen verrückt. Man wird ſie noch zur Polizei bringen. Sie können ſich vorſtellen, wie das erſt auf ſie wirken wird... Jetzt ſind ſie am Kanal bei der N.ſchen Brücke, gar nicht weit von Sſofja Sſemenownas Wohnung.«

Am Kanal, nicht weit von der Brücke und zwei Häuſer von der Wohnung Sſonjas entfernt, hatte ſich eine große Menſchenmenge angeſammelt. Beſonders Knaben und Mädchen liefen hin. Von der Brücke aus konnte man die heiſere, überanſtrengte Stimme von Katerina Iwanowna hören. Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, fähig, das Straßenpublikum zu feſſeln. Katerina Iwanowna hatte ihr altes, abgetragenes Kleid an, einen Schal umgelegt und einen zerriſſenen Strohhut auf; ſie war tatſächlich ganz außer ſich. Dabei war ſie müde und rang nach Atem. Ihr abgehärmtes ſchwindſüchtiges Geſicht ſah noch leidender aus; außerdem ſieht ein Schwindſüchtiger draußen im Sonnenlicht ſtets kränklicher und mehr entſtellt aus als zu Hauſe, – ihr aufgeregter Zuſtand nahm kein Ende, ſie wurde mit jedem Augenblicke gereizter. Bald ſtürzte ſie ſich auf die Kinder, ſchrie ſie an, redete ihnen zu, lehrte ſie auf der Straße in Gegenwart aller, wie ſie tanzen und was ſie ſingen ſollten, begann ihnen zu erklären, warum dies nötig ſei, geriet in Verzweiflung, daß ſie nicht begreifen wollten, und ſchlug ſie... Dann ſtürzte ſie wieder ins Publikum, – wenn ſie einen einigermaßen beſſer gekleideten Menſchen entdeckte, der ſtehen blieb, um ſich die Sache anzuſehen, beeilte ſie ſich ſofort, ihm zu erklären, daß es ſo weit, – mit – den Kindern »aus einem feinen, man kann ſogar ſagen ariſtokratiſchen Hauſe«, gekommen war. Wenn ſie unter den Zuſchauern Lachen oder ein freches Wort hörte, wandte ſie ſich ſofort an die Dreiſten und begann ſie zu ſchelten. Einige lachten darüber, andere wieder ſchüttelten die Köpfe; aber allen war es intereſſant, die Wahnſinnige mit ihren erſchrockenen Kindern anzuſehen. Die Pfanne, die Lebesjätnikoff erwähnt hatte, war nicht da; Raskolnikoff ſah ſie we-

nigſtens nicht. Katerina Iwanowna ſchlug den Takt nicht auf einer Pfanne, ſondern mit ihren mageren Händen, wenn ſie Poletſchka zum ſingen und Lene und Kolja zum tanzen veranlaßte. Sie fing ſelbſt an mitzuſingen, wurde jedoch jedesmal beim zweiten Tone von einem quälenden Huſten unterbrochen; dann wurde ſie von neuem verzweifelt, fluchte ihrem Huſten und weinte ſogar. Am meiſten brachte ſie das Weinen und die Angſt Koljas und Lenes auseinander. Sie hatte wirklich den Verſuch gemacht, die Kinder aufzuputzen, wie Straßentänzer und Gaukler. Der Knabe hatte einen Turban aus rotem und weißem Stoff, damit er einem Türken ähnle. Für Lene reichte es zu einem Koſtüm nicht aus; ſie hatte nur ein rotes, geſtricktes Käppchen des verſtorbenen Sſemen Sacharytſch auf dem Kopfe und an dieſes Käppchen war eine abgebrochene Straußfeder befeſtigt worden, die noch der Großmutter von Katerina Iwanowna gehört hatte und die bis jetzt, als ein altes Familienſtück, im Koffer aufbewahrt wurde. Poletſchka war in ihrem gewöhnlichen Kleidchen. Sie blickte ſchüchtern und weltvergeſſen die Mutter an, wich nicht von ihrer Seite, verbarg die Tränen, ahnend, daß die Mutter wahnſinnig geworden ſei, und ſah unruhig um ſich. Die Straße und die Menſchenmenge hatten ſie äußerſt erſchreckt. Sſonja wich keinen Schritt von Katerina Iwanowna, weinte und flehte ſie an, nach Hauſe zurückzukehren. Katerina Iwanowna aber blieb unerbittlich.

»Höre auf, Sſonja, höre auf!« – ſchrie ſie haſtig, außer Atem und huſtend. – »Du weißt ſelbſt nicht, was du bitteſt, du biſt wie ein Kind! Ich habe dir ſchon einmal geſagt, daß ich zu dieſer vertrunkenen Deutſchen nicht zurückkehren will. Mögen alle, ganz Petersburg ſehen, wie die Kinder eines edlen Vaters, der ſein ganzes Leben treu und redlich gedient

hat, und man kann sagen, im Dienste gestorben ist, betteln gehen müssen.« – Katerina Iwanowna hing schon an dieser Erfindung eigener Phantasie mit blindem Glauben. – »Mag es nur dieser schändliche Kerl von einem General sehen. Ja, du bist dumm, Sonja, – was sollen wir denn essen, sage mir? Wir haben dich genug gepeinigt, ich will es nicht mehr! Ach, Rodion Romanowitsch, Sie sind es!« – rief sie aus, als sie Raskolnikoff erblickte, und stürzte zu ihm hin, – »erklären Sie bitte dieser dummen kleinen Person, daß wir nichts klügeres tun konnten! Sogar Leierkastenmänner verdienen, bei uns aber werden alle bemerken und erfahren, daß wir eine arme feine Familie und Waisen sind, die an den Bettelstab gebracht wurden, und dieser Kerl von einem General wird seine Stelle verlieren. Sie werden es sehen! Wir werden jeden Tag vor seinen Fenstern stehen, und wenn der Kaiser vorbeifahren wird, will ich mich auf die Knie werfen und auf die Kinder will ich zeigen und sagen: – ‚Schütze sie, Vater!' Er ist der Vater aller Waisen, er ist barmherzig, er wird sie schützen, Sie werden es sehen, und diesen Kerl von einem General ... Lene! Tenez vous droite! Du, Kolja, wirst sofort wieder tanzen. Was heulst du? Er heult wieder! Nun, warum fürchtest du dich, Dummköpfchen! Oh, Gott! Was soll ich mit ihnen tun, Rodion Romanowitsch! Wenn Sie wüßten, wie unvernünftig sie sind! Was soll man mit ihnen tun! ...«

Und sie zeigte, fast weinend, was sie jedoch nicht hinderte, ununterbrochen und unaufhörlich zu reden, – auf die schluchzenden Kinder. Raskolnikoff versuchte sie zu überreden, nach Hause zu gehen und sagte ihr sogar, in der Meinung auf ihre Eigenliebe zu wirken, daß es für sie unpassend sei, wie Leierkastenleute in den Straßen umherzuziehen, weil sie doch

beabſichtigte, die Vorſteherin einer Penſion für junge Mädchen aus beſſeren Ständen ...

»Einer Penſion für junge Mädchen, ha! ha! ha! Was weit herkommt, hat gut lügen – ſagt das Sprichwort!« – rief Katerina Iwanowna aus; nach dem Lachen überfiel ſie ein ſtarker Huſten, – »nein, Rodion Romanowitſch, der Traum iſt vorüber! Alle haben uns verlaſſen! ... Und dieſer Kerl von einem General ... Wiſſen Sie, Rodion Romanowitſch, ich habe ihm ein Tintenfaß an den Kopf geworfen, – es ſtand gerade eins da, im Vorzimmer, neben dem Buche, wo alle ihre Namen eintragen, auch ich habe mich eingetragen, ich warf ihm das Tintenfaß an den Kopf und lief davon. Oh, gemeine, niederträchtige Menſchen! Ich pfeife auf ſie alle, ich will ſelbſt die da füttern, will niemanden mehr anbetteln! Wir haben ſie genug gequält!« – und ſie wies auf Sſonja. – »Poletſchka, wieviel haben wir eingeſammelt, zeige mir mal! Wie? Bloß zwei Kopeken? Oh, ſchändliche Menſchen! Sie geben nichts, laufen uns bloß mit ausgeſtreckter Zunge nach! Nun, was lacht dieſer Holzklotz?« – ſie zeigte auf einen in der Menge. – »Das kommt alles daher, weil Kolja ſo einfältig iſt, man hat nur Schererei mit ihm! Was willſt du, Poletſchka? Sprich mit mir franzöſiſch, parlez moi français. Ich habe dich doch gelehrt, du kennſt doch einige Sätze! ... Wie kann man denn erkennen, daß ihr aus feiner Familie, wohlerzogene Kinder ſeid und keine Leierkaſtenleute. Wir machen doch kein Kaſperletheater auf den Straßen, wir wollen eine ſchöne feine Romanze ſingen ... Ach ja! Was ſollen wir denn ſingen? Ihr unterbrecht mich in einem fort, wir ſind ... ſehen Sie, Rodion Romanowitſch, wir ſind hier ſtehen geblieben, um auszuſuchen, was wir ſingen ſollen, – etwas, was auch Kolja

vortanzen kann ... denn alles machen wir, Sie können es sich vorstellen, ohne Vorbereitungen. Wir wollen uns besprechen, um alles ordentlich durchzunehmen, dann gehen wir auf den Newski Prospekt, wo es bedeutend mehr Menschen aus der höchsten Gesellschaft gibt, die uns sofort bemerken werden. Lene kennt das Lied ‚Die Troika' ... Aber das kann man doch nicht immerwährend singen, die ganze Welt singt es ja! Wir müssen etwas viel Besseres singen ... Nun, was meinst du, Poletschka, du könntest doch der Mutter helfen! Ich erinnere mich an nichts mehr, ich habe alles vergessen! Ach, wollen wir doch französisch ‚Cinq sous' singen! Ich habe es euch doch gelehrt! Und da es französisch ist, werden alle sofort sehen, daß ihr adlige Kinder seid, und das ist bedeutend rührender ... Wir könnten sogar ‚Malborough s'en va-t-en guerre!' singen, da es ein ausgesprochenes Kinderlied ist und in allen aristokratischen Häusern gesungen wird, wenn die Kinder zum Schlafen gebracht werden.«

Malborough s'en va-t-en guerre
Ne sait quand reviendra ...

begann sie zu singen ... »Nein, es ist besser »Cinq sous!« Nun, Kolja, stemme die Händchen in die Seiten, aber schneller, und du Lene, drehe dich in entgegengesetzter Richtung, ich werde mit Poletschka singen und in die Hände klatschen!

Cinq sous, cinq sous
Pour monter notre ménage ...

Kche–kche–kche!« (Und sie krümmte sich vor Husten.) »Bring dein Kleid in Ordnung, Poletschka, die Schultern sind entblößt«, bemerkte sie, zwischen dem Husten atemholend. – »Ihr müßt euch jetzt besonders anständig und in

feinem Tone benehmen, damit es alle ſehen, daß ihr adlige Kinder ſeid. Ich habe damals geſagt, daß man die Taille länger und in doppelter Breite zuſchneiden ſoll. Du kamſt aber mit deinen Ratſchlägen, Sſonja, – es kürzer und kürzer zu machen, nun jetzt ſiehſt du, iſt das Kind völlig verunſtaltet... Ihr weint wieder! Ja, warum weint ihr Dummen! Kolja, fang ſchneller an, ſchneller, – ach, wie dies Kind unerträglich iſt! ...

Cinq sous, cinq sous —

Wieder ein Schutzmann! Nun, was willſt du?«

Es drängte ſich ein Schutzmann durch die Menge. Gleichzeitig näherte ſich ihr ein Herr im Dienſtrocke und Mantel, ein höherer Beamter, mit einem Orden am Halsbande – dieſer Umſtand war Katerina Iwanowna ſehr erwünſcht und hatte ſelbſt Einfluß auf den Schutzmann, – und überreichte ihr ſchweigend einen grünen Dreirubelſchein. Sein Geſicht drückte aufrichtiges Mitleid aus. Katerina Iwanowna nahm das Geld und verbeugte ſich höflich, faſt förmlich.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« begann ſie von oben herab, »die Gründe, die uns gezwungen haben ... nimm das Geld, Poletſchka. Du ſiehſt, es gibt noch edle und großmütige Menſchen, die ſofort bereit ſind, einer armen adligen Dame im Unglücke zu helfen. Sie ſehen adlige Waiſen vor ſich, mein Herr, man kann ſogar ſagen, mit ariſtokratiſchſten Verbindungen ... Und dieſer Kerl von einem General ſaß am Tiſche und aß Haſelhühner ... ſtampfte mit den Füßen, weil ich ihn geſtört habe ... ‚Eure Exzellenz,‘ ſagte ich, ‚ſchützen Sie die Waiſen, da Sie den verſtorbenen Sſemen Sacharytſch gut kannten,‘ ſagte ich, ‚und weil der gemeinſte aller Schufte ſeine leibliche Tochter an ſeinem

Todestage verleumdet hat ...' Wieder kommt dieser Schutzmann! Schützen Sie mich!« rief sie dem Beamten zu, — »was will dieser Schutzmann von mir? Wir sind schon vor einem weggelaufen ... Nun, was geht es dich an, Dummkopf!«

»Es ist in den Straßen verboten. Machen Sie keinen Skandal!«

»Du bist selbst ein Skandalmacher! Ich gehe herum, wie jeder Leierkastenmann, was geht es dich an?«

»Zu einem Leierkasten muß man eine Erlaubnis haben. Sie sammeln aber in dieser Weise das Volk an. Wo wohnen Sie?«

»Wie, Erlaubnis«, schrie Katerina Iwanowna. — »Ich habe heute meinen Mann beerdigt, was ist da für eine Erlaubnis nötig!«

»Bitte, beruhigen Sie sich, Madame,« begann der vornehme Beamte, »kommen Sie, ich will Sie begleiten ... Hier unter den Leuten ist es unpassend ... Sie sind krank..«

»Mein Herr, mein Herr, Sie wissen gar nicht!« schrie Katerina Iwanowna, »wir wollen auf den Newski Prospekt gehen ... Ssonja, Ssonja! Wo ist sie denn? Sie weint auch! Was ist denn mit euch allen! ... Kolja, Lene, wohin geht ihr denn?« rief sie plötzlich im Schreck, »oh, die dummen Kinder! Kolja, Lene, ja, wohin laufen sie denn? ...«

Als Kolja und Lene, bis aufs äußerste von der Menschenmenge und von der wahnsinnigen Mutter erschreckt, den Schutzmann erblickten, der sie nehmen und irgendwohin führen wollte, faßten sie einander wie auf Verabredung an den Händchen und liefen davon. Mit Geschrei und Weinen stürzte die arme Katerina Iwanowna ihnen nach, um sie einzuholen. Es war widerwärtig und traurig zu sehen, wie

ſie weinend und keuchend lief. Sſonja und Poletſchka eilten ihr nach.

»Bring ſie zurück, bring ſie zurück, Sſonja! Oh, die dummen, undankbaren Kinder! ... Polja! Fange ſie ein ... Ich habe es doch für euch ...«

Sie ſtolperte im vollen Laufe und fiel hin.

»Sie hat ſich blutig geſchlagen! Oh, Gott!« rief Sſonja aus, ſich über ſie beugend.

Alle liefen hin und drängten ſich um ſie. Raskolnikoff und Lebesjätnikoff waren als die erſten zur Stelle, der Beamte eilte auch hinzu und ihm folgte der Schutzmann, der etwas wie »Ach ja!« brummte und den Kopf ſchüttelte, in der Vorahnung, daß die Sache ihm viel zu ſchaffen machen würde.

»Geht weiter, geht!« er jagte die Menſchen, die umherſtanden, auseinander.

»Sie ſtirbt!« rief jemand.

»Sie hat den Verſtand verloren!« ſagte ein anderer.

»Gott ſchütze ſie!« bemerkte eine Frau und ſchlug ein Kreuz. – »Hat man den Jungen und das Mädel gekriegt? Ja, da bringt man ſie, die älteſte hat ſie eingeholt ... Was ihnen nur einfiel!«

Als man aber Katerina Iwanowna näher betrachtet hatte, ſah man, daß ſie ſich gar nicht an den Steinen blutig geſchlagen hatte, wie Sſonja angenommen, ſondern daß das Blut, das den Fahrdamm beſudelte, aus Bruſt und Mund kam.

»Das kenne ich, ich aus Erfahrung,« ſagte der Beamte leiſe zu Raskolnikoff und Lebesjätnikoff, »das iſt Schwindſucht; das Blut ſtürzt hervor und man erſtickt. Einer Verwandten von mir iſt es jüngſt ähnlich gegangen, ich habe es

ſelbſt geſehen, ein halbes Glas kam ... und ſo plötzlich ... Was ſoll man tun, ſie wird gleich ſterben.«

»Bringt ſie zu mir, hier in der Nähe!« flehte Sſonja, »ich wohne hier ... in dem Hauſe, das zweite von hier ... Schnell, ſchnell! ...« wandte ſie ſich aufgeregt an alle. »Holt einen Arzt ... Oh Gott!«

Dank der Bemühungen des Beamten ging die Sache glatt vor ſich, ſogar der Schutzmann half Katerina Iwanowna hinübertragen. Man brachte ſie faſt tot in Sſonjas Zimmer und legte ſie auf das Bett. Das Blut hörte noch nicht auf zu fließen, aber Katerina Iwanowna kam langſam zu ſich. In das Zimmer traten gleichzeitig außer Sſonja, Raskolnikoff und Lebesjátnikoff, der Beamte und der Schutzmann, nachdem er vorher die Menge auseinandergejagt hatte, von der einige bis zur Türe gefolgt waren. Poletſchka kam auch mit Kolja und Lene, die zitterten und weinten; ſie hielt ſie an den Händen. Auch von Kapernaumoff kamen Leute, er ſelbſt, lahm und krumm, von ſeltſamem Ausſehen mit borſtigen Haaren und Backenbart; ſeine Frau, die immer ein erſchrockenes Ausſehen hatte und einige ihrer Kinder mit offenem Munde und immer erſtauntem, hölzernem Geſichtsausdruck. Unter dieſem Publikum befand ſich auch Sſwidrigailoff. Raskolnikoff blickte ihn verwundert an, ohne zu begreifen, wie er hierher gekommen ſei, da er ſich ſeiner unter der Menge nicht entſann. Man ſprach davon, einen Arzt und einen Prieſter holen zu laſſen. Obwohl der Beamte Raskolnikoff auch zugeflüſtert hatte, daß ein Arzt, wie es ihm ſchien, jetzt wohl überflüſſig ſei, ſandte man doch nach ihm. Kapernaumoff lief ſelbſt fort.

Unterdeſſen war Katerina Iwanowna zu ſich gekommen und das Blut hörte für eine Weile auf zu fließen. Sie ſah

unverwandt mit einem ſchmerzlichen und durchdringenden Blick auf die bleiche und bebende Sſonja, die ihr mit einem Taſchentuche die Schweißtropfen auf der Stirn abtrocknete; ſchließlich bat ſie, man möge ſie aufrichten. Man ſetzte ſie auf und ſtützte ſie von beiden Seiten.

»Wo ſind die Kinder?« fragte ſie mit ſchwacher Stimme. – »Haſt du ſie gebracht, Polja? Oh, ihr dummen ... Warum lieft ihr fort ... Ach!«

Blut bedeckte noch ihre trockenen Lippen. Sie blickte ſich um.

»Alſo, hier lebſt du, Sſonja! Ich war nie bei dir geweſen ... jetzt erſt bin ich dazu gekommen ...«

Sie blickte ſie unendlich traurig an.

»Wir haben dich ausgeſaugt, Sſonja ... Polja, Lene, Kolja, kommt her ... Da ſind ſie alle, Sſonja, nimm ſie... aus meiner Hand ... ich bin fertig! ... Das Feſt iſt aus! H–a ... Legt mich nieder und laßt mich wenigſtens ruhig ſterben ...«

Man legte ſie wieder auf die Kiſſen zurück.

»Was? Einen Prieſter? ... Iſt nicht nötig. Habt ihr einen überflüſſigen Rubel? ... Ich habe keine Sünden! ... Gott muß mir auch ohnedem vergeben ... Er weiß, wie ich gelitten habe! ... Und wenn er nicht vergibt, ſo iſt es auch gut! ...«

Ein unruhiges Phantaſieren bemächtigte ſich ihrer mehr und mehr. Zuweilen fuhr ſie auf, blickte um ſich, erkannte alle auf einen Augenblick, und das Bewußtſein ſchwand wieder. Sie atmete ſchwer und röchelnd.

»Ich ſagte ihm: ‚Ew. Exzellenz!‘ ...!« rief ſie und holte nach jedem Worte Atem, »dieſe Amalie Ludwigowna ... ach! Lene, Kolja! Die Händchen in die Hüften, ſchneller,

ſchneller, glissez, glissez, pas de basque! Stampf mit den Füßchen ... Sei ein graziöſes Kind.

Du haſt Diamanten und Perlen...

Wie geht es weiter? Das ſollten wir ſingen ...

Du haſt die ſchönſten Augen
Mädchen, was willſt du noch mehr?...

Das iſt nicht ganz richtig! Was willſt du noch mehr – was ſich dieſer Holzklotz dabei gedacht hat? ... – Ach ja, oder ein anderes Lied

In mittäglicher Glut...

Ach, wie ich es liebte ... Ich habe dieſes Lied ſehr geliebt, Poletſchka! ...

In mittäglicher Glut im Tale Dagheſtans...

Weißt du, dein Vater ſang es ... als Bräutigam noch ... Oh, die Tage! ... Das ſollten wir ſingen! Nun, wie heißt es denn ... ich habe es vergeſſen ... helft mir doch dabei ... wie heißt es denn?« – Sie war in furchtbarer Erregung und verſuchte aufzuſtehen. Mit ſchrecklicher, heiſerer und überſchnappender Stimme, bei jedem Worte außer Atem, ſchreiend und mit einer ſich ſteigernden Angſt begann ſie zu ſingen:

In mittäglicher Glut... im Tale...
Dagheſtans...
Mit Blei in der Bruſt...

Ew. Exzellenz!« ſchrie ſie plötzlich herzzerreißend und in Tränen ausbrechend, »ſchützen Sie die Waiſen! Eingedenk der Gaſtfreundſchaft des verſtorbenen Ssemen Sacharytſch! ... Man kann ſogar ſagen, aus einem ariſtokratiſchen ...

Ha–a!« fuhr sie auf, zur Besinnung kommend und betrachtete alle mit Entsetzen, erkannte aber sofort Ssonja. – »Ssonja, Ssonja!« sagte sie sanft und freundlich, als wäre sie erstaunt, sie vor sich zu sehen, »Ssonja, liebe Ssonja, du bist auch hier?«

Man richtete sie wieder auf.

»Genug! ... Es ist Zeit! ... Lebwohl, Armselige! ... Die Stute ist abgehetzt! ... Zu Tode gehetzt!« rief sie verzweifelt und haßerfüllt aus und fiel mit dem Kopfe auf das Kissen zurück.

Sie verlor von neuem das Bewußtsein, und ohne es wieder erlangt zu haben, fiel ihr blaßgelbes abgemagertes Gesicht nach hinten, der Mund öffnete sich, die Füße streckten sich krampfhaft aus. Sie stöhnte tief auf und starb.

Ssonja warf sich auf die Leiche, faßte sie mit den Händen, lehnte den Kopf an die magere Brust der Verstorbenen und verharrte so lange. Poletschka fiel zu den Füßen der Mutter nieder und küßte sie laut schluchzend. Kolja und Lene, die noch nicht verstanden hatten, was geschehen war, aber etwas schreckliches ahnten, faßten einander mit beiden Händen an den Schultern, starrten einander in die Augen und begannen zu schreien. Beide waren noch aufgeputzt, – er im Turban, sie in dem Käppchen mit der Straußenfeder.

Und wie kam das Ehrendiplom auf das Bett neben Katerina Iwanowna hin? Es lag neben dem Kissen, Raskolnikoff hatte es gesehen.

Er ging zum Fenster. Lebesjätnikoff kam eilig zu ihm.

»Sie ist gestorben!« sagte Lebesjätnikoff.

»Rodion Romanowitsch, ich muß Ihnen ein paar wichtige Worte sagen«, trat Sswidrigailoff heran.

Lebesjätnikoff trat ihm sofort seinen Platz ab und ver-

ſchwand zartfühlend. Sſwidrigailoff führte den erſtaunten Raskolnikoff in eine abgelegene Ecke hin.

»Dieſe ganze Schererei, das heißt die Beerdigung und alles übrige nehme ich auf mich. Wiſſen Sie, es kommt doch bloß auf das Geld an, und ich habe Ihnen doch geſagt, daß ich überflüſſiges habe. Dieſe zwei Sprößlinge und dieſe Poletſchka will ich in einer beſſeren Anſtalt für Waiſenkinder unterbringen und will für jeden bis zur Volljährigkeit fünfzehnhundert Rubel in eine Bank einzahlen, ſo daß Sſofja Sſemenowna vollkommen unbeſorgt ſein kann. Auch ſie will ich aus dem Pfuhle herausziehen, denn ſie iſt ein gutes Mädchen, nicht wahr? Und ſo teilen Sie Awdotja Romanowna mit, daß ich ihre zehntauſend in dieſer Weiſe verbraucht habe.«

»Welche Abſichten verfolgen Sie bei dieſen übergroßen Guttaten?« fragte Raskolnikoff.

»Ach! Sie mißtrauiſcher Menſch!« lachte Sſwidrigailoff. – »Ich habe doch geſagt, daß dieſes Geld bei mir überflüſſig liegt. Einfach aus Menſchlichkeit, das laſſen Sie bei mir nicht gelten? Sie war doch keine ‚Laus' geweſen – (er zeigte mit dem Finger auf die Ecke, wo die Verſtorbene lag) – wie irgendeine alte Wucherin. Geſtehen Sie doch ſelbſt, – »ſoll Luſchin tatſächlich weiterleben und Scheußlichkeiten verüben, oder ſie ſterben?« Und wenn ich nicht helfe, ſo muß doch Poletſchka den nämlichen Weg gehen ...«

Er ſagte es ſpöttiſch mit zugekniffenen Augen und ohne den Blick von Raskolnikoff abzuwenden. Raskolnikoff erbleichte, es durchzog ihn ein Schauer, als er ſeine eigenen Worte wieder hörte, die er zu Sſonja geſprochen hatte. Er fuhr zurück und blickte Sſwidrigailoff faſſungslos an.

»Wo–woher ... wiſſen Sie?« flüſterte er, kaum atmend.

»Ich wohne ja hier, hinter der Wand bei Madame Röß-lich. Hier wohnt Kapernaumoff und dort Madame Röß-lich, eine alte und sehr ergebene Bekannte von mir. Ich bin ihr Nachbar.«

»Sie?«

»Ja, ich,« fuhr Swidrigailoff fort, sich vor Lachen schüt-telnd, »und ich kann Sie auf Ehre versichern, lieber Ro-dion Romanowitsch, daß Sie mich kolossal interessiert haben. Ich habe doch gesagt, daß wir einander näher kommen wer-den, ich habe es Ihnen vorausgesagt, – nun sind wir auch einander näher gekommen. Und Sie werden sehen, wie ver-träglich ich bin. Sie werden sehen, daß es sich mit mir noch leben läßt ...«

Sechster Teil

I.

Für Raskolnikoff war eine merkwürdige Zeit angebrochen. – Es war, als wäre plötzlich ein schwerer Nebel auf ihn herabgesunken und hätte für ihn eine undurchdringliche und tiefe Einsamkeit beschlossen. Als er später, lange nachher, sich dieser Zeit entsann, dachte er es sich so, daß sein Bewußtsein zeitweise sich verdunkelte und daß dies mit wenigen Unterbrechungen bis zur endgültigen Katastrophe gedauert hatte. Er war vollkommen überzeugt, daß er sich damals öfters geirrt haben müsse, zum Beispiel in der Zeit und der Dauer verschiedener Ereignisse. Wenigstens, als er sich späterhin auf dies oder jenes besinnen wollte und sich das Erinnerte zu erklären versuchte, erfuhr er vieles über sich selbst, indem er sich nach den Mitteilungen richtete, die er von anderen erhalten. So verwechselte er ein Ereignis z. B. mit einem anderen; ein anderes hielt er für die Folge eines Vorfalls, der nur in seiner Einbildung existierte. Zuweilen erfaßte ihn eine qualvolle Unruhe, die sich zu einem panischen Schrecken steigern konnte. Er entsann sich auch, daß es Minuten, Stunden, vielleicht sogar ganze Tage gab, die er im Gegensatz zu der Angst, in völliger Apathie verbrachte, – eine Apathie, die dem schmerzhaft gleichgültigen Zustand Sterbender ähnlich war. Überhaupt trieb es ihn in diesen letzten Tagen, einem klaren und vollen Verständnis seiner Lage aus dem Wege zu gehen; alltägliche Dinge, die

eine unverzügliche Erledigung verlangten, lasteten auf ihm; wie froh wäre er dagegen gewesen, von manchen Sorgen sich befreien und loslösen zu können, die im Falle ihrer Vernachlässigung ihm den völligen, unvermeidlichen Untergang bringen mußten.

Am meisten beunruhigte ihn Ssswidrigailoff, – ja, man konnte sagen, daß Ssswidrigailoff seine einzige Sorge war. Seit der Zeit, als er von Ssswidrigailoff in Ssonjas Zimmer, in Katerina Iwanownas Todesstunde die drohenden und unzweideutigen Worte gehört hatte, schien der gewöhnliche Fluß seiner Gedanken gestört zu sein. Und obgleich ihn diese neue Tatsache äußerst beunruhigte, beeilte sich Raskolnikoff nicht, die Sache aufzuklären. Zuweilen, wenn er sich irgendwo in einem abgelegenen und menschenleeren Stadtteile, in einem kläglichen Restaurant an einem Tische allein in Gedanken versunken vorfand und sich kaum entsann, wie er hierher gekommen war, fiel ihm mit einem Male Ssswidrigailoff ein, – er sah nur zu deutlich ein, daß er sich möglichst schnell mit diesem Menschen verständigen und zu einem Ende mit ihm kommen müsse. Einmal, als er vor die Stadt geraten war, bildete er sich sogar ein, daß er hier Ssswidrigailoff erwarte, daß sie hier eine Zusammenkunft verabredet hätten. Ein anderes Mal erwachte er vor Tagesanbruch irgendwo auf der Erde im Gebüsch und begriff nicht, wie er hierhergekommen war. In den zwei, drei auf Katerina Iwanownas Tode folgenden Tagen hatte er ein paarmal Ssswidrigailoff getroffen, fast immer in der Wohnung Ssonjas, wohin er ziellos, stets aber nur einen kurzen Augenblick gegangen war. Sie wechselten stets einige kurze Worte und berührten kein einziges Mal den Hauptpunkt, als wäre es zwischen ihnen so verabredet worden, vorläufig darüber

zu ſchweigen. Die Leiche von Katerina Iwanowna lag noch im offenen Sarge. Sſwidrigailoff gab die Anordnungen für die Beerdigung und ſorgte für alles. Sſonja war auch ſehr in Anſpruch genommen. Bei der letzten Begegnung hatte Sſwidrigailoff ihm mitgeteilt, daß er die Frage bezüglich der Kinder Katerina Iwanownas gelöſt habe und ſehr glücklich ſei, daß dank einiger Verbindungen alle drei Waiſen ſofort in ſehr anſtändige Anſtalten untergebracht werden könnten und daß das für ſie deponierte Geld viel dazu beigetragen habe, weil wohlhabende Waiſen leichter als arme unterzubringen ſeien. Er redete auch über Sſonja, verſprach Raskolnikoff in den nächſten Tagen ſelbſt aufzuſuchen, um ſich mit ihm zu beraten, da in dieſer Angelegenheit Notwendiges zu beſprechen ſei.

Das Geſpräch fand im Korridor, an der Treppe ſtatt. Sſwidrigailoff ſah unverwandt Raskolnikoff in die Augen und fragte ihn nach einigem Schweigen mit geſenkter Stimme.

»Was iſt mit Ihnen, Rodion Romanowitſch, Sie ſind ſo vollkommen verändert? Wirklich! Sie hören zu und ſchauen einen dabei an, ſcheinen aber nichts zu verſtehen. Geben Sie acht auf ſich. Wir wollen einmal miteinander ſprechen; ſchade nur, daß ich jetzt ſo viel für andere und für mich ſelbſt zu tun habe ... Ach, Rodion Romanowitſch,« fügte er unmittelbar hinzu, »alle Menſchen brauchen Luft, Luft, Luft ... Vor allen Dingen!«

Er trat zur Seite, um den eben heraufkommenden Prieſter und den Küſter vorbeizulaſſen. Sie kamen, die Totenmeſſe zu halten. Sſwidrigailoff hatte angeordnet, daß pünktlich zweimal am Tage Totenmeſſen abgehalten würden. Sſwidrigailoff ging ſeinen Angelegenheiten nach und Raskolni-

koff blieb eine Weile ſtehen, dachte nach und folgte dann dem Prieſter in Sſonjas Wohnung.

Er blieb an der Türe ſtehen. Der Gottesdienſt begann leiſe, andächtig, traurig. In dem Bewußtſein, ſterben zu müſſen und in der Empfindung der Gegenwart des Todes lag für ihn ſtets, von früher Kindheit an, etwas Schweres, Drückendes und Myſtiſches, und er hatte ſeit langem keiner Totenmeſſe mehr beigewohnt. Außerdem peinigte ihn noch ein anderes Gefühl. Er ſah auf die Kinder, – ſie lagen alle vor dem Sarge auf den Knien und Poletſchka weinte. Hinter ihnen ſtand Sſonja, ſtill und ſchüchtern weinend und betete.

»Sie hat mich in dieſen Tagen kein einziges Mal angeblickt und mir noch kein Wort geſagt,« dachte Raskolnikoff. Die Sonne beleuchtete hell das Zimmer; der Weihrauch ſtieg in feinen Wolken empor; der Prieſter las »Gott ſchenke dir Ruhe ...« Raskolnikoff blieb während des ganzen Gottesdienſtes. Als der Prieſter den Segen erteilte und ſich verabſchiedete, blickte er ſich eigentümlich um. Nach Beendigung der Meſſe trat Raskolnikoff an Sſonja heran. Sie nahm plötzlich ſeine beiden Hände und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. Dieſe kurze Bewegung überraſchte ihn. Wie? war es möglich? – Nicht der geringſte Widerwille, nicht der geringſte Ekel ihm gegenüber, nicht das leiſeſte Beben ihrer Hand. War das nicht eine grenzenloſe Demütigung ſeines eigenen Ichs. In dieſer Weiſe faßte er es auf. Sſonja ſagte nichts und Raskolnikoff drückte ihr nur die Hand und ging fort. Ihm war ſchwer zumute. Hätte er in dieſem Augenblicke irgendwohin gehen können, um völlig allein zu bleiben, und ſelbſt fürs ganze Leben, er würde ſich glücklich geprieſen haben. Trotzdem er in der letzten Zeit faſt

immer allein war, war er nicht imſtande, ein Fürſichſein zu empfinden. Er ging öfters außerhalb der Stadt auf Landwegen herum, einmal ſogar war er in einen Wald geraten, aber je einſamer der Ort war, deſto ſtärker empfand er die beunruhigende Nähe von irgend etwas, das wohl nichts furchterweckendes, wohl aber etwas beläſtigendes war, ſo daß er jedesmal ſchneller in die Stadt zurückkehrte, ſich unter die Menſchen miſchte, in Reſtaurants oder Schenken ging, den Trödelmarkt oder den Heumarkt aufſuchte. Hier ward es ihm leichter und hier fühlte er ſich allein. Eines Tages war er in einer Schenke, wo man kurz vor Abend zu ſingen begann; er blieb eine ganze Stunde ſitzen, hörte zu und erinnerte ſich, daß ihm dies wohlgetan hatte. Zum Schluß aber wurde er wieder unruhig, als ob ſein Gewiſſen wach würde. »Ich ſitze hier und höre zu, wie geſungen wird, habe ich denn nichts anderes zu tun!« dachte er mit einemmale. Es wurde ihm bald klar, daß nicht dieſer Umſtand ihn allein beunruhige; es gab etwas anderes, das eine unverzügliche Löſung verlangte, was er aber ſich weder klar vorſtellen, noch durch Worte wiedergeben konnte. Alles verwickelte ſich zu einem Knäuel. »Nein, es iſt doch beſſer, einen Kampf zu führen! Mag Porphyri Petrowitſch wieder auftreten ... oder Sſwidrigailoff ... Mag nun wieder eine Herausforderung, ein Angriff erfolgen ... Ja! Ja!« – Er verließ die Schenke und lief faſt nach Hauſe. Der Gedanke an Dunja und die Mutter jagte ihm plötzlich eine paniſche Angſt ein.

Es war in der Nacht, aber der Morgen graute ſchon, als er auf der Kreſtowski-Inſel im Gebüſch fröſtelnd vor Fieber erwachte; er ging nach Hauſe. Nach einigen Stunden Schlaf war das Fieber vorüber, er erwachte ſehr ſpät, – es war zwei Uhr nachmittags.

Es kam ihm wieder in Erinnerung, daß Katerina Iwanowna heute beerdigt werden ſollte, und er war froh, daß er nicht zugegen ſein mußte. Naſtasja brachte ihm etwas zu eſſen; er aß und trank mit großem Appetit, faſt mit einem Heißhunger. Sein Kopf wurde friſcher, er ſelbſt ruhiger, als in dieſen letzten drei Tagen. Er wunderte ſich ſogar flüchtig über die früheren Anfälle ſeiner paniſchen Angſt. Da öffnete ſich die Türe und Raſumichin trat herein.

»Ah! Du ißt, ſo biſt du auch nicht krank!« ſagte Raſumichin, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich an den Tiſch, Raskolnikoff gegenüber. Er war aufgeregt und verſuchte nicht, es zu verbergen und ſprach mit ſichtbarem Ärger, aber ohne ſich zu überhaſten und ohne die Stimme beſonders zu erheben. Man konnte denken, daß ihn eine ganz beſtimmte Abſicht herführe. »Höre,« begann er entſchloſſen, »ich kehre mich den Teufel um euch alle und zwar, weil ich jetzt ſehe, deutlich ſehe, daß ich nichts davon verſtehen kann; bitte, glaube nicht, daß ich gekommen bin, dich auszufragen. Ich pfeife darauf! Ich will es gar nicht wiſſen! Und wenn du mir jetzt ſelbſt alles anvertrauen, alle eure Geheimniſſe entdecken wollteſt, ich würde ſie vielleicht nicht mal anhören, ich pfeife auf alles und gehe fort. Ich bin nur gekommen, um perſönlich und endgültig zu erfahren, ob es wahr iſt, daß du verrückt biſt? Siehſt du, es beſteht die Meinung über dich, – irgendwo, das iſt ja einerlei – daß du möglicherweiſe verrückt biſt, jedenfalls aber ſtarke Anlagen dazu habeſt. Ich muß dir geſtehen, ich ſelbſt war ſtark geneigt, dieſe Meinung zu teilen, erſtens wegen deiner dummen und zum Teil ſchmählichen Handlungen, die durch nichts erklärt werden können, und zweitens wegen deines kürzlichen Benehmens deiner Mutter und Schweſter gegenüber. Nur ein Scheuſal

und ein Schuft, oder ein Wahnſinniger konnte ſie in dieſer Weiſe behandeln, wie du ſie behandelt haſt; folglich biſt du wahnſinnig ...«

»Haſt du ſie lange nicht geſehen?«

»Ich war ſoeben bei ihnen. Und du haſt ſie ſeit dieſer Zeit nicht mehr geſehen? Sage mir bitte, wo treibſt du dich herum, ich bin ſchon dreimal bei dir geweſen. Deine Mutter iſt ſeit geſtern ernſtlich erkrankt. Sie wollte zu dir gehen; Awdotja Romanowna hielt ſie davon ab; doch ſie wollte auf nichts hören. »Wenn er krank iſt,« ſagte ſie, »wenn ſein Geiſt geſtört iſt, wer ſoll ihm denn helfen, wenn nicht die eigene Mutter?« So kamen wir alle hierher, denn wir konnten ſie doch nicht allein gehen laſſen. Bis zu deiner Tür haben wir ſie gebeten, ſich zu beruhigen. Wir traten in dein Zimmer, da warſt du nicht da; hier, auf dieſem Platz, hat ſie geſeſſen. Sie ſaß über zehn Minuten da, wir ſtanden ſchweigend in ihrer Nähe. Sie ſtand dann auf und ſagte, — »wenn er ausgeht, iſt er geſund und hat die Mutter vergeſſen; es iſt unpaſſend und eine Schande für eine Mutter, weiter noch an der Schwelle zu ſtehen und um Liebkoſung, wie um ein Almoſen zu betteln«. Sie kehrte nach Hauſe zurück, mußte ſich zu Bett legen und liegt jetzt im Fieber. »Ich ſehe,« ſagte ſie, »für die Seine hat er Zeit.« Sie meinte mit der Seinen Sſofja Sſemenowna, deine Braut oder deine Geliebte, ich weiß es nicht. Ich ging ſofort zu Sſofja Sſemenowna, denn ich wollte alles erfahren, Bruder; ich komme hin und ſehe, — ein Sarg ſteht dort, die Kinder weinen, Sſofja Sſemenowna probiert ihnen Trauerkleider an, du biſt aber nicht da. Ich ſah das alles an, entſchuldigte mich und ging fort und habe Awdotja Romanowna alles erzählt. Alles iſt Unſinn und es gibt gar keine

»Seine«, also ist es ganz Wahnsinn. Doch jetzt sitzest du hier und frißt gekochtes Fleisch, als hättest du drei Tage nichts gegessen. Es ist wahr, Wahnsinnige essen auch und du hast kein Wort mit mir gesprochen, du bist aber ... nicht verrückt. Das kann ich beschwören. Unter keinen Umständen verrückt. Also, hol euch alle der Teufel, es steckt etwas dahinter, es gibt irgendein Geheimnis, und ich habe keine Lust, über eure Geheimnisse mir den Kopf zu zerbrechen. Ich bin bloß gekommen, zu schimpfen,« schloß er und stand auf, »mir Luft zu machen und nun weiß ich, was ich zu tun habe!«

»Was willst du jetzt tun?«

»Was geht es dich an, was ich jetzt tun will?«

»Gib acht, du fängst zu trinken an!«

»Woher ... woher weißt du das?«

»Das ist leicht zu erraten!«

Rasumichin schwieg eine Weile.

»Du warst immer ein sehr vernünftiger Mensch und nie, niemals warst du verrückt«, bemerkte er plötzlich voll Eifer. »Das stimmt, – ich werde anfangen zu trinken! Lebwohl!«

Und er schickte sich an zu gehen.

»Vorgestern, glaube ich, habe ich von dir mit der Schwester gesprochen, Rasumichin.«

»Von mir! Ja ... wo konntest du sie denn vorgestern gesehen haben?« Rasumichin blieb stehen und wurde ein wenig blaß.

Man konnte bemerken, wie sein Herzschlag langsamer und schwerer ging.

»Sie war hierhergekommen, allein, saß hier und sprach mit mir.«

»Sie!«

»Ja, sie!«

»Was haſt du denn geſprochen ... ich will ſagen, – von mir?«

»Ich ſagte ihr, daß du ein ſehr guter, ehrlicher und arbeitſamer Menſch ſeiſt. Daß du ſie liebſt, habe ich ihr nicht geſagt, denn das weiß ſie ſelbſt.«

»Sie weiß es ſelbſt?«

»Nun, und ob! Wohin ich auch reiſen mag, was mit mir auch geſchehen mag, – du würdeſt bei ihnen, als ihre Vorſehung, bleiben. Ich übergab ſie beide deiner Obhut, Raſumichin. Ich ſage es, weil ich ſehr gut weiß, wie du ſie liebſt und weil ich von der Reinheit deines Herzens überzeugt bin. Ich weiß auch, daß auch ſie dich lieben kann und vielleicht ſogar ſchon liebt. Jetzt beſchließe ſelbſt, wie es dir am beſten erſcheint, – ob du trinken willſt oder nicht?«

»Rodja ... Siehſt du ... Nun ... Ach, Teufel! Wohin willſt du aber gehen? Siehſt du, wenn es ein Geheimnis iſt, laß es! Aber ich ... ich werde das Geheimnis erfahren ... Und bin überzeugt, daß es ſicher irgendein Unſinn und eine lächerliche Kleinigkeit iſt, und daß du allein dir alles andere eingebrockt haſt. Im übrigen aber biſt du ein ausgezeichneter Menſch! Ein ausgezeichneter Menſch! ...«

»Und ich wollte gerade hinzufügen, da haſt du mich aber unterbrochen, daß du vorhin ſehr gut und richtig geäußert haſt, dieſe Geheimniſſe nicht erfahren zu wollen. Laß es vorläufig ſein, rege dich nicht auf. Du wirſt alles rechtzeitig zu wiſſen bekommen und dann, wenn es nötig ſein wird. Geſtern hat ein Mann zu mir geſagt, daß die Menſchen Luft brauchen, Luft, Luft! Ich will gleich zu ihm hingehen und erfahren, was er darunter verſteht.«

Raſumichin ſtand in Gedanken verſunken, aufgeregt ſchien er über etwas nachzudenken.

»Er iſt ein politiſcher Verſchwörer! Sicher! Und er ſteht vor einem entſcheidenden Schritt, – das iſt auch ſicher! Anders kann es nicht ſein und ... Dunja weiß es ...« dachte er.

»Alſo zu dir kommt Awdotja Romanowna,« ſagte er und betonte jedes Wort, »und du ſelbſt willſt einen Menſchen treffen, der da ſagt, daß mehr Luft nötig ſei, mehr Luft und ... und, alſo hängt auch dieſer Brief ... irgendwie damit zuſammen.«

»Was für ein Brief?«

»Sie hat einen Brief erhalten, heute; der hat ſie ſehr aufgeregt. Sehr. Faſt zu ſehr ... Als ich von dir zu ſprechen anfing, – bat ſie mich zu ſchweigen. Dann ... dann ſagte ſie, daß wir uns vielleicht ſehr bald trennen müßten, und begann mir für etwas heiß zu danken; ging darauf in ihr Zimmer und ſchloß ſich ein.«

»Sie hat einen Brief erhalten?« wiederholte Raskolnikoff nachdenklich.

»Ja, einen Brief, und du weißt nichts davon? Hm!« Beide ſchwiegen eine Weile.

»Lebwohl, Rodion. Ich, Bruder ... es gab eine Zeit ... übrigens aber, lebwohl; ſiehſt du, es gab eine Zeit ... Nun, lebwohl! Ich muß auch gehen. Ich werde nicht trinken. Jetzt iſt es nicht mehr nötig ... wird nicht gemacht!«

Er hatte Eile, aber als er ſchon draußen war und die Türe faſt geſchloſſen hatte, öffnete er ſie plötzlich wieder und ſagte, indem er zur Seite blickte:

»Apropos! Erinnerſt du dich dieſes Mordes, der Sache, die Porphyri Petrowitſch führt, – der Ermordung der Alten? Nun, du ſollſt wiſſen, daß der Mörder gefunden iſt, er hat alles eingeſtanden und alle Beweiſe geliefert. Stell dir

vor, es ist einer von denselben Arbeitern, den Anstreichern, die ich – erinnerst du dich – noch bei dir im Zimmer verteidigte. Kannst du es glauben, er hat diese ganze Szene mit der Schlägerei und dem Lachanfall auf der Treppe mit seinem Kameraden, als der Hausknecht und die zwei Zeugen hinaufgingen, – absichtlich vorgeführt und zwar um jeden Verdacht von sich abzulenken. Welch eine Schlauheit, welch eine Geistesgegenwart in so einem jungen Hunde steckt! Es ist schwer zu glauben; er hat aber selbst die Sache aufgeklärt, alles selbst eingestanden! Und wie ich hereingefallen bin! Nun, meiner Ansicht nach ist er bloß ein Genie der Verstellung und Geschicklichkeit, ein Genie gegenüber juristischer Verhörskunst, – folglich ist hier nichts staunenswertes! Kann es denn nicht auch solche Genies geben? Und weil er es nicht bis zu Ende durchgeführt, sondern eingestanden hat, aus dem Grunde glaube ich ihm noch mehr. Es ist überzeugender! ... Aber wie ich damals hereingefallen bin! Ich kletterte ja um ihretwillen an die Wände hinauf!«

»Sage mir bitte, woher hast du es erfahren, und warum interessiert es dich so sehr?« fragte ihn Raskolnikoff sichtbar erregt.

»Nun, was frägst du bloß! Warum sollte es mich nicht interessieren! Das ist auch eine Frage! ... Ich habe es unter anderem von Porphyri Petrowitsch erfahren. Übrigens, ich habe fast alles durch ihn erfahren.«

»Von Porphyri Petrowitsch?«

»Ja, von Porphyri Petrowitsch.«

»Was ... was meint er?« fragte Raskolnikoff angstvoll.

»Er hat es mir ausgezeichnet erklärt. Psychologisch erklärt, auf seine Weise.«

»Er hat es dir erklärt? Er hat es dir ſelbſt erklärt?«

»Ja, ſelbſt, ſelbſt; lebwohl! Ich will dir ſpäter noch mehr erzählen, jetzt aber habe ich zu tun. Ja ... es gab eine Zeit, wo ich glaubte ... Nun, was iſt da zu reden ... ſpäter davon ... Warum ſoll ich jetzt anfangen zu trinken. Du haſt mich auch ohne Wein betrunken gemacht. Ich bin ja betrunken, Rodja! Ohne Wein bin ich betrunken; nun, aber lebwohl! Ich komme zu dir. Sehr bald.«

Er ging hinaus.

»Er iſt, er iſt ein politiſcher Verſchwörer, das iſt ſicher, das ſteht feſt!« ſagte ſich Raſumichin endgültig, indem er langſam die Treppe hinabſtieg. »Und die Schweſter hat er auch hineingezogen; das iſt ſehr, ſehr begreiflich bei dem Charakter von Awdotja Romanowna. Sie haben Zuſammenkünfte ... Und ſie hat es mir auch angedeutet. Aus vielen ihrer Worte ... und Andeutungen ... und Anſpielungen ergibt ſich dies alles! Ja, wie kann man denn ſonſt dieſen ganzen Wirrwarr erklären? Hm! Und ich dachte ... Oh, Gott, was ich gemeint habe. Ja, das war eine Verblendung und ich habe gefehlt vor ihm! Damals bei der Lampe im Korridor hat er mich verwirrt und verblendet! Pfui! Welch ein häßlicher, roher, gemeiner Gedanke von mir! Nikolai iſt ein braver Burſche, daß er es eingeſtanden hat ... Und wie ſich jetzt alles Vorhergegangene leicht erklären läßt! Seine Krankheit damals, alle ſeine ſonderbaren Handlungen, auch früher ſchon, in der Univerſität noch, als er immer ſo düſter und verſchloſſen war ... Aber was bedeutet jetzt dieſer Brief? Hier ſteckt vielleicht auch etwas dahinter. Von wem iſt dieſer Brief? Ich habe einen Verdacht ... Hm! Nein, ich will alles erfahren.«

Da erinnerte er ſich an Dunetſchka, und ſein Herz blieb

ihm faſt ſtillſtehen. Er riß ſich von ſeinen Gedanken los und lief weiter.

– – – – – – – – – – – – –

Kaum war Raſumichin fortgegangen, ſo ſtand Raskolnikoff auf, wandte ſich zum Fenſter, ging von einer Ecke in die andere, als hätte er die Enge ſeiner Kammer vergeſſen, und ... ſetzte ſich wieder auf das Sofa hin. Er ſchien ganz wie ausgewechſelt zu ſein; wieder – hatte ſich ein Ausweg gefunden!

Ja, es hat ſich ein Ausweg gefunden! ſagte er ſich. Alles war ſchon zu vollgeſtopft, es hatte angefangen, ihn qualvoll zu drücken, ein förmlicher Taumel hatte ihn überfallen. Seit dem Auftritte mit Nikolai bei Porphyri Petrowitſch vermeinte er, ohne einen Ausweg erſticken zu müſſen. Nach Nikolai folgte am ſelben Tage der Auftritt bei Sſonja; er hatte ihn nicht ſo, wie er's ſich vorgenommen, begonnen und durchgeführt ... alſo hatte ihn die Schwäche plötzlich und vollſtändig übermannt! Mit einemmale! Er war ja doch damals mit Sſonja einverſtanden, aus vollem Herzen einverſtanden, daß er mit ſolch einer Sache auf der Seele allein nicht leben könne! Und Sſwidrigailoff? Sſwidrigailoff iſt ein Rätſel ... Sſwidrigailoff beunruhigt ihn, das iſt wahr, aber nicht nach dieſer Richtung hin. Mit Sſwidrigailoff ſteht vielleicht auch ein Kampf bevor. Mit Sſwidrigailoff gibt es vielleicht auch einen Ausweg, mit Porphyri Petrowitſch – das iſt freilich eine andere Sache.

Aber Porphyri Petrowitſch hat ſelbſt Raſumichin alles erklärt, pſychologiſch ihm erklärt! Wieder fängt er mit ſeiner verfluchten Pſychologie an! Porphyri Petrowitſch? Was, Porphyri Petrowitſch ſoll auch nur einen Augenblick geglaubt haben, daß Nikolai ſchuldig ſei, – nach allem, was

zwiſchen ihnen beiden vorgefallen war, vor Nikolais Erſcheinen, nach jenem Auftritt, Auge in Auge, für den man keine andere Erklärung finden konnte, außer einer einzigen? – (Raskolnikoff war einigemal in dieſen Tagen dieſer Auftritt mit Porphyri Petrowitſch in der Erinnerung ſtückweiſe vorgeſchwebt; ſich des Auftritts in ſeiner ganzen Bedeutung zu erinnern, hätte er nicht ertragen können.) – Während dieſer Szene hatten ſie beide Worte gewechſelt, waren Bewegungen und Geſten vorgekommen, Blicke getauſcht, war einiges in einem Tone geſagt worden, und die ganze Szene hatte einen Charakter angenommen, daß auf keinen Fall ein Nikolai, – den Porphyri Petrowitſch doch ſofort beim erſten Worte und bei der erſten Bewegung richtig erkannt hatte, – die Grundlage ſeiner Überzeugung erſchüttern konnte.

Wie weit war es aber auch ſchon gekommen! Sogar Raſumichin hatte begonnen, Verdacht zu ſchöpfen! Die Szene im Korridor bei der Lampe iſt an ihm nicht ſpurlos vorübergeglitten. Er iſt doch zu Porphyri Petrowitſch hingelaufen ... Aber aus welchem Grunde will jener ihn irreführen? Was hat er für einen Zweck, Raſumichin auf Nikolai zu bringen? Er hat unbedingt etwas vor; er verfolgt damit beſtimmte Zwecke, aber welcher Art ſind ſie? Es iſt wahr, ſeit dieſem Morgen iſt viel Zeit vergangen, – viel zu viel Zeit und von Porphyri Petrowitſch habe ich weder etwas gehört, noch geſehen. Das iſt ſicher kein gutes Zeichen ...

Raskolnikoff nahm ſeine Mütze, verſank in Gedanken und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen. Es war der erſte Tag, während dieſer ganzen Zeit, daß er ſich wenigſtens bei geſundem Bewußtſein fühlte. »Ich muß dieſer Sache mit Sſwidrigailoff ein Ende machen,« – dachte er, – »um jeden

Preis und möglichſt ſchnell; er ſcheint zu erwarten, daß ich ſelbſt zu ihm komme.« – In dieſem Augenblicke entſtand in ſeinem bedrückten Herzen ein wilder Haß, daß er einen von beiden, – Sſwidrigailoff oder Porphyri Petrowitſch hätte ermorden können. Er fühlte wenigſtens, daß er, wenn nicht jetzt, ſo ſpäter, imſtande ſei, es zu tun. – »Wir wollen ſehen, wir wollen ſehen«, wiederholte er vor ſich. –

Als er aber gerade die Türe zur Treppe öffnete, ſtieß er mit Porphyri Petrowitſch zuſammen. Der kam zu ihm. Raskolnikoff war im erſten Augenblick erſtarrt. Aber ſonderbar, ſein Staunen über Porphyris Erſcheinen und ſein Schrecken waren gering. Er zuckte bloß zuſammen, ſammelte ſich aber ſofort augenblicklich. »Vielleicht iſt es die Löſung! Aber wie leiſe er gekommen war, wie eine Katze, ich habe ihn nicht gehört! Hat er etwa gelauſcht?«

»Sie haben dieſen Beſuch nicht erwartet, Rodion Romanowitſch,« rief Porphyri Petrowitſch lachend. »Wollte ſchon lange Sie aufſuchen; ging nun vorbei und dachte mir, – warum ſoll ich nicht auf fünf Minuten hinaufgehen. Sie wollen ausgehen? Ich will Sie nicht aufhalten. Bloß auf eine Zigarette, wenn Sie geſtatten.«

»Ja, nehmen Sie Platz, Porphyri Petrowitſch, nehmen Sie bitte Platz,« Raskolnikoff bot ſeinem Beſuche mit ſolch einer ſichtlich zufriedenen und freundſchaftlichen Miene einen Platz an, daß er über ſich ſelbſt verwundert geweſen wäre, wenn er ſich hätte ſehen können.

Es war auch der letzte Reſt ſeiner Kraft. So hegt ein Menſch eine halbe Stunde lang tödliche Angſt vor dem Räuber, wenn aber das Meſſer ihm endgiltig an die Kehle geſetzt wird, ſchwindet die Angſt. Er ſetzte ſich Porphyri Petrowitſch gegenüber und blickte ihn, ohne die Augen für

einen Moment abzuwenden, an. Porphyri Petrowitſch kniff die Augen zuſammen und ſteckte ſich eine Zigarette an.

»Nun, ſprich, ſprich doch,« ſchien es aus dem Herzen Raskolnikoffs herauszurufen. – »Nun, warum redeſt, warum redeſt du nicht?«

II.

»Nehmen wir einmal die Zigaretten!« ſagte endlich Porphyri Petrowitſch, nachdem er die Zigarette angeſteckt und Atem geholt hatte, »ſie ſind ſchädlich, ganz und gar ſchädlich, ich kann ſie aber nicht laſſen! Ich huſte, im Halſe beginnt es zu kratzen und ich leide an Atemnot. Wiſſen Sie, ich bin ängſtlich, war vor ein paar Tagen bei B. geweſen, – er unterſucht jeden Kranken, minimum, eine halbe Stunde; er lachte, als er mich ſah, – dann hat er mich beklopft und ausgehorcht und ſagte unter anderem, daß Tabak für mich nicht gut ſei, meine Lungen ſeien erweitert. Und, wie kann ich das Rauchen laſſen? Wodurch ſoll ich es erſetzen? Ich trinke nicht, das iſt das ganze Unglück, he–he–he, es iſt ein Unglück, daß ich nicht trinke! Alles iſt doch wie man's nimmt, Rodion Romanowitſch, wie man's nimmt!«

»Was fängt er wieder mit ſeinem alten Kram an?« dachte Raskolnikoff voll Widerwillen. Die ganze letzte Szene ſtieg vor ihm auf und dasſelbe Gefühl wie damals überflutete wie eine Welle ſein Herz.

»Ich war ſchon einmal bei Ihnen, vorgeſtern abend. Sie wiſſen es nicht?« fuhr Porphyri Petrowitſch fort und blickte ſich im Zimmer um, »ich war in demſelben Zimmer geweſen. Ich ging ebenſo, wie heute, vorbei und dachte, – ich will ihm mal eine Gegenviſite machen. Komme hierher, das Zimmer

ſteht weit offen; ich ſah mich um, wartete eine Weile, habe mich nicht mal Ihrem Dienſtmädchen gemeldet – und ging wieder fort. Sie ſchließen das Zimmer nicht ab?«

Raskolnikoffs Geſicht verfinſterte ſich immer mehr. Porphyri Petrowitſch ſchien ſeine Gedanken zu erraten. »Ich bin gekommen, lieber Rodion Romanowitſch, Ihnen eine Erklärung zu geben. Ich bin Ihnen eine ſolche ſchuldig,« fuhr er mit einem Lächeln fort und ſchlug ihm mit der Hand leicht auf das Knie, aber zu gleicher Zeit nahm ſein Geſicht einen ernſten und beſorgten Ausdruck an, es ſchien, zu Raskolnikoffs Erſtaunen, wie mit Trauer umflort. Er hatte noch nie bei Porphyri Petrowitſch ſolch einen Ausdruck geſehen und ihn auch nicht bei ihm vermutet. – »Eine merkwürdige Szene hat ſich das letzte Mal zwiſchen uns abgeſpielt, Rodion Romanowitſch. Ich geſtehe, daß es vielleicht auch bei unſerer erſten Zuſammenkunft ſonderbar hergegangen iſt, aber damals... Nun, jetzt kommt es auf dasſelbe hinaus! Hören Sie, ich habe eine große Schuld Ihnen gegenüber, ich fühle es. Erinnern Sie ſich, wie wir uns trennten, – bei Ihnen vibrierten die Nerven und zitterten die Knie, auch bei mir vibrierten die Nerven und zitterten die Knie. Und wiſſen Sie, es war auch zwiſchen uns damals nicht ganz anſtändig, nicht gentlemanlike zugegangen. Wir ſind aber doch Gentlemen, das heißt in jedem Falle und vor allen Dingen Gentlemen; das iſt im Auge zu behalten. Sie erinnern ſich doch, wie weit es kam... geradezu unanſtändig.«

»Was iſt mit ihm, für wen hält er mich denn?« fragte ſich Raskolnikoff verwundert, indem er den Kopf erhob und Porphyri Petrowitſch aufmerkſam anblickte.

»Ich bin zu der Anſicht gekommen, daß es beſſer für uns iſt, jetzt in aller Offenheit zu verhandeln,« fuhr Porphyri

Petrowitsch fort, seinen Kopf ein wenig zurückwerfend und die Augen senkend, als wünsche er nicht mehr durch seinen Blick sein früheres Opfer zu verwirren, und als verschmähe er seine frühere Methode und seine Kniffe; – »ja, solche Verdächtigungen und solche Szenen dürfen nicht andauern. Uns hat damals Nikolai erlöst, sonst wüßte ich nicht, was alles zwischen uns passiert wäre. Dieser verfluchte Kleinbürger saß damals die ganze Zeit bei mir hinter der Scheidewand, – können Sie es sich vorstellen? Sie wissen es sicher schon; es ist mir bekannt, daß er später bei Ihnen gewesen ist; das aber, was Sie damals annahmen, war nicht der Fall, – ich hatte nach keinem Menschen geschickt und hatte damals auch keine Anordnungen getroffen! Sie werden mich fragen, warum ich keine Anordnungen getroffen hatte? Ja, wie soll ich es sagen, – mich selbst hat dieses alles damals überfallen. Ich hatte kaum Zeit gefunden, die Hausknechte holen zu lassen, – Sie haben die Hausknechte wahrscheinlich bemerkt, als Sie durch das Vorzimmer gingen. – Ein Gedanke durchfuhr mich damals, wie ein Blitz, – ich war, sehen Sie, Rodion Romanowitsch, damals so gut wie überzeugt. Warte, dachte ich mir, – wenn ich auch vorläufig das eine versäume, so packe ich dafür das andere am Schwanz, – will jedenfalls das meinige nicht versäumen. Sie sind von Natur aus sehr reizbar, Rodion Romanowitsch, sogar übermäßig reizbar bei allen anderen Grundzügen Ihres Charakters und Herzens, die ich mir schmeichle teilweise erkannt zu haben. Selbstverständlich konnte ich mir auch damals schon sagen, daß es nicht oft der Fall sei, daß ein Mensch plötzlich aufsteht und sein ganzes Geheimnis ausplaudert. Das kommt wohl vor, besonders, wenn einem Menschen die letzte Geduld reißt, aber jedenfalls immerhin selten. Ja, das

konnte ich mir ſagen. Ich dachte, wenn ich bloß ein Zipfelchen erwiſche! Meinetwegen ein ganz winziges Endchen, nur ein einziges, aber ein derartiges, daß man es faſſen kann, daß es ein Ding iſt und nicht immer bloß dieſe Pſychologie. Dann dachte ich mir, wenn ein Menſch ſchuldig iſt, ſo kann man jedenfalls etwas weſentliches von ihm erwarten; es iſt ſelbſt ſtatthaft, auch auf ein ganz unerwartetes Reſultat zu rechnen. Ich habe damals mit Ihrem Charakter gerechnet, Rodion Romanowitſch, am meiſten mit Ihrem Charakter! Ich hoffte damals zu ſtark auf Sie ſelbſt.«

»Aber... aber warum ſprechen Sie jetzt in dieſer Weiſe,« murmelte Raskolnikoff endlich, ohne ſeine eigene Frage ſich zu überlegen. – »Worüber ſpricht er,« verlor er ſich in Mutmaßungen, »hält er mich tatſächlich für unſchuldig?«

»Warum ich in dieſer Weiſe ſpreche? Ich bin gekommen, Ihnen Erklärungen zu geben, halte es für meine heilige Pflicht. Ich will Ihnen alles bis aufs haarkleinſte erzählen, wie alles war, dieſe ganze Geſchichte der damaligen Verblendung. Ich habe Ihnen viel Leid zugefügt, habe Sie ſtark leiden laſſen, Rodion Romanowitſch. Ich bin kein ſo großes Scheuſal. Ich begreife auch, was es für einen niedergedrückten, aber ſtolzen, eigenartigen und ungeduldigen, beſonders ungeduldigen Menſchen heißt, dies alles ertragen zu müſſen. Ich halte Sie in jedem Falle für einen edlen Menſchen, mit großmütiger Veranlagung, obgleich ich nicht mit allen Ihren Überzeugungen einverſtanden bin und ich halte es für meine Pflicht im voraus, offen und aufrichtig Ihnen das zu ſagen, ich will Sie nicht betrügen. Nachdem ich Sie erkannt hatte, fühlte ich eine Neigung zu Ihnen. Sie werden wohl über meine Worte lachen? Und Sie haben ein Recht dazu. Ich weiß, daß Sie mich auf den erſten Blick

ſchon nicht leiden konnten, und im Grunde genommen iſt auch nichts an mir, warum man mich gern haben könnte. Faſſen Sie es jedoch auf, wie Sie wollen, ich wünſche meinerſeits mit allen Mitteln, dieſen Eindruck von mir zu verwiſchen und Ihnen zu beweiſen, daß auch ich ein Menſch mit einem Herzen und einem Gewiſſen bin. Und dies ſage ich aufrichtig.«

Porphyri Petrowitſch hielt würdevoll inne. Raskolnikoff fühlte den Andrang eines neuen Schreckens. Der Gedanke, daß Porphyri Petrowitſch ihn für unſchuldig hielt, begann ihn zu peinigen.

»Ich denke, es iſt unnötig und überflüſſig, alles der Reihenfolge noch zu erzählen, wie es damals begonnen hatte,« fuhr Porphyri Petrowitſch fort. »Ja, und es iſt fraglich, ob ich imſtande bin, es zu tun. Denn, wie ſoll man es genau erklären? Im Anfange tauchten Gerüchte auf. Darüber, was es für Gerüchte waren, und von wem ſie ſtammten, und wann... und aus welchem Anlaß eigentlich Sie hineingezogen wurden, – iſt auch, denke ich, überflüſſig zu erwähnen. Bei mir perſönlich fing es mit einer Zufälligkeit, mit einer völlig unvorgeſehenen Zufälligkeit an, die ebenſo gut ſein wie nicht ſein konnte, – was es aber war? Hm, ich denke, dies iſt auch nicht zu erwähnen. Dies alles, wie die Gerüchte, ſo auch die Zufälligkeiten, ſchmolzen ſich bei mir zu einem Gedanken zuſammen. Ich muß offen geſtehen, denn, wenn man ſchon einmal eingeſteht, ſoll es auch alles ſein, – ich war der erſte, der auf Sie damals kam. Die Vermerke der Alten auf den verſetzten Sachen und dergleichen mehr ſind, ich gebe es zu, alles Unſinn. In dieſer Weiſe kann man hundert ſolche Dinge aufzählen. Ich hatte auch damals die Gelegenheit, die Szene auf dem Polizeibureau

in allen ihren Einzelheiten zu erfahren, ebenfalls zufällig und nicht ſozuſagen im Vorbeigehen, ſondern von einem beſonders zuverläſſigen Erzähler, der ohne es ſelbſt zu ahnen, dieſe Szene vortrefflich aufgefaßt hatte. So reihte ſich alles eins ans andere, geſellte ſich eins zu dem andern, lieber Rodion Romanowitſch! Und wie ſollte man da ſich nicht nach einer beſtimmten Richtung wenden? Aus hundert Kaninchen wird nie ein Pferd, aus hundert Verdachtsgründen kommt nie ein Beweis heraus, – ſo lautet ein engliſches Sprichwort, aber da rechnet man bloß mit dem Intellekte, man ſoll jedoch auch mit den Leidenſchaften rechnen, denn ein Unterſuchungsrichter iſt doch auch nur ein Menſch. Ich erinnerte mich auch Ihrer Abhandlung in der Zeitſchrift, über die ich mit Ihnen – erinnern Sie ſich – bei Ihrem erſten Beſuch eingehend ſprach. Ich habe damals geſpottet, aber nur um von Ihnen mehr herauszulocken. Ich wiederhole, Sie ſind ungeduldig und ſehr krank, Rodion Romanowitſch. Daß Sie kühn, herausfordernd, ernſt ſind und... vieles durchgedacht, vieles durchgedacht haben, das alles wußte ich längſt. Alle dieſe Empfindungen kenne ich, und Ihre kleine Abhandlung habe ich wie etwas Wohlvertrautes geleſen. In ſchlafloſen Nächten und in Aufregungen mit wogendem und klopfendem Herzen, mit unterdrücktem Enthuſiasmus iſt dieſe Arbeit entſtanden. Aber dieſer unterdrückte, ſtolze Enthuſiasmus in jungen Jahren iſt gefährlich! Ich habe damals geſpottet, will Ihnen aber jetzt ſagen, daß ich überhaupt ſolche erſten, jugendlichen, hitzigen Verſuche mit der Feder über alles das gewiſſermaßen als Amateur liebe. Ein Rauch, ein Nebel iſt es, und im Nebel klingt eine Saite. Ihr Artikel iſt unſinnig und phantaſtiſch, aber darin ſchimmert ſolch eine Aufrichtigkeit, darin ſteckt ein

jugendlicher und unbeſtechlicher Stolz, eine Kühnheit der Verzweiflung; es iſt ein finſterer Artikel, und das iſt ſeine Stärke. Ich las Ihren Artikel und legte ihn beiſeite, und... als ich ihn beiſeite gelegt hatte, dachte ich ſchon damals, ‚nun, mit dieſem Menſchen geht es nicht ſo weiter!‘ Nun, ſagen Sie mir jetzt, wie ſollte man ſich da nach all dem Vorangegangenen von dem Darauffolgenden nicht hinreißen laſſen! Ach, mein Gott! Was ſage ich denn jetzt? Behaupte ich denn jetzt etwas? Ich habe es mir damals bloß gemerkt. Was iſt denn alles dabei, – dachte ich? Es iſt ja nichts, rein gar nichts, und vielleicht im höchſten Grade ein Nichts. Ja, und es ziemt ſich ganz und garnicht für mich, den Unterſuchungsrichter, mich ſo hinreißen zu laſſen, – ich habe doch Nikolai in den Händen, und mit Beweiſen, – es iſt gleichgiltig, wie man darüber denkt, Beweiſe ſind es in jedem Fall. Und er hat auch ſeine Pſychologie; ich muß mich mit ihm beſchäftigen, denn es handelt ſich hier um Tod und Leben. Wozu erkläre ich Ihnen jetzt dies alles? Damit Sie es wiſſen und mich mit Ihrem Verſtande und Herzen wegen meines damaligen böſen Benehmens nicht anklagen ſollen. Es war nicht böſe gemeint, ich ſage es aufrichtig, he–he–he! Meinen Sie etwa, daß ich keine Hausſuchung bei Ihnen vorgenommen hätte? Ich habe es getan, habe es getan, he–he–he, habe ſie vorgenommen, als Sie krank im Bett lagen. Es war nicht offiziell und nicht von mir perſönlich, aber in jedem Fall, ſie wurde vorgenommen. Bis aufs letzte Haar wurde bei Ihnen in der Wohnung alles, ſogar nach friſchen Spuren, beſehen, – aber umſonſt. Da dachte ich, – jetzt kommt dieſer Menſch zu mir, kommt ſelbſt und ſehr bald zu mir; wenn er ſchuldig iſt, wird er unbedingt kommen. Ein anderer würde nicht kommen, dieſer aber unbedingt. Und erinnern

Sie ſich, wie Herr Raſumichin ſich Ihnen gegenüber zu verſprechen begann? Das haben wir arrangiert, um Sie aufzuregen, darum haben wir abſichtlich auch das Gerücht verbreitet, damit er ſich Ihnen gegenüber verſpreche, Herr Raſumichin aber iſt ſo ein Menſch, der keine Entrüſtung bei ſich behalten kann. Herrn Sametoff fiel zuerſt Ihr Zorn und Ihre offene Kühnheit auf; wie kann einer in einem Reſtaurant plötzlich herausplatzen, – ‚ich habe ermordet!‘ Es iſt zu kühn, es iſt zu frech und wenn er ſchuldig iſt, – dachte ich, – ſo iſt er ein furchtbarer Gegner! In dieſer Weiſe habe ich damals gedacht. Ich wartete auf Sie! Wartete mit größter Ungeduld, Sametoff haben Sie damals einfach niedergeſchmettert und... das iſt ja das Fatale, daß dieſe ganze Pſychologie zwei Seiten hat! Nun, ich erwarte alſo Sie und ſiehe, Gott ſchickt Sie ſelbſt, – Sie kommen! Mein Herz klopfte ſtark! Ach! Nun, warum mußten Sie damals kommen? Ihr Lachen, Ihr Lachen damals, als Sie hereinkamen, – erinnern Sie ſich – ich erriet ſofort alles, als ſähe ich durch ein Glas; hätte ich aber auf Sie in dieſer beſonderen Art nicht gewartet, würde ich auch in Ihrem Lachen nichts gemerkt haben. Sehen Sie, was es heißt, in Stimmung zu ſein. Und Herr Raſumichin damals, – ach! und der Stein, der Stein, – erinnern Sie ſich – der Stein, unter dem noch die Sachen verſteckt ſind? Mir war es, als ſähe ich ihn irgendwo in einem Gemüſegarten. – Sie hatten doch Sametoff ſchon davon erzählt und erwähnten ihn dann bei mir zum zweiten Male! Als Sie aber damals begannen, Ihren Artikel bis aufs einzelne durchzunehmen, als Sie ſich näher darüber ausließen, – da faßte ich jedes Ihrer Worte doppelt auf, als ſtecke noch ein anderes darunter! Nun, ſehen Sie, Rodion Romanowitſch, in dieſer Weiſe kam ich auch

bis zu den letzten Schranken, und erſt als ich mit der Stirn dagegen rannte, kam ich zur Beſinnung. Nein, – ſagte ich mir – was iſt mit dir? Wenn man will, – ſagte ich mir – kann man dies alles bis zum letzten Punkte auf andere Weiſe erklären, und es wird immer noch natürlicher erſcheinen. Es war eine Qual! Nein, – dachte ich, – wenn ich doch nur ein Zipfelchen erwiſchen könnte!... Und als ich gar von dieſem Klingelzeichen hörte, erſtarrte ich, ein Fröſteln packte mich. – Jetzt iſt das Zipfelchen da! dachte ich. Ich habe es! Da überlegte ich nicht mehr, wollte es einfach nicht mehr tun. Tauſend Rubel hätte ich in dieſem Augenblicke aus meiner eigenen Taſche hingegeben, um nur Sie mit meinen eigenen Augen geſehen zu haben, – wie Sie damals hundert Schritte neben dem Kleinbürger hingingen, nachdem er Ihnen ins Geſicht ‚Mörder!‘ geſagt hatte, und Sie nicht gewagt hatten, ihn irgend etwas, ganze hundert Schritte lang, zu fragen!... Nun, und dieſes Gefühl von Kälte im Rückenmark? War dieſes Klingelzeichen auch im kranken Zuſtande, im halbbewußten Fieberwahne? Und da müſſen Sie ſich, Rodion Romanowitſch, nach alldem auch nicht wundern, daß ich damals mit Ihnen ſolche Scherze getrieben habe. Und warum kamen Sie ſelbſt im ſelben Augenblicke? Es war, als hätte Sie jemand geſtoßen, zu kommen, bei Gott, und wenn uns Nikolai nicht auseinander gebracht hätte, ſo... erinnern Sie ſich an Nikolai damals? Erinnern Sie ſich ſeiner gut? Er kam, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Nun, und wie empfing ich ihn? Dem Blitze glaubte ich nicht das geringſte, Sie geruhten es ſelbſt zu ſehen! Und noch mehr! Als Sie ſchon fortgegangen waren, und als er begann, ſehr, ſehr vernünftig manche Punkte zu beantworten, ſo daß ich ſelbſt verwundert war,

auch dann glaubte ich ihm noch nicht das geringſte! Sehen Sie, was es heißt, felſenfeſt überzeugt zu ſein. Nein – dachte ich – daran iſt nichts zu machen! Nikolai ändert daran garnichts!«

»Mir erzählte ſoeben Raſumichin, daß Sie auch jetzt Nikolai beſchuldigen, und daß Sie Raſumichin ſelbſt davon überzeugt hätten...«

Der Atem ſtockte ihm, und er beendete den Satz nicht. Er hörte mit unbeſchreiblicher Erregung zu, wie ein Menſch, der ihn vollkommen durchſchaut hatte, ſich vor ſich ſelbſt verleugnete. – Er fürchtete daran zu glauben und glaubte nicht. In den zweideutigen Worten ſuchte er gierig und haſchte nach etwas Beſtimmterem und Genauerem.

»Herr Raſumichin!« rief Porphyri Petrowitſch wie erfreut über die Frage Raskolnikoffs, der die ganze Zeit geſchwiegen hatte. – »He–he–he! Ja, Herrn Raſumichin mußte man auch abſchieben, – zu zweit iſt es ein Vergnügen, der dritte ſoll wegbleiben. Herr Raſumichin ſoll aus dem Spiele bleiben, und iſt außerdem ein fremder Menſch; er kam zu mir ganz blaß gelaufen... Nun, Gott ſei mit ihm, wozu ſollen wir ihn in die Sache hereinbringen!... Und was Nikolai betrifft, – ſo ſollen Sie wiſſen, was das für ein Subjekt iſt, das heißt, wie ich ihn auffaſſe. Vor allen Dingen iſt er noch das reine Kind, und nicht etwa eine ängſtliche Natur, ſondern er iſt eine Art Künſtler. Sie ſollen ſich nicht darüber luſtig machen, daß ich ihn ſo darſtelle. Er iſt ein unſchuldiger, reiner und für alles empfänglicher Menſch. Hat ein Herz, iſt ein Phantaſt. Man ſagt, daß er ſingen und tanzen kann und Märchen ſo zu erzählen verſteht, daß Leute aus anderen Orten ſich verſammeln, um ihn zu hören. Auch zur Schule, zu den Abendkurſen geht er,

kann ſich krank lachen, wenn man ihm den Finger zeigt, kann ſich bewußtlos betrinken, nicht etwa aus Verdorbenheit, ſondern gelegentlich, wenn man ihm zu trinken gibt, alles in kindlicher Weiſe. Er hat damals geſtohlen, weiß es aber ſelbſt nicht, denn nach ſeiner Anſicht – ‚iſt es doch kein Diebſtahl, wenn er etwas auf der Erde gefunden hat?‘ Wiſſen Sie aber, daß er zu den Altgläubigen gehört, nein, eigentlich iſt er kein Altgläubiger, ſondern ein Sektierer; aus ſeiner Familie gehörten einige der Sekte ‚Bewegung‘ an, auch er ſelbſt hat vor kurzem noch zwei Jahre auf dem Lande bei einem gottesfürchtigen Greis gelebt, um ſich in den Grundſätzen der Religion zu feſtigen. Das alles habe ich von Nikolai und ſeinen Nachbarn aus dem Dorfe erfahren. Noch mehr! Er wollte Einſiedler werden! Er hatte die feſte Abſicht, betete nächtelang zu Gott, las in den alten ‚echten, wahren‘* Büchern und hat vor lauter Leſen den Verſtand verloren. Petersburg hat auf ihn einen ſtarken Eindruck gemacht, beſonders das weibliche Geſchlecht, nun, und auch der Wein. Er iſt empfänglich, hat den gottesfürchtigen Greis und alles vergeſſen. Ich habe erfahren, daß ihn hier ein Künſtler lieb gewonnen hat, er ging zu ihm zu Beſuch, da kam aber dieſe Geſchichte dazwiſchen. Nun, er bekam Angſt, – und wollte ſich erhängen! Wollte davonlaufen! Was ſoll man da tun bei dem Begriffe, den das Volk nun einmal von unſerer Rechtspflege beſitzt! Manchen

* Echte, wahre Bücher werden bei den Altgläubigen und einigen Sektierern das Alte und Neue Teſtament, die Lebensbeſchreibungen der Heiligen und der Märtyrer, benannt, wenn ſie nach den Originalen vor der Zeit des Patriarchen Nikon (1652) gedruckt ſind; um dieſe Zeit wurden die Texte revidiert und ſeit dieſer Zeit exiſtiert die ſogenannte »altgläubige Kirche«.

erſchrickt ſchon das Wort ‚vors Gericht geſtellt zu werden‘. Wer iſt daran ſchuld! Wir wollen ſehen, wie die Gerichtsreform wirken wird. Ach, möge es Gott bald geben! Nun, alſo, – im Gefängniſſe erinnerte er ſich offenbar wieder des gottesfürchtigen Greiſes; auch die Bibel erſchien wieder. Wiſſen Sie, Rodion Romanowitſch, was es bei manchen von dieſen Leuten bedeutet, ‚das Leiden auf ſich zu nehmen‘? Das bedeutet nicht etwa, für jemand anderen zu leiden, ſondern einfach man ſoll ‚Leiden auf ſich nehmen‘ und beſonders gilt das, wenn die Behörden im Spiele ſind. Zu meiner Dienſtzeit noch ſaß im Gefängniſſe ein ganzes Jahr ein äußerſt ſtiller, ruhiger Arreſtant, er las nächtelang auf dem Ofen liegend die Bibel, und verlor vor lauter Leſen den Verſtand, wiſſen Sie, verlor ihn ganz und gar, ſo daß er eines ſchönen Tages ohne jede Veranlaſſung, ohne jeden Grund einen Ziegelſtein packte und ihn auf den Vorgeſetzten ſchleuderte. Ja, und wie tat er es, – abſichtlich ſchleuderte er den Stein eine Elle vorbei, um dem Vorgeſetzten bloß keinen Schaden anzufügen! Nun, es iſt ja bekannt, was mit einem Arreſtanten geſchieht, der bewaffneten Widerſtand gegen ſeinen Vorgeſetzten leiſtet, – und da hatte er alſo ‚das Leiden auf ſich genommen‘! Ich habe nun den Verdacht, daß Nikolai auch ‚das Leiden auf ſich nehmen‘ oder etwas derartiges tun will. Das weiß ich ſicher, aus Tatſachen. Er weiß bloß ſelbſt nicht, daß ich es weiß. Was – geben Sie es etwa nicht zu, daß aus ſolch einem Volke phantaſtiſche Menſchen hervortreten? Aber ſicher auf Schritt und Tritt. Der gottesfürchtige Greis hat jetzt wieder bei ihm zu wirken begonnen, iſt ihm beſonders nach dem Selbſtmordverſuch in Erinnerung gekommen. Übrigens aber, er wird mir ſelbſt alles erzählen, er wird zu mir kommen. Sie

glauben, er wird es bis zu Ende aushalten können? Warten Sie nur, er wird seine Aussage noch zurücknehmen! Ich warte stündlich, daß er kommen wird, um seine Aussage zurückzunehmen. Ich habe diesen Nikolai liebgewonnen und will ihn genau ergründen. Und können Sie sich denken! He–he–he! Manche Punkte hat er mir ziemlich vernünftig beantwortet, hat offenbar die nötigen Mitteilungen erhalten und sich gut vorbereitet; nun, und bei anderen Punkten blamierte er sich mordsmäßig, wußte rein gar nichts, hatte keine Ahnung, und weiß selbst nicht mal, daß er nichts ahnt! Nein, Väterchen, Rodion Romanowitsch, mit dieser Sache hat Nikolai nichts zu tun! Es ist eine phantastische, finstere Sache, eine moderne Sache, ein Fall unserer Zeit, wo das menschliche Herz sich getrübt hat – wo die Phrase zitiert wird, daß Blutvergießen ‚erfrischt', wo von einem Leben in Komfort gepredigt wird. Hier – sind Ideen aus Büchern, hier spricht ein durch Theorien gereiztes Herz, hier sieht man eine Entschlossenheit zum ersten Schritt, aber eine Entschlossenheit besonderer Art, – er hat sich dazu entschlossen, wie man sich entschließt, von einem Felsen oder von einem Turme sich herabzustürzen, und ist zu dem Verbrechen nicht wie auf eigenen Füßen geschritten. Er hatte vergessen, die Türe hinter sich zu schließen und hat getötet, zwei Menschen getötet, nach der Theorie. Er hat getötet, aber nicht verstanden, das Geld zu nehmen, was er aber zusammengerafft hat, steckte er unter einen Stein. Es genügte ihm nicht, daß er eine Qual durchgemacht hatte, als er hinter der Tür stand und an der Tür gerüttelt und an der Klingel gerissen wurde, – nein, er geht noch einmal nachher in die leere Wohnung in halbbewußtem Zustande, um sich dieses Läuten in Erinnerung zu bringen, es verlangt ihn wieder, diese Kälte

im Rücken zu spüren... Nun ja, dies ist im kranken Zustande geschehen, aber noch eins, – er hat ermordet, hält sich aber für einen ehrlichen Menschen, verachtet alle Leute, wandert als bleicher Engel herum, – nein, was hat Nikolai damit zu tun, lieber Rodion Romanowitsch, nein, Nikolai ist es nicht!«

Diese letzten Worte waren nach allem vorher Gesagten, das einem Aufgeben des früher Angenommenen so ähnlich war, zu unerwartet gekommen. Raskolnikoff erzitterte am ganzen Körper, wie vom Blitze getroffen.

»Wer hat sie denn... getötet...« fragte er mit erstickender Stimme, ohne doch die Frage zurückhalten zu können. Porphyri Petrowitsch warf sich gegen die Stuhllehne zurück, wie aufs äußerste überrascht und erstaunt über diese Frage.

»Wie, wer sie getötet hat? . . .« wiederholte er, als traue er seinen Ohren nicht. – »Ja, Sie haben getötet, Rodion Romanowitsch! Sie haben getötet . . .« fügte er fast im Flüstertone, aber bestimmt hinzu.

Raskolnikoff sprang vom Sofa auf, stand einige Sekunden und setzte sich wieder, ohne ein Wort zu sagen. Über sein Gesicht ging ein krampfhaftes Zucken.

»Die Lippe bebt wieder bei Ihnen, wie damals,« murmelte scheinbar voll Teilnahme Porphyri Petrowitsch. – »Sie haben, Rodion Romanowitsch, mich nicht richtig verstanden,« fügte er nach einigem Schweigen hinzu, »darum sind Sie auch so überrascht. Ich bin gerade darum gekommen, um Ihnen alles zu sagen und die Sache offen mit Ihnen zu behandeln.«

»Ich habe nicht getötet,« flüsterte Raskolnikoff, genau wie ein Kind im Schreck, wenn es auf frischer Tat ertappt wurde.

»Nein, Sie haben es getan, Rodion Romanowitsch, Sie und niemand anders,« flüsterte Porphyri Petrowitsch streng und fest.

Sie schwiegen beide und das Schweigen dauerte merkwürdig lange, etwa zehn Minuten. Raskolnikoff hatte sich auf den Tisch gestützt und fuhr schweigend mit den Fingern durch die Haare. Porphyri Petrowitsch saß still und wartete. Plötzlich blickte Raskolnikoff Porphyri Petrowitsch verächtlich an.

»Sie kommen wieder mit der alten Weise, Porphyri Petrowitsch! Immer Ihre alte Taktik, – wird es Ihnen in der Tat nicht langweilig?«

»Ach, lassen Sie doch, was soll es denn für eine Taktik sein! Ja, wenn Zeugen zur Stelle wären; wir sprechen aber doch Auge in Auge. Sie sehen selbst, ich bin nicht dazu hergekommen, um Sie zu hetzen und zu umgarnen, wie ein flüchtiges Wild. Ob Sie gestehen oder nicht, – in diesem Augenblicke ist es mir einerlei. Für meine Person bin ich auch ohne das überzeugt.«

»Wenn die Sache so steht, warum sind Sie denn gekommen?« fragte Raskolnikoff gereizt. – »Ich stelle Ihnen die frühere Frage, – wenn Sie mich für den Schuldigen halten, warum sperren Sie mich nicht ins Gefängnis?«

»Das ist doch einmal ein Wort! Darum will ich Ihnen diese Frage genau beantworten, – erstens, Sie einfach ins Gefängnis zu sperren, ist für mich unvorteilhaft.«

»Wieso unvorteilhaft? Wenn Sie überzeugt sind, so müssen Sie sogar...«

»Ach, was hat es denn zu sagen, daß ich überzeugt bin? Alles ist doch vorläufig ein Gedanke von mir, eine Einbildung. Ja und warum soll ich Sie dort zur Ruhe setzen?

Sie wiſſen das ſelbſt, wenn Sie darauf drängen. Ich bringe zum Beiſpiel den Kleinbürger hin, um Sie zu überführen, Sie werden ihm aber ſagen, – biſt du betrunken oder nicht? Wer hat dich mit mir zuſammen geſehen? Ich habe dich einfach für einen Betrunkenen gehalten, und du warſt es auch, – was ſoll ich Ihnen darauf erwidern, umſomehr, als Ihre Worte überzeugender ſind als ſeine, denn in ſeiner Ausſage ſteckt nur eine pſychologiſche Mutmaßung, – das paßt aber zu ſeiner Fratze nicht mal, – Sie aber treffen den Kernpunkt, denn der gemeine Kerl trinkt ſehr ſtark und iſt dafür bekannt. Und ich habe ſelbſt Ihnen offen ſchon einigemal geſagt, daß dieſe Pſychologie zwei Seiten hat, und daß die zweite Seite die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, und habe hinzugefügt, daß ich außer dieſem vorläufig gar nichts gegen Sie in den Händen habe. Und obwohl ich Sie einſperren werde, und ſogar ſelbſt gekommen bin – (was doch ſicher nicht gang und gäbe iſt) – Ihnen im voraus alles mitzuteilen, trotzdem ſage ich Ihnen offen – (was wieder nicht gang und gäbe iſt) – daß dies für mich unvorteilhaft ſein wird. Und zweitens, bin ich darum zu Ihnen gekommen...«

»Und zweitens?« Raskolnikoff rang immer noch nach Atem.

»Weil ich mich, wie ich Ihnen ſchon vorhin erklärte, für verpflichtet halte, Ihnen eine Erklärung abzugeben. Ich will nicht, daß Sie mich für ein Scheuſal anſehen ſollen, umſomehr, als ich zu Ihnen eine aufrichtige Neigung gefaßt habe, ob Sie mir glauben oder nicht. Und deswegen bin ich, drittens, gekommen, Ihnen den offenen und direkten Vorſchlag zu machen – ſich ſelbſt anzuzeigen und ein Geſtändnis abzulegen. Das iſt für Sie das Geſcheiteſte, und auch für

mich am vorteilhafteſten, – dann bin ich die Sache los. Nun, war ich meinerſeits offen oder nicht?«

Raskolnikoff dachte einen Augenblick nach.

»Hören Sie, Porphyri Petrowitſch, Sie ſagen doch ſelbſt, – es iſt nur auf Pſychologie begründet, indeſſen aber ziehen Sie die Mathematik herein. Nun wie, wenn Sie ſich ſelbſt irren?«

»Nein, Rodion Romanowitſch, ich irre mich nicht. Ich habe ein Endchen in der Hand. Das Endchen hatte ich auch damals erwiſcht; Gott hat es mir geſchenkt!«

»Was für ein Endchen?«

»Das ſage ich nicht, Rodion Romanowitſch. In jedem Falle aber habe ich jetzt nicht mehr das Recht, es hinauszuſchieben; ich werde Sie verhaften. Alſo ziehen Sie dies in Betracht, – für mich iſt es jetzt gleichgültig, folglich tue ich es bloß um Ihretwillen. Bei Gott, es wird für Sie beſſer ſein, Rodion Romanowitſch!«

Raskolnikoff lächelte boshaft.

»Es iſt doch nicht bloß lächerlich, es iſt unverſchämt. Und mag ich ſchuldig ſein, – was ich noch gar nicht ſage, – nun, warum ſoll ich denn zu Ihnen mit einem freiwilligen Geſtändnis kommen, wenn Sie ſchon ſelbſt ſagen, daß ich dort bei Ihnen mich zur Ruhe ſetzen werde?«

»Ach, Rodion Romanowitſch, trauen Sie nicht ganz den Worten; vielleicht wird es auch nicht ganz ‚zur Ruhe' ſein! Es iſt doch bloß eine Theorie und zudem noch meine eigene, was für eine Autorität aber bin ich für Sie? Vielleicht verheimliche ich auch jetzt noch irgend etwas vor Ihnen. Ich kann Ihnen doch nicht alles offenbaren und zeigen. He–he! Außerdem, Sie fragen, welchen Vorteil Sie haben werden? Ja, wiſſen Sie auch, welch eine Strafermäßigung

Sie erhalten werden? Wann werden Sie kommen, in welchem Augenblick? Überlegen Sie es sich doch bloß! In dem Momente, wo schon ein anderer das Verbrechen auf sich genommen und die ganze Angelegenheit verwirrt hat! Und ich will, – so wahr ein Gott ist – alles ‚dort' so einrichten und arrangieren, daß Ihr Geständnis wie vollkommen unerwartet erscheinen wird. Diese ganze Psychologie wollen wir ganz vernichten, allen Verdacht will ich in nichts verwandeln, so daß Ihr Verbrechen, wie eine Art Verblendung erscheinen wird, denn – offen gestanden, – es war auch eine Verblendung. Ich bin ein ehrlicher Mensch, Rodion Romanowitsch, und werde mein Wort halten.«

Raskolnikoff schwieg traurig und ließ den Kopf sinken; er dachte lange nach, plötzlich lächelte er wieder, aber sein Lächeln war diesmal schon sanft und traurig.

»Ach, es ist nicht nötig!« sagte er, als ob er sich gar nicht mehr vor Porphyri Petrowitsch verberge. – »Es lohnt sich nicht! Ich brauche gar nicht Ihre Strafermäßigung!«

»Das fürchtete ich gerade!« rief Porphyri Petrowitsch innig und unwillkürlich, – »das fürchtete ich gerade, daß Sie unsere Ermäßigung nicht brauchen.«

Raskolnikoff blickte ihn traurig und eindringlich an.

»Hören Sie, verschmähen Sie das Leben nicht!« fuhr Porphyri Petrowitsch fort. – »Sie haben noch viel von ihm zu erwarten. Warum ist eine Strafermäßigung nicht nötig, warum nicht? Sie ungeduldiger Mensch!«

»Was habe ich denn noch viel vor?«

»Zu leben! Was sind Sie für ein Prophet, wissen Sie denn wie viel? Suchet und ihr werdet finden. Vielleicht hat Sie Gott hier geprüft. Ja, und nicht ewig wird doch die Kette angelegt...«

»Eine Ermäßigung wird ſein...« lachte Raskolnikoff.

»Haben Sie etwa Furcht vor der Bourgeoisſchande? Das iſt wohl möglich, daß Sie dieſes ſchreckt, und Sie wiſſen es vielleicht ſelbſt nicht, – denn Sie ſind noch jung! Aber Sie ſollten ſich wenigſtens doch nicht fürchten oder etwa ſchämen, ein Geſtändnis abzulegen.«

»Ach, ich pfeife darauf!« flüſterte Raskolnikoff verächtlich und mit Widerwillen, als ob er darüber auch nicht mehr reden wolle. Er war wieder aufgeſtanden, als ob er irgendwohin gehen wollte, ſetzte ſich aber von neuem in ſichtlicher Verzweiflung.

»Da haben wir es – ich pfeife darauf! Sie haben den Glauben verloren, und meinen auch, daß ich Ihnen grob ſchmeichle; haben Sie denn ſo lange gelebt? Verſtehen Sie denn ſo viel davon? Haben ſich eine Theorie ausgedacht, und ſchämen ſich nun, daß nichts daraus wurde, und daß es zu wenig originell herauskam. Es nahm ein gemeines Ende, das iſt wahr, aber Sie ſind doch kein hoffnungsloſer Schuft! Sie haben ſich wenigſtens nicht lange Sand in die Augen geſtreut, Sie ſind mit einem bis zu den äußerſten Grenzen gegangen. Für wen halte ich Sie denn? Ich halte Sie für einen von der Sorte Menſchen, denen man den Leib aufſchlitzen kann, die aber ruhig daſtehen und mit einem Lächeln auf ihre Peiniger blicken, – wenn ſie nur einen Glauben oder einen Gott gefunden haben. Nun, gehen Sie und finden Sie es und Sie werden leben. Außerdem müſſen Sie ſchon längſt eine Luftveränderung haben. Was, das Leiden iſt auch eine gute Sache. Leiden Sie eine Zeit. Nikolai hat vielleicht auch recht, daß er Leiden ſucht. Ich weiß, daß Sie noch nicht glauben können, – grübeln Sie aber nicht zu viel; geben Sie ſich einfach, ohne viel zu überlegen,

dem Leben hin; seien Sie sicher, – es bringt Sie an das Ufer und stellt Sie auf die Beine. An was für ein Ufer weiß ich nicht. Woher soll ich es auch wissen? Ich glaube nur daran, daß Sie noch viel zu leben haben. Ich weiß auch, daß Sie meine Worte jetzt wie eine auswendig gelernte Predigt auffassen; aber vielleicht werden Sie sich ihrer einmal später erinnern und sie werden Ihnen von Nutzen sein können. Aus diesem Grunde spreche ich auch. Es ist gut, daß Sie nur diese Alte ermordet haben. Wenn Sie aber sich eine andere Theorie ausgedacht hätten, so würden Sie vielleicht eine um hundert Millionen schlimmere Sache vollbracht haben! Man muß vielleicht noch Gott danken; woher wissen Sie es? Vielleicht behütet Sie Gott aus irgend einem Grunde. Sie sollten aber ein großes Herz haben und sich weniger fürchten. Ihnen ist bange vor der Größe dessen, was jetzt zu geschehen hat? Nein, in diesem Falle muß man sich schämen, bange zu sein. Wenn Sie einen solchen Schritt getan haben, so nehmen Sie sich auch jetzt zusammen. Darin liegt die ausgleichende Gerechtigkeit. Erfüllen Sie nun mal, was die Gerechtigkeit verlangt. Ich weiß, daß Sie nicht glauben, aber – bei Gott – das Leben wird Ihnen zu weiterem verhelfen. Nachher werden Sie es selbst gern haben. Sie brauchen jetzt bloß Luft, Luft und Luft!«

Raskolnikoff zuckte zusammen.

»Ja, wer sind Sie denn?« rief er aus. – »Sind Sie etwa ein Prophet? Woher haben Sie diese hohe majestätische Ruhe, um mir superkluge Prophezeiungen vorzuorakeln?«

»Wer ich bin? Ich bin ein abgetaner Mensch, mehr nicht. Ein Mensch, der vielleicht empfindet und Mitgefühl besitzt, vielleicht auch etwas weiß, aber schon vollkommen abgetan ist. Sie aber – mit Ihnen steht es anders; Ihnen hat

Gott das Leben vorbehalten; wer weiß, vielleicht geht bei Ihnen alles wie ein Dunst vorüber, nichts wird zurückbleiben. Nun, was ist denn dabei, daß Sie in eine andere Gattung von Menschen übergehen werden? Sie mit Ihrem Herzen sollten doch nicht den Komfort bedauern? Was ist denn dabei, daß man Sie vielleicht lange nicht mehr sehen wird? Hier handelt es sich nicht um die Zeit, sondern um Sie selbst. Werden Sie eine Sonne, und alle werden Sie sehen. Eine Sonne muß vor allen Dingen eine Sonne sein. Warum lächeln Sie wieder, – daß ich solch ein Schiller bin? Und ich gehe eine Wette ein, Sie meinen, daß ich mich an Sie heranschmeichle! Nun, vielleicht schmeichle ich mich auch tatsächlich heran, he–he–he! Sie brauchen mir, Rodion Romanowitsch, meinetwegen kein Wort zu glauben, meinetwegen, glauben Sie auch niemals, – ich habe schon so eine Art, gebe es zu; aber eins füge ich hinzu, – ob ich ein gemeiner und wie weit ich ein ehrlicher Mensch bin, können Sie, glaube ich, selbst beurteilen!«

»Wann denken Sie mich zu verhaften?«

»Nun, anderthalb oder zwei Tage kann ich Sie noch frei herumgehen lassen. Denken Sie nach, mein Lieber, beten Sie zu Gott. Ja, es ist vorteilhafter, – bei Gott – vorteilhafter.«

»Wenn ich aber fliehen werde?« fragte Raskolnikoff mit einem sonderbaren Lächeln.

»Nein, Sie werden nicht fliehen. Ein Bauer wird davonlaufen, ein moderner Sektierer wird fliehen – ein Lakai, der von fremden Gedanken zehrt, dem man bloß eine Fingerspitze zu zeigen braucht und der an alles, was Sie wollen, sein Lebelang glauben wird. Sie aber glauben doch nicht mehr an Ihre Theorie, – warum wollen Sie fliehen? Ja,

und was wollen Sie in einem freiwilligen Exil? Im Exil iſt es häßlich und ſchwer, Sie aber brauchen vor allen Dingen Leben und eine beſtimmte Lage, eine entſprechende Luft, und gibt es für Sie im Exil die nötige Luft? Wenn Sie fliehen werden, kehren Sie ſelbſt zurück. Ohne uns können Sie nicht auskommen. Und wenn ich Sie ins Gefängnis ſetze, – nun, Sie werden einen Monat ſitzen, meinetwegen auch zwei oder drei, und dann werden Sie plötzlich, – denken Sie an meine Worte, – ſelbſt zu mir kommen und geſtehen, und möglicherweiſe für Sie ſelbſt unerwartet. Sie werden ſelbſt noch eine Stunde vorher nicht wiſſen, daß Sie ein Geſtändnis ablegen werden. Ich bin ſogar überzeugt, daß Sie auf den Gedanken kommen werden, das Leiden auf ſich zu nehmen. Sie glauben mir jetzt nicht auf mein bloßes Wort hin, Sie werden ſelbſt aber darauf verfallen. Denn das Leiden, Rodion Romanowitſch, iſt ein großes Ding; laſſen Sie außer acht, daß ich fett und dick geworden bin, das tut nichts, ich weiß es dennoch; lachen Sie nicht darüber, – im Leiden liegt eine tiefe Idee. Nikolai hat recht. Nein, Sie werden nicht davonlaufen, Rodion Romanowitſch.«

Raskolnikoff ſtand von ſeinem Platz auf und nahm ſeine Mütze. Porphyri Petrowitſch erhob ſich auch.

»Sie wollen ſpazieren gehen? Der Abend wird ſchön werden, es möge nur kein Gewitter kommen. Es wäre zwar beſſer, wenn es friſcher würde...«

Er nahm auch ſeine Mütze.

»Porphyri Petrowitſch,« ſagte Raskolnikoff mit ſtrenger Eindringlichkeit, »bitte, ſetzen Sie ſich nicht in den Kopf, daß ich Ihnen heute geſtanden habe. Sie ſind ein ſonderbarer Menſch und ich habe Ihnen aus bloßer Neugier zugehört.

Ich habe Ihnen aber nichts eingeſtanden... Vergeſſen Sie es nicht.«

»Nun gut, ich werde es nicht vergeſſen, – ſehen Sie nur, wie Sie zittern. Seien Sie ruhig, mein Lieber; Ihren Willen ſollen Sie haben. Gehen Sie ein wenig ſpazieren; zu viel aber ſollen Sie nicht gehen. Ich habe an Sie für jeden Fall noch eine kleine Bitte,« fügte er mit geſenkter Stimme hinzu, – »eine peinliche, aber wichtige Bitte, – wenn Sie, das heißt, für jeden Fall... woran ich übrigens nicht glaube und Sie zu ähnlichem für ganz und gar nicht fähig halte,... falls – ich ſage es bloß für jeden Fall – Sie in dieſen vierzig oder fünfzig Stunden Luſt verſpüren ſollten, die Sache irgendwie anders, in einer phantaſtiſchen Weiſe aus der Welt zu ſchaffen, – ſagen wir, Hand an ſich legen zu wollen... es iſt ja eine unſinnige Annahme, entſchuldigen Sie bitte, – hinterlaſſen Sie dann eine kurze aber genaue Mitteilung. Es brauchen bloß zwei Zeilen, zwei kurze Zeilen zu ſein und erwähnen Sie auch den Stein; das wird anſtändiger ſein. Nun, auf Wiederſehen... Ich wünſche Ihnen gute Gedanken und die rechten Vorſätze!«

Porphyri Petrowitſch ging gebückt hinaus, und vermied es, Raskolnikoff anzublicken. – Raskolnikoff trat an das Fenſter und wartete gereizt und ungeduldig, bis jener auf der Straße ſein konnte und weitergegangen war. Dann verließ auch er ſelbſt ſchnell das Zimmer.

III.

Er eilte zu Sſwidrigailoff. Was er von dieſem Menſchen erwartete, – wußte er ſelbſt nicht. Er wußte nur das eine, daß der eine Macht über ihn hatte. Nachdem er dies

einmal eingesehen hatte, konnte er sich nicht länger mehr beunruhigen und außerdem war jetzt die richtige Zeit gekommen. – Auf dem Wege quälte ihn besonders die eine Frage, – war Ssswidrigailoff bei Porphyri Petrowitsch gewesen?

Soweit er beurteilen konnte, und er hätte darauf schwören mögen, – war er nicht dort gewesen! Er dachte wiederholt nach, rief den ganzen Besuch Porphyri Petrowitschs in seine Erinnerung zurück und überlegte: – nein, er war nicht bei ihm gewesen, ganz gewiß nicht!

Aber wenn er noch nicht dort gewesen war, würde er oder würde er nicht zu Porphyri Petrowitsch hingehen?

Vorläufig schien es Raskolnikoff, als ob er nicht hingehen würde. Warum? Er konnte sich selber dies nicht erklären, aber wenn er es auch gekonnt hätte, so wollte er sich jetzt nicht den Kopf darüber zerbrechen. Dies alles quälte ihn, und doch hatte er zugleich für etwas anderes Interesse. Es war erstaunlich und niemand würde es vielleicht geglaubt haben, – um sein jetziges unumgängliches Schicksal war er wenig besorgt, er dachte nur zerstreut daran. Ihn quälte etwas anderes, anscheinend Wichtigeres, etwas Außergewöhnliches, – das nur ihn selbst und niemand anderen betraf. Außerdem empfand er eine grenzenlose seelische Erschlaffung, obgleich sein Verstand an diesem Morgen besser arbeitete, als in allen diesen letzten Tagen.

Und war es der Mühe wert, nach alledem, was vorgefallen war, diese neuen winzigen Bedrängnisse zu überwinden? War es der Mühe wert, zum Beispiel, zu intrigieren, damit Ssswidrigailoff nicht zu Porphyri Petrowitsch hingehe; ihn zu studieren, auszukundschaften und Zeit zu verlieren für einen Ssswidrigailoff?

Oh, wie ihm dies alles langweilig war!

Indeſſen eilte er aber doch zu Sſwidrigailoff; erwartete er etwa von ihm etwas neues, oder Fingerzeige oder einen Ausweg? Man greift in der Not auch nach einem Strohhalm! Führte ſie etwa jetzt das Schickſal oder ein Inſtinkt zuſammen? Vielleicht war es bloß Müdigkeit, Verzweiflung, vielleicht brauchte er gar nicht Sſwidrigailoff, ſondern jemand anderen, und Sſwidrigailoff war ihm nur in den Weg gelaufen. Sſonja? Ja, wozu ſollte er jetzt zu Sſonja gehen? Wieder um ihre Tränen betteln? Sſonja war ihm jetzt ſchrecklich. In Sſonja ſtellte er ſich ein unerbittliches Urteil, einen unwandelbaren Entſchluß vor. Hier aber handelte es ſich darum, entweder ihr oder ſein Weg. Beſonders im gegenwärtigen Augenblicke war er außerſtande, ſie zu ſehen. Nein, es wäre beſſer, Sſwidrigailoff auszuforſchen, – was wäre dabei? Er konnte ſich nicht innerlich eingeſtehen, daß er tatſächlich jenen ſchon längſt zu irgend etwas gebrauchte.

Aber was konnte es zwiſchen ihnen beiden gemeinſames geben? Selbſt eine Freveltat konnte ſie beide nicht auf gleiche Stufe bringen. Dieſer Menſch war ihm ſehr unangenehm, offenbar äußerſt verdorben, ſicher aber ſchlau und unzuverläſſig, und vielleicht auch bösartig. Von ihm wurde allerhand erzählt. Es war ja richtig, er hat ſich der Kinder Katerina Iwanownas angenommen; aber wer weiß, zu welchem Zwecke und was es noch auf ſich hatte? Dieſer Menſch hatte ſtets ſeine Abſichten und Pläne.

In all dieſen Tagen ſchwebte ſtändig Raskolnikoff noch ein Gedanke vor und beunruhigte ihn ſehr, obwohl er ihn ſtets von ſich zu weiſen ſuchte; ſo ſchwer laſtete dieſer Gedanke auf ihm! Er dachte – Sſwidrigailoff hat die ganze

Zeit sich mit ihm beschäftigt; Sswidrigailoff hat sein Geheimnis erfahren und hatte schon böse Absichten gegenüber Dunja. Man könnte doch fast mit Bestimmtheit sagen, daß er sie noch haben werde. Und wenn er jetzt, nachdem er sein Geheimnis erfahren und so über ihn eine Macht erhalten hätte, sie als eine Waffe gegen Dunja benutzen wollte?

Dieser Gedanke quälte ihn sogar im Traume, aber noch nie war er ihm so deutlich gekommen, wie jetzt. Und dieser Gedanke allein versetzte ihn in die äußerste Wut. Dann würde sich alles verändern, sogar seine eigene Lage, – er muß dann sofort sein Geheimnis Dunetschka mitteilen. Er mußte sich vielleicht selbst verraten, um Dunetschka von einem unvorsichtigen Schritt abzuhalten. Und der Brief? Heute früh hatte Dunetschka einen Brief erhalten! Von wem in Petersburg kann sie Briefe empfangen? Etwa von Luschin? Es ist ja wahr, dort paßt Rasumichin auf, aber Rasumichin weiß doch nichts von alldem. Vielleicht muß er sich auch Rasumichin anvertrauen. Raskolnikoff dachte mit Widerwillen an diese Möglichkeit.

Er beschloß endgültig, Sswidrigailoff in jedem Falle möglichst bald aufzusuchen. Gott sei Dank, hier handelt es sich nicht so sehr um die Einzelheiten, als um den Kernpunkt der Sache, – aber wenn er, wenn er schon fähig war... wenn Sswidrigailoff irgend etwas gegen Dunja vorhatte, – so...

Raskolnikoff war während dieser ganzen Zeit, während dieses ganzen Monats so abgespannt geworden, daß er jetzt ähnliche Fragen nicht anders mehr lösen konnte, als bloß durch das eine, – »dann töte ich ihn!« Das dachte er auch in diesem Augenblicke mit kalter Verzweiflung. Schwer bedrückte es sein Herz; er blieb mitten auf der Straße stehen und begann sich umzusehen, – welchen Weg er ging und

wohin er gekommen war? Er befand ſich auf dem N.ſchen Proſpekt, dreißig oder vierzig Schritte vom Heumarkt entfernt, den er paſſiert hatte. Der ganze zweite Stock eines Hauſes linker Hand war von einem Reſtaurant eingenommen. Alle Fenſter waren weit geöffnet; das Reſtaurant war, nach den vielen an den Fenſtern ſich bewegenden Geſtalten zu urteilen, ſtark beſetzt. Im Saale ſang ein Chor, Lieder, Klarinetten und Geigen tönten und eine türkiſche Trommel lärmte. Man hörte auch das Gekreiſche einiger Weiber. Er wollte umkehren und begriff gar nicht, wie er auf den N.ſchen Proſpekt gekommen war, als er plötzlich in einem der letzten offenen Fenſter des Reſtaurants Sſwidrigailoff erblickte, der dort hinter einem Teetiſch mit einer Pfeife im Munde ſaß. Er erſchrak, und ſein Schrecken ward zum Entſetzen. Sſwidrigailoff blickte ihn an und beobachtete ihn ſchweigend und wollte – was Raskolnikoff ebenfalls betroffen machte, wie es ſchien, aufſtehen, um leiſe und unbemerkt fortzugehen. Raskolnikoff gab ſich ſofort den Anſchein, als hätte auch er ihn nicht bemerkt, und blickte in Gedanken verſunken zur Seite, ohne aber ihn ganz aus dem Auge zu laſſen. Sein Herz klopfte unruhig. Es war richtig, – Sſwidrigailoff wollte offenbar nicht geſehen werden. Er nahm die Pfeife aus dem Munde und wollte ſich verbergen; als er aber aufſtand und den Stuhl zur Seite ſchob, hatte er wahrſcheinlich gemerkt, daß Raskolnikoff auch ihn geſehen und beobachtet hatte. Es war etwas, was der Szene ihres erſten Zuſammentreffens bei Raskolnikoff, während ſeines Schlafes, glich. Ein ſpöttiſches Lächeln zeigte ſich auf dem Geſichte Sſwidrigailoffs. Beide wußten, daß ſie einander geſehen und beobachtet hatten. Zuletzt lachte Sſwidrigailoff laut auf.

»Nun! Kommen Sie doch herauf, wenn Sie wollen; ich bin hier!« rief er ihm aus dem Fenſter zu.

Raskolnikoff ging in das Reſtaurant hinauf. Er fand ihn in einem ſehr kleinen Hinterzimmer mit einem Fenſter, das an den großen Saal anſtieß, in dem an etwa zwanzig kleinen Tiſchen beim greulichen Gebrüll eines Sängerchores Kaufleute, Beamte und andere Leute Tee tranken. Aus einer anderen Ecke vernahm man das Anprallen von Billardkugeln. Auf dem Tiſche vor Sſwidrigailoff ſtand eine angebrochene Flaſche Champagner und ein Glas, zur Hälfte mit Wein gefüllt. In dem kleinen Zimmer befanden ſich außerdem ein Knabe, der eine kleine Drehorgel hatte, und ein kräftiges rotwangiges Mädchen, in einem geſtreiften aufgebauſchten Rocke und einem Tiroler Hütchen mit Bändern. Es war eine Sängerin, etwa achtzehn Jahre alt, die, trotz des Chorgeſanges in dem anderen Zimmer, unter Begleitung der Drehorgel einen Gaſſenhauer mit ziemlich heiſerer Kontrealtſtimme ſang...

»Nun, genug!« unterbrach Sſwidrigailoff ſie beim Eintritt Raskolnikoffs.

Das Mädchen brach ſofort ab und blieb in ehrerbietiger Erwartung ſtehen. Auch ihren Gaſſenhauer hatte ſie mit einem ehrerbietigen und ernſten Ausdrucke im Geſichte geſungen.

»He, Philipp, ein Glas!« rief Sſwidrigailoff.

»Ich werde keinen Wein trinken,« ſagte Raskolnikoff.

»Wie Sie wollen, aber ich habe das Glas nicht Ihretwegen beſtellt. Trink, Katja! Heute brauche ich euch nicht mehr, geht!« — Er goß ihr ein volles Glas Wein ein und legte einen Rubelſchein für ſie auf den Tiſch.

Katja leerte das Glas mit einem Male, wie die Frauen Wein trinken, das heißt, ohne das Glas abzuſetzen und

zwanzigmal ſchluckend, ſie nahm dann den Schein, küßte Sſwidrigailoff die Hand, was er ſehr ernſt zuließ und verließ das Zimmer, ihr folgte der Knabe mit der Drehorgel. Man hatte beide von der Straße heraufgeholt. Sſwidrigailoff wohnte noch nicht einmal eine Woche in Petersburg und alles verkehrte ſchon mit ihm auf recht patriarchaliſchem Fuße. Auch der Kellner Philipp kannte ihn ſchon und bediente ihn unterwürfigſt. Die Tür zum Saale wurde geſchloſſen, Sſwidrigailoff war in dieſem Zimmer wie bei ſich zu Hauſe und verbrachte hier jedenfalls ganze Tage. Das Reſtaurant war ſchmutzig, ſchlecht und nicht einmal von mittlerer Sorte.

»Ich wollte zu Ihnen gehen und ſuchte Sie,« begann Raskolnikoff, »bog aber unverſehens vom Heumarkte zu dem N.ſchen Proſpekt ab! Ich gehe nie dieſen Weg und komme nie hierher. Ich nehme vom Heumarkte immer den Weg zur rechten Hand. Auch der Weg zu Ihnen führt hier nicht vorbei. Doch kaum als ich einbog, erblickte ich Sie ſofort. Das iſt ſeltſam!«

»Warum ſagen Sie nicht offen heraus, – das iſt ein Wunder!«

»Weil es vielleicht nur ein Zufall iſt.«

»Wie ſonderbar all dieſe Leute beſchaffen ſind!« lachte Sſwidrigailoff, »Sie wollen es nicht eingeſtehen, wenn Sie auch innerlich ſelbſt an Wunder glauben! Sie ſagen doch ſelbſt, daß es – ‚vielleicht' – bloß ein Zufall iſt. Und wie ſie alle hier feig ſind, eine eigene Meinung zu haben, können Sie ſich gar nicht vorſtellen, Rodion Romanowitſch. Ich meine nicht Sie. Sie haben eine eigene Meinung und fürchten ſich nicht, ſie zu haben. Darum haben Sie auch mein Intereſſe gefeſſelt.«

»Sonſt durch nichts?«

»Aber das genügt doch.«

Sſwidrigailoff war offenbar in erregtem Zuſtande, doch nur ein klein wenig; von dem Wein hatte er nur ein halbes Glas getrunken.

»Mir ſcheint es, Sie kamen ſchon zu mir, ehe Sie erfuhren, daß ich fähig bin, das zu haben, was Sie eine eigene Meinung nennen,« bemerkte Raskolnikoff.

»Nun, damals war es eine andere Sache. Jeder hat ſeine eigenen Wege. Was aber das Wunder anbetrifft, muß ich Ihnen ſagen, daß Sie anſcheinend dieſe letzten zwei oder drei Tage verſchlafen haben. Ich habe Ihnen ſelbſt dieſes Reſtaurant angegeben, und es war gar kein Wunder, daß Sie hierher kamen; ich habe Ihnen ſelbſt den ganzen Weg beſchrieben und Ihnen den Ort und die Stunden geſagt, wann man mich hier treffen kann. Erinnern Sie ſich?«

»Ich habe es vergeſſen,« antwortete Raskolnikoff verwundert.

»Es ſcheint ſo. Zweimal habe ich es Ihnen geſagt. Die Adreſſe hat ſich Ihrem Gedächtniſſe mechaniſch eingeprägt. Sie ſchlugen auch dieſen Weg mechaniſch ein, indeſſen ſtreng der Adreſſe folgend, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Als ich es Ihnen damals ſagte, glaubte ich nicht, daß Sie mich verſtanden hatten. Sie verraten ſich zu ſehr, Rodion Romanowitſch. Noch eins: – ich bin überzeugt, daß es in Petersburg viele Leute gibt, die im Gehen mit ſich ſelbſt ſprechen. Es iſt eine Stadt von Halbverrückten. Wenn wir die Wiſſenſchaften mehr pflegten, ſo könnten Mediziner, Juriſten und Philoſophen, jeder auf ſeinem Spezialgebiete die wertvollſten Unterſuchungen über Petersburg anſtellen. Selten findet man ſo viel finſtere, tiefeinſchneidende und eigentümliche

Einflüſſe auf die Seele eines Menſchen vor, wie in Petersburg. Was allein ſind die klimatiſchen Einflüſſe wert! Indeſſen iſt es das adminiſtrative Zentrum von ganz Rußland, und ſein Charakter muß ſich in allem geltend machen. Aber es handelt ſich jetzt nicht darum, ſondern, daß ich Sie ein paarmal ſchon heimlich beobachtet habe. Sie verlaſſen Ihre Wohnung – halten den Kopf nach oben. Nach zwanzig Schritten laſſen Sie ihn ſchon ſinken und die Hände legen Sie auf den Rücken. Sie blicken vor ſich und ſehen offenbar weder vor ſich etwas, noch neben ſich. Schließlich beginnen Sie die Lippen zu bewegen und mit ſich ſelbſt zu ſprechen, wobei Sie zuweilen die eine Hand frei machen und deklamieren, endlich bleiben Sie mitten auf dem Wege lange ſtehen. Das iſt nicht gut. Vielleicht beobachtet jemand Sie außer mir, und das iſt nicht vorteilhaft. Mir iſt es im Grunde genommen gleichgültig, und ich werde Sie nicht heilen, aber Sie verſtehen mich ſicher.«

»Wiſſen Sie es, daß man mich beobachtet?« fragte Raskolnikoff und blickte ihn forſchend an.

»Nein, ich weiß nichts davon,« antwortete Sſwidrigailoff, wie verwundert.

»Nun, laſſen wir meine Perſon aus dem Spiel,« murmelte Raskolnikoff mit verdüſtertem Geſichte.

»Gut, laſſen wir Sie aus dem Spiel.«

»Sagen Sie mir lieber, – wenn Sie hierher gehen zu trinken und mir ſelbſt dieſen Ort zweimal genannt haben, damit ich hierher zu Ihnen kommen ſoll, warum verſteckten Sie ſich denn und wollten weggehen, als ich Sie von der Straße aus am Fenſter ſah? Ich habe es ſehr gut gemerkt.«

He–he! Warum lagen Sie auf Ihrem Sofa mit geſchloſſenen Augen und ſtellten ſich ſchlafend, während Sie

doch gar nicht ſchliefen, als ich damals bei Ihnen auf der Schwelle ſtand? Ich habe es ſehr gut bemerkt.«

»Ich konnte... Gründe haben... Sie wiſſen es ſelbſt.«

»Auch ich konnte meine Gründe haben, obwohl Sie ſie nicht erfahren werden.«

Raskolnikoff ſetzte den rechten Ellenbogen auf den Tiſch, ſtützte mit den Fingern der rechten Hand ſein Kinn und ſtarrte unverwandt Sſwidrigailoff an. Er betrachtete eine Weile ſein Geſicht, das auch früher ihn ſtets in Staunen geſetzt hatte. Es war ein auffallendes Geſicht, das einer Maske zu gleichen ſchien, – weiß, rotwangig, mit roten, purpurroten Lippen, mit einem hellblonden Barte und noch ziemlich dichten hellblonden Haaren. Die Augen waren zu blau und ihr Blick zu ſchwer und unbeweglich. Es lag etwas äußerſt Unangenehmes in dieſem hübſchen und für ſein Alter viel zu jugendlichen Geſichte. Sſwidrigailoffs Kleidung war elegant, leicht, ſommerlich; beſonders elegant war ſeine Wäſche. An einem Finger hatte er einen großen Ring mit einem koſtbaren Stein.

»Ja, ſoll ich mich denn auch mit Ihnen abgeben,« ſagte Raskolnikoff plötzlich, indem er mit krampfhafter Ungeduld auf ſein Ziel losging, »obgleich Sie vielleicht der gefährlichſte Menſch ſind, wenn Sie Luſt bekommen ſollten, mir zu ſchaden, aber ich will mich nicht mehr verſtellen und Komödie ſpielen. Ich will Ihnen gleich zeigen, daß ich gar keinen großen Wert auf meine Perſon lege, wie Sie wahrſcheinlich annehmen. Wiſſen Sie, ich bin gekommen, Ihnen offen zu erklären, wenn Sie noch Ihre frühere Abſicht gegenüber meiner Schweſter hegen, und wenn Sie zu dieſem Zwecke irgend etwas von dem, was Ihnen in der letzten Zeit bekannt geworden iſt, zu benutzen gedenken, – ich Sie

eher töten werde, bevor Sie mich ins Gefängnis bringen. Mein Wort iſt ſicher, – Sie wiſſen, daß ich es zu halten imſtande bin. Zweitens, wenn Sie mir irgend etwas zu ſagen haben, – denn es ſchien mir die ganze Zeit, als wollten Sie mir etwas mitteilen, – tun Sie es ſchnell, denn die Zeit iſt koſtbar, und vielleicht iſt es ſehr bald zu ſpät.«

»Was haben Sie denn für eine Eile?« fragte Sſwidrigailoff und blickte ihn neugierig an.

»Jeder hat ſeine eigenen Wege,« ſagte Raskolnikoff finſter und ungeduldig.

»Sie haben mich ſelbſt ſoeben gebeten, offen zu ſein, und die erſte Frage lehnen Sie ſchon ab, zu beantworten,« bemerkte Sſwidrigailoff mit einem Lächeln.

»Ihnen ſcheint es immer, daß ich irgend welche Zwecke verfolgen muß und darum betrachten Sie mich argwöhniſch. Nun, das iſt in Ihrer Lage vollkommen begreiflich. Aber wie ſehr ich auch wünſche, mit Ihnen in nähere Beziehungen zu kommen, werde ich mir doch nicht die Mühe machen, Sie vom Gegenteile zu überzeugen. Bei Gott, es iſt nicht der Mühe wert, und ich hatte gar nicht die Abſicht, mit Ihnen über irgend etwas beſonderes zu ſprechen.«

»Wozu brauchten Sie mich dann? Sie ſcharwenzelten doch um mich herum?«

»Ganz einfach, als ein intereſſantes Beobachtungsobjekt. Mir gefielen Sie durch das Phantaſtiſche Ihrer Lage, – das iſt der Grund. Außerdem ſind Sie der Bruder einer Perſönlichkeit, die mich ſehr intereſſierte, und ſchließlich habe ich ſeinerzeit von derſelben Perſönlichkeit ſehr viel und oft über Sie gehört, woraus ich ſchloß, daß Sie einen großen Einfluß auf die Dame haben; iſt denn das nicht genügend Grund? He–he–he! Ich muß übrigens geſtehen, Ihre Frage

iſt für mich ſehr kompliziert, und es fällt mir etwas ſchwer, Ihnen darauf zu antworten. Nun, zum Beiſpiel jetzt, – Sie ſind zu mir nicht bloß wegen der einen Angelegenheit gekommen, ſondern auch wegen etwas ganz neuem? Es ſtimmt doch? Nicht wahr?« ſagte Sſwidrigailoff mit einem ſpöttiſches Lächeln. – »Nun, ſtellen Sie ſich vor, daß ich ſelbſt, noch auf der Reiſe hierher im Eiſenbahnwagen, auf Sie rechnete, daß Sie mir auch etwas neues ſagen würden, und daß es mir gelingen würde, etwas von Ihnen zu entlehnen! Sehen Sie, wie reich wir ſind!«

»Was denn entlehnen?«

»Ja, was ſoll ich Ihnen ſagen? Weiß ich etwa, – was es iſt? Sehen Sie, in was für einem Reſtaurant ich die ganze Zeit hocke, und das iſt mir höchſt unangenehm, das heißt, eigentlich nicht, aber ich muß mich doch irgendwo hinhocken. Nun, und dieſe arme Katja – haben Sie ſie geſehen?... Wäre ich wenigſtens ein Vielfreſſer oder ein Feinſchmecker, Sie ſehen aber ſelbſt, was ich eſſe. – (Er zeigte mit dem Finger in eine Ecke, wo auf einem Tiſchchen das Überbleibſel von einem entſetzlichen Beefſteak mit Kartoffeln ſtand.) – Apropos, haben Sie zu Mittag gegeſſen? Ich habe etwas zu mir genommen und möchte nichts mehr. Wein, z.B., trinke ich gar nicht. Außer Champagner gar keinen Wein, und davon trinke ich auch den ganzen Abend ein einziges Glas, davon tut mir ſchon der Kopf weh. Ich habe ihn bloß beſtellt, um mir auf die Beine zu helfen, denn ich will irgendwohin gehen, Sie ſehen mich in einer beſonderen Stimmung. Ich habe mich darum auch vorhin wie ein Schulbube verſteckt, weil ich meinte, daß Sie mich ſtören werden; aber ich glaube – (er zog ſeine Uhr hervor) – ich kann mit Ihnen noch eine Stunde zuſammen ſein; es iſt

jetzt halb fünf. Glauben Sie mir, wenn ich wenigſtens etwas wäre, ſagen wir, Gutsbeſitzer, Landwirt, oder Vater, ein Ulan, Photograph oder Journaliſt... Aber nichts, ich habe gar keine Spezialität! Zuweilen iſt mir das langweilig. Wirklich, ich glaubte, von Ihnen etwas neues zu hören.«

»Ja, wer ſind Sie denn eigentlich und warum ſind Sie hierher gereiſt?«

»Wer ich bin? Sie wiſſen doch, – bin vom Adel, habe zwei Jahre in der Kavallerie gedient, mich dann hier in Petersburg herumgetrieben, habe Marfa Petrowna geheiratet und auf dem Lande gelebt. Da haben Sie meine Lebensbeſchreibung!«

»Sie ſind wohl ein Spieler?«

»Nein, ich bin kein Spieler. Ein Falſchſpieler iſt kein Spieler.«

»Waren Sie denn Falſchſpieler?«

»Ja, ich war Falſchſpieler.«

»Hat man Sie auch gefaßt?«

»Es iſt auch vorgekommen. Was iſt dabei?«

»Nun, Sie konnten doch gefordert werden... Das bringt doch auch mehr Leben ins Daſein.«

»Ich widerſpreche Ihnen nicht und bin außerdem kein Meiſter im Philoſophieren. Ich will Ihnen geſtehen, daß ich mehr der Weiber wegen hierher gekommen bin.«

»Nachdem Sie kaum Marfa Petrowna beerdigt hatten?«

»Nun ja,« lächelte Sſwidrigailoff mit einer frappanten Offenheit. – »Was iſt dabei? Mir ſcheint, Sie finden etwas ſchlechtes darin, daß ich über die Weiber ſo rede.«

»Das will wohl ſagen, ob ich etwas ſchlechtes in der Unſittlichkeit finde oder nicht?«

»In der Unſittlichkeit! Nun, Sie gehen zu weit! Übri-

gens aber will ich Ihnen zuerſt im allgemeinen über die Frauen antworten. Wiſſen Sie, ich liebe gerade jetzt zu plaudern. Sagen Sie mir, wozu ſoll ich mit enthalten? Warum ſoll ich die Frauen laſſen, wenn ich ein großer Freund davon bin? Sie ſind doch wenigſtens eine Beſchäftigung.«

»Alſo Sie rechnen hier bloß auf die Unſittlichkeit?«

»Was iſt dabei, ja, meinetwegen auf Unſittlichkeit. Wie Sie ſich darauf verſeſſen haben. Ich liebe aber wenigſtens eine offene Frage. In dieſer Unſittlichkeit iſt etwas beſtändiges, in der Natur begründetes und der Phantaſie nicht unterworfenes, etwas, das ſtets wie eine feurige Glut im Blute ſteckt, ewig anfeuert und das man lange nicht, auch mit den Jahren vielleicht nicht, ſo ſchnell auslöſchen kann. Geben Sie doch ſelbſt zu, iſt das nicht eine Art von Beſchäftigung?«

»Wie ſoll man ſich dabei freuen? Es iſt eine Krankheit, und eine gefährliche.«

»Ah, Sie kommen damit! Ich gebe zu, daß es eine Krankheit iſt, wie auch alles, was über das Maß hinausgeht, – und hier wird man unbedingt das Maß überſchreiten, – aber das iſt doch, erſtens, bei dem einen ſo, bei dem anderen anders, und zweitens, muß man eben wie in allem Maß einhalten; es iſt Berechnung und eine gemeine dazu, aber was ſoll man tun? Wenn es dies nicht gäbe, müßte man ſich möglicherweiſe erſchießen. Ich gebe zu, daß ein anſtändiger Menſch verpflichtet iſt, ſich lieber zu langweilen, aber dennoch...«

»Könnten Sie ſich erſchießen?«

»Aber, hören Sie!« erwiderte Sſwidrigailoff mit Widerwillen. »Tun Sie mir den Gefallen und ſprechen Sie nicht davon,« fügte er haſtig hinzu und ohne jegliche Großtuerei,

die ſich in allen ſeinen früheren Worten ausprägte. Sogar ſein Geſicht ſchien ſich verändert zu haben. – »Ich geſtehe dieſe unverzeihliche Schwäche ein, aber was ſoll ich tun, – ich fürchte den Tod und liebe nicht, daß man darüber ſpricht. Wiſſen Sie, ich bin teilweiſe Myſtiker?«

»Ah! Die Erſcheinungen von Marfa Petrowna! Wie, kommt ſie noch immer?«

»Ach, erinnern Sie mich nicht daran; in Petersburg iſt es noch nicht vorgekommen; und hol der Teufel die Erſcheinungen!« rief er mit gereizter Miene aus. – »Nein, wir wollen lieber über... ja übrigens... Hm! Ach, ich habe zu wenig Zeit, kann nicht lange bei Ihnen bleiben, es iſt ſchade! Ich hätte Ihnen etwas mitzuteilen.«

»Was, iſt es eine Frau, die Sie erwartet?«

»Ja, eine Frau, ein ganz unerwarteter Zufall... nein, ich meine nicht das.«

»Nun, und die Schändlichkeit dieſer ganzen Umgebung wirkt ſchon nicht mehr auf Sie? Sie haben ſchon die Kraft verloren, zu ſtoppen?«

»Sie machen auch Anſprüche an Kraft? He–he! Sie haben mich ſoeben überraſcht, Rodion Romanowitſch, obwohl ich im voraus wußte, daß es ſo kommen werde. Sie reden mit mir über Unſittlichkeit und über Äſthetik! Sie – ein Schiller, Sie – ein Idealiſt! Dies alles muß natürlich ſo ſein, und man müßte erſtaunt ſein, wenn es anders wäre, aber trotzdem iſt etwas merkwürdiges vor der Wirklichkeit... Ach, ſchade, daß ich ſo wenig Zeit habe, Sie ſind ein äußerſt intereſſantes Subjekt! Ja, nebenbei gefragt, lieben Sie Schiller? Ich liebe ihn außerordentlich.«

»Was Sie aber für ein Großtuer ſind!« ſagte Raskolnikoff mit einem gewiſſen Abſcheu.

»Ich bin es nicht, bei Gott!« antwortete Sſwidrigailoff mit lautem Lachen, »aber ich will es nicht beſtreiten, mag ich ein Großtuer ſein; doch warum ſoll man auch nicht wichtigtun, wenn es harmlos iſt. Ich habe ſieben Jahre auf dem Lande bei Marfa Petrowna gelebt, ſchon darum freue ich mich zu plaudern, nachdem ich jetzt auf einen klugen Menſchen wie Sie, – auf einen klugen und im höchſten Grade intereſſanten Menſchen geſtoßen bin, und außerdem habe ich dieſes halbe Glas Wein getrunken und es iſt mir ein bißchen zu Kopfe geſtiegen. Die Hauptſache aber iſt, daß es einen Umſtand gibt, der mich ſehr aufgerüttelt hat, den ich aber... verſchweigen werde. Wohin gehen Sie denn?« fragte Sſwidrigailoff plötzlich erſchrocken.

Raskolnikoff machte Miene, ſich zu erheben. Ihm wurde es ſchwer, beengend und peinlich, daß er hierher gekommen war. Von Sſwidrigailoff hatte er die feſte Meinung gewonnen, daß er der unbedeutendſte und inhaltloſeſte Böſewicht der Welt ſei.

»Ach! Setzen Sie ſich, bleiben Sie noch,« bat Sſwidrigailoff, »und beſtellen Sie ſich doch wenigſtens Tee. Bleiben Sie ſitzen, ich will keinen Unſinn mehr, das heißt, über mich ſchwatzen. Ich will Ihnen etwas erzählen. Wollen Sie? Ich werde Ihnen erzählen, wie mich eine Frau, um in Ihrem Stile zu reden, ‚retten wollte‘? Das wird ſogar eine Antwort auf Ihre erſte Frage ſein, weil dieſe Dame – Ihre Schweſter iſt. Darf ich erzählen? Wir ſchlagen auch die Zeit damit tot.«

»Erzählen Sie, aber ich hoffe, Sie...«

»Oh, ſeien Sie ruhig! Außerdem kann Awdotja Romanowna ſogar bei ſolch einem ſchlimmen und oberflächlichen Menſchen, wie ich, bloß die höchſte Achtung hervorrufen.«

IV.

»Sie wiſſen vielleicht, – ich habe es Ihnen übrigens ſelbſt erzählt,« begann Sſwidrigailoff, »daß ich hier im Schuldgefängnis wegen ungeheurer Schulden ſaß, ohne die geringſte Ausſicht, ſie zu tilgen. Es lohnt ſich nicht, die Einzelheiten zu erwähnen, wie mich damals Marfa Petrowna loskaufte; wiſſen Sie, bis zu welcher Bewußtloſigkeit eine Frau ſich zuweilen verlieben kann? Sie war eine ehrliche, ziemlich kluge, obwohl vollkommen ungebildete Frau. Stellen Sie ſich vor, daß dieſe eiferſüchtige und ehrliche Frau nach vielen ſchrecklichen Wutausbrüchen und Vorwürfen ſich entſchloſſen hatte, mit mir ſozuſagen einen Vertrag abzumachen, den ſie während unſerer Verheiratung erfüllte. Die Sache war die, daß ſie bedeutend älter war als ich, und außerdem ſtändig eine Gewürznelke im Munde hatte. Ich hatte in meiner Seele trotz aller Gemeinheit ſo viel Ehrlichkeit, ihr offen zu erklären, daß ich ihr vollkommene Treue nicht halten könne. Dieſes Geſtändnis verſetzte ſie in Wut, aber meine grobe Offenheit ſchien ihr in gewiſſer Weiſe gefallen zu haben. ‚Er will alſo ſelbſt nicht betrügen,‘ dachte ſie, ‚wenn er im voraus es in dieſer Weiſe erklärt,‘ – nun, und für eine eiferſüchtige Frau iſt es das wichtigſte. Nach vielen Tränen kam zwiſchen uns folgender mündlicher Vertrag zuſtande, – erſter Punkt, ich werde Marfa Petrowna nie verlaſſen und ſtets ihr Mann bleiben; zweitens, ohne ihre Erlaubnis werde ich nirgendwohin verreiſen; drittens, eine ſtändige Geliebte werde ich mir nie anſchaffen; viertens, dagegen geſtattet mir Marfa Petrowna, mir zuweilen eine von den Stubenmädchen auszuſuchen, jedoch nicht anders, als mit ihrem geheimen Wiſſen; fünftens, Gott ſoll mich be-

hüten, daß ich mich in eine Frau aus unserem Stande verliebe; sechstens, falls aber, was Gott verhüte, mich irgend eine große und ernste Leidenschaft heimsuchen sollte, muß ich mich Marfa Petrowna anvertrauen. In Bezug auf den letzten Punkt war Marfa Petrowna übrigens die ganze Zeit ziemlich ruhig; sie war eine kluge Frau, und folglich konnte sie mich nicht anders, als für einen liederlichen und lasterhaften Menschen, betrachten, der nicht imstande ist, sich ernstlich zu verlieben. Aber eine kluge Frau und eine eifersüchtige Frau sind zwei verschiedene Dinge, und das ist ein Unglück. Übrigens, um unparteiisch über einige Menschen urteilen zu können, muß man sich vorher von manchen voreingenommenen Ansichten und von der alltäglichen Gewöhnung an die uns umgebenden Menschen und Gegenstände lossagen. Ich habe ein Recht, auf Ihr Urteil mehr, als von jemanden anderen, zu hoffen. Vielleicht haben Sie schon sehr viel lächerliches und unsinniges über Marfa Petrowna gehört. In der Tat, sie hatte manche lächerliche Angewohnheit, aber ich will Ihnen offen sagen, daß ich die zahllosen Bekümmernisse, die ich ihr verursacht habe, aufrichtig bedauere. Das scheint für einen sehr anständigen Oraison funèbre der zärtlichsten Frau von dem zärtlichsten Manne zu genügen. Bei unseren Streitigkeiten schwieg ich meistenteils und war nicht gereizt, und dieses gentlemanlike Benehmen erreichte fast stets das Ziel; es wirkte auf sie und gefiel ihr sogar; es gab auch Fälle, wo sie sogar auf mich stolz war. Aber Ihr Fräulein Schwester hat sie trotzdem nicht ertragen. Und wie war es möglich, daß sie riskiert hatte, solch eine Schönheit in ihr Haus als Gouvernante zu nehmen! Ich erkläre es mir dadurch, daß Marfa Petrowna eine feurige und empfängliche Frau war, und daß sie sich ganz einfach

ſelbſt in Ihre Schweſter verliebt, – buchſtäblich verliebt hatte. Nun, und Awdotja Romanowna hat ſelbſt den erſten Schritt getan, – ob Sie mir glauben oder nicht? Können Sie ſich denken, daß Marfa Petrowna ſogar zuerſt auf mich wegen meines ſtändigen Schweigens über Ihre Schweſter böſe wurde, weil ich mich gegen ihre ewigen und verliebten Lobſprüche auf Awdotja Romanowna gleichgültig verhielt? Ich begreife ſelbſt nicht, was ſie eigentlich wollte! Und ſelbſtverſtändlich erzählte Marfa Petrowna alles, meine ganze Vergangenheit Awdotja Romanowna. Sie hatte die unglückliche Eigenſchaft, allen unſere ganzen Familiengeheimniſſe zu erzählen und vor allen ſtändig über mich zu klagen; wie ſollte ſie da ſolch eine neue und ſchöne Freundin damit verſchonen? Ich nehme ſelbſt an, daß zwiſchen ihnen kein anderes Geſpräch geführt wurde, als über mich, und zweifellos bekam Awdotja Romanowna alle dieſe finſteren geheimnisvollen Märchen zu hören, die über mich im Umlauf ſind ... Ich wette, daß Sie auch irgend etwas derartiges ſchon gehört haben.«

»Ich habe etwas gehört. Luſchin beſchuldigte Sie, daß Sie ſogar die Urſache des Todes eines Kindes waren. Iſt es wahr?«

»Tun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie mich mit allen dieſen Abgeſchmacktheiten in Ruhe,« ſagte Sſwidrigailoff mit Abſcheu und Ekel, »wenn Sie unbedingt wünſchen, über dieſen ganzen Unſinn näheres zu erfahren, will ich es Ihnen einmal erzählen, jetzt aber...«

»Man ſprach auch von einem Diener auf Ihrem Gute und daß Sie angeblich auch die Urſache...«

»Tun Sie mir den Gefallen, genug davon!« unterbrach ihn Sſwidrigailoff von neuem mit ſichtbarer Ungeduld.

»Iſt das nicht derſelbe Diener, der Ihnen nach ſeinem Tode die Pfeife ſtopfen wollte... Sie haben mir noch ſelbſt davon erzählt?« fuhr Raskolnikoff immer gereizter fort.

Sſwidrigailoff blickte Raskolnikoff aufmerkſam an, und jenem ſchien es, daß in dieſem Blicke, gleich einem Blitze, ein boshaftes Lächeln aufzuckte, Sſwidrigailoff aber bemeiſterte ſich und antwortete ſehr höflich:

»Es iſt derſelbe. Ich ſehe, daß auch dies alles Sie außerordentlich intereſſiert, und werde es für meine Pflicht halten, bei der erſten beſten Gelegenheit Ihre Neugier in allen Punkten zu befriedigen. Zum Teufel! Ich ſehe, daß ich tatſächlich jemand als eine romantiſche Perſon erſcheinen kann. Beurteilen Sie ſelbſt, wie dankbar ich der verſtorbenen Marfa Petrowna ſein muß, daß ſie Ihrem Fräulein Schweſter ſo viel Geheimnisvolles und Intereſſantes über mich erzählt hatte. Ich nehme mir nicht die Freiheit, über den Eindruck zu urteilen, aber in jedem Falle war es für mich vorteilhaft. Bei dem ganzen natürlichen Widerwillen Awdotja Romanownas gegen mich und trotz meines ſtändigen finſteren und abſtoßenden Ausſehens – tat ich ihr endlich leid, tat ihr der verlorene Menſch leid. Wenn aber dem Herzen eines jungen Mädchens etwas leid tut, iſt dies ſelbſtverſtändlich für ſie am gefährlichſten. Da bekommt man unbedingt Luſt ‚zu retten‘, aufzurütteln, zu überzeugen, zu edleren Zielen zu rufen und zu neuem Leben und neuer Tätigkeit zu erwecken, – nun, es iſt bekannt, was man in dieſer Art zuſammenträumen kann. Ich habe ſofort gemerkt, daß das Vögelchen ſelbſt ins Netz fliegt, und habe mich meinerſeits vorbereitet. Sie ſcheinen mir das Geſicht zu verziehen, Rodion Romanowitſch? Hat nichts auf ſich, die Sache hat, wie Sie wiſſen, mit Kleinigkeiten geendet. –

Zum Teufel, wie viel Wein ich heute trinke! – Wissen Sie, ich bedauerte immer von Anfang an, daß es Ihrer Schwester nicht vergönnt war, im zweiten oder dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung irgendwo als Tochter eines kleinen regierenden Fürsten oder eines Regenten oder eines Prokonsuls in Kleinasien zur Welt zur kommen. Sie würde zweifellos eine von jenen gewesen sein, die das Martyrium erduldet haben, und sie hätte sicher gelächelt, wenn man ihr die Brust mit glühenden Zangen gebrannt hätte. Sie hätte dies absichtlich auf sich genommen, im vierten oder fünften Jahrhundert aber würde sie in eine Wüste von Ägypten gegangen sein, hätte dort dreißig Jahre gelebt und sich von Wurzeln, Verzückung und Erscheinungen genährt. Sie dürstet bloß und verlangt darnach, irgend eine Marter für jemand auf sich zu nehmen, wenn man ihr aber diese Marter nicht geben wird, so springt sie möglicherweise zum Fenster hinaus. Ich habe etwas von einem Herrn Rasumichin gehört. Man sagt, er sei ein vernünftiger Bursche, worauf auch sein Familienname deutet, wahrscheinlich aus dem geistlichen Stande, nun mag er Ihre Schwester hüten. Mit einem Worte, mir scheint es, ich habe sie verstanden, was ich auch mir als eine Ehre anrechne. Damals aber, das heißt am Anfang der Bekanntschaft, wie Sie selbst wissen, ist man immer leichtsinniger und dümmer, sieht vieles im falschen Lichte, sieht nicht das richtige. Zum Teufel, warum ist sie auch so schön? Ich habe keine Schuld! Mit einem Worte, es begann bei mir mit einer sehr starken wollüstigen Neigung. Awdotja Romanowna ist unbeschreiblich und unerhört keusch. Merken Sie sich, ich teile Ihnen dieses als eine Tatsache über Ihre Schwester mit. Sie ist vielleicht bis zur Krankhaftigkeit keusch, trotz ihres ganzen großen

Verſtandes, und das wird ihr ſchaden. Bei uns tauchte ein Mädchen Paraſcha, die ſchwarzäugige Paraſcha auf, die man ſoeben von einem anderen Gute zu uns gebracht hatte, als Stubenmädchen, und die ich vorher nie geſehen hatte, – ſie war ſehr hübſch, aber unglaublich dumm, – ſie weinte, erhob über den ganzen Hof ein Geheul und es paſſierte ein Skandal. Eines Tages ſuchte Awdotja Romanowna nach dem Eſſen mich abſichtlich allein in einer Allee im Garten auf und verlangte von mir mit blitzenden Augen, daß ich die arme Paraſcha in Ruhe laſſen ſollte. Das war beinahe unſer erſtes Geſpräch zu zweien. Ich hielt es ſelbſtverſtändlich für eine Ehre, ihrem Wunſche nachzukommen, verſuchte mich überraſcht, beſchämt zu ſtellen, nun, mit einem Worte, ich ſpielte meine Rolle nicht übel. Es begannen Beziehungen, geheimnisvolle Geſpräche, Moralpredigten, Bitten, Flehen, ſogar Tränen, – können Sie es glauben, ſogar Tränen! Sehen Sie, wie ſtark und weit bei manchen jungen Mädchen die Leidenſchaft Propaganda machen geht! Ich ſchob ſelbſtverſtändlich alles auf mein Schickſal, ſtellte mich hin als einen nach Erleuchtung Hungernden und Dürſtenden, und ſchließlich machte ich von dem größten und unerſchütterlichen Mittel, Frauenherzen zu erobern, Gebrauch, von dem Mittel, das nie und nimmer trügt und das entſchieden auf alle, ohne jede Ausnahme, wirkt. Es iſt ein bekanntes Mittel – die Schmeichelei. Es gibt nichts ſchwereres in der Welt, als offener Freimut, und nichts leichteres, als Schmeichelei. Wenn im Freimut bloß ein hundertſter Teil des Tones falſch iſt, ſo tritt ſofort eine Diſſonanz und nach ihr – ein Skandal ein. Wenn aber in der Schmeichelei alles, bis zum geringſten Tone falſch iſt, auch dann iſt ſie angenehm und wird mit Vergnügen angehört, und wenn auch

mit grobem Vergnügen, ſo doch mit Vergnügen. Und mag die Schmeichelei noch ſo derb ſein, ſo wird doch unbedingt wenigſtens die Hälfte als Wahrheit geglaubt. Und das gilt für alle Entwicklungsſtufen und Schichten der Geſellſchaft. Sogar eine Veſtalin kann man durch Schmeichelei verführen. Von gewöhnlichen Menſchen lohnt ſich nicht mal zu reden. Ich kann mich nicht ohne Lachen daran erinnern, wie ich einmal eine Dame, die ihrem Manne, ihren Kindern und ihren Tugenden ergeben war, verführt habe. Wie amüſant es war und wie wenig Arbeit es mir machte! Die Dame war tatſächlich tugendhaft, wenigſtens in ihrer Art. Meine ganze Taktik beſtand darin, daß ich jeden Augenblick von ihrer Keuſchheit einfach erdrückt war und mich davor in den Staub warf. Ich ſchmeichelte ihr gottlos und kaum, wenn ich von ihr einen Händedruck, ſelbſt einen Blick erhaſchte, machte ich mir Vorwürfe, daß ich dies ihr mit Gewalt abgenötigt habe, daß ſie ſich dem widerſetzt, ſich dem ſo widerſetzt habe, daß ich ſicher nie etwas von ihr erlangt hätte, wenn ich ſelbſt nicht ſo verdorben wäre, daß ſie in ihrer Unſchuld meine Argliſt nicht vorgeſehen habe und unabſichtlich, ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu ahnen, mir entgegengekommen wäre, und dergleichen mehr. Mit einem Worte, ich erreichte alles, meine Dame aber blieb im höchſten Grade davon überzeugt, daß ſie unſchuldig und keuſch wäre und alle Pflichten und Schuldigkeiten erfüllt habe, daß ſie aber zufällig gefallen war. Und wie böſe wurde ſie auf mich, als ich ihr zu guter Letzt erklärte, daß meiner aufrichtigen Überzeugung nach, ſie ebenſo, wie ich, einen Genuß geſucht habe. Die arme Marfa Petrowna war auch ſchrecklich empfänglich für Schmeichelei, wenn ich nur gewollt hätte, ſo hätte ſie ſicher ihr ganzes Vermögen auf meinen Namen noch

bei ihren Lebzeiten umgeſchrieben. – Jedoch, ich trinke viel Wein und ſchwatze. – Ich hoffe, Sie werden nicht böſe werden, wenn ich jetzt erwähne, daß ſich auch bei Awdotja Romanowna dasſelbe Reſultat zu zeigen begann. Ich war aber ſelbſt dumm und ungeduldig und habe die ganze Sache verdorben. Awdotja Romanowna mißfiel furchtbar der Ausdruck meiner Augen, ſchon einige Male vorher, – das eine Mal aber ganz beſonders, – glauben Sie es? Mit einem Worte, in meinen Augen leuchtete immer ſtärker und unvorſichtiger ein gewiſſes Feuer, das ſie bange machte und ihr ſchließlich verhaßt wurde. Die Einzelheiten lohnen ſich nicht zu erzählen, aber wir kamen auseinander. Da machte ich wieder eine Dummheit. Ich begann in der gröbſten Weiſe alle dieſe Propaganda und Bekehrungen zu verhöhnen; Paraſcha erſchien wieder auf der Bildfläche, und nicht allein ſie, – mit einem Worte, es begann ein Sodom. Ach, Rodion Romanowitſch, wenn Sie nur ein einziges Mal im Leben die Augen Ihrer Schweſter geſehen hätten, wie ſie zuweilen zu blitzen verſtehen! Es tut nichts, daß ich jetzt betrunken bin und ſchon ein ganzes Glas Wein getrunken habe, ich ſage die Wahrheit; ich verſichere Sie, daß ich von dieſem Blicke träumte; ich konnte ſchließlich nicht mehr das Rauſchen ihres Kleides ertragen. Ich dachte in der Tat, daß ich die Fallſucht bekomme, nie habe ich es mir träumen laſſen, daß ich ſo außer mir geraten könne. Mit einem Worte, es war notwendig Frieden zu ſchließen, aber es war ſchon unmöglich. Und ſtellen Sie ſich vor, was ich dann tat? Bis zu welchem Stumpfſinn die raſende Wut einen Menſchen bringen kann! Unternehmen Sie niemals etwas in raſender Wut, Rodion Romanowitſch. In der Annahme, daß Awdotja Romanowna im Grunde genommen bettelarm iſt –

(ach, entſchuldigen Sie, ich wollte nicht das ſagen... iſt es aber nicht einerlei, wenn es nur einen Begriff wiedergibt?) – mit einem Worte, daß ſie von ihrer Hände Arbeit lebt, – daß ſie ihre Mutter und Sie unterhalten muß – (ach, zum Teufel, Sie verziehen wieder Ihr Geſicht...) – beſchloß ich ihr mein ganzes Geld anzubieten, – ich konnte damals etwa dreißigtauſend realiſieren, – damit ſie mit mir – nun, meinetwegen, – hierher nach Petersburg fliehen ſolle. Es verſteht ſich, daß ich ihr dabei ewige Liebe, Seligkeit und dergleichen mehr geſchworen habe. Können Sie mir glauben, daß ich damals ſo von ihr benommen war, daß, hätte ſie zu mir geſagt, – ermorde oder vergifte Marfa Petrowna und heirate mich, – ich es ſofort getan hätte! Alles aber endete mit der Ihnen ſchon bekannten Kataſtrophe, und Sie können ſich ſelbſt ausmalen, in was für eine Wut ich geriet, als ich erfuhr, daß Marfa Petrowna damals dieſe gemeine Schreiberſeele Luſchin aufgegabelt und beinahe die Heirat zuſtande gebracht hatte, – was im Grunde genommen dasſelbe geweſen wäre, was auch ich anbot. Iſt es etwa nicht ſo? Iſt es nicht dasſelbe? Nicht wahr, es iſt dasſelbe? Ich merke, daß Sie mir zu aufmerkſam zuhören ... intereſſierter junger Mann...«

Sſwidrigailoff ſchlug voll Ungeduld mit der Fauſt auf den Tiſch. Er war rot geworden. Raskolnikoff ſah deutlich, daß das eine oder die anderthalb Glas Champagner, den er unmerklich in kleinen Schlucken getrunken hatte, krankhaft auf ihn gewirkt hatten, – und beſchloß dieſe Gelegenzeit wahrzunehmen. Sſwidrigailoff erſchien ihm ſehr verdächtig.

»Nach all dem Geſagten bin ich völlig überzeugt, daß Sie auch hierher gereiſt ſind, weil Sie meine Schweſter im Auge

haben,« ſagte er zu Sſwidrigailoff offen und ohne ſich zu verſtellen, um ihn nur noch mehr zu reizen.

»Ach, laſſen Sie es,« Sſwidrigailoff ſchien ſich plötzlich zuſammenzunehmen, »ich habe Ihnen ſchon geſagt... und außerdem kann Ihre Schweſter mich gar nicht leiden.«

»Ja, davon bin ich auch überzeugt, daß ſie es nicht kann, aber es handelt ſich jetzt nicht darum.«

»Sind Sie wirklich überzeugt, daß ſie mich nicht leiden kann?« Sſwidrigailoff kniff die Augen zuſammen und lächelte ſpöttiſch. – »Sie haben recht, ſie liebt mich nicht, aber übernehmen Sie nie eine Gewährleiſtung in Dingen, die zwiſchen einem Manne und einer Frau oder zwiſchen einem Liebhaber und ſeiner Geliebten vorgefallen ſind. Es gibt hier ſtets einen Winkel, der immer der ganzen Welt verborgen bleibt, und der nur den beiden bekannt iſt. Übernehmen Sie die Gewährleiſtung, daß Awdotja Romanowna mich ſtets mit Widerwillen angeſchaut hat?«

»Ich merke aus einigen Ihrer Worte und Andeutungen während Ihrer Erzählung, daß Sie auch jetzt noch unbedingt Abſichten gegen Dunja haben, und ſelbſtverſtändlich gemeiner Natur.«

»Wie! Mir ſollten ſolche Worte und Andeutungen entſchlüpft ſein?« ſagte erſchreckt Sſwidrigailoff und in der naivſten Weiſe, ohne dem Epitheton, der ſeinen Abſichten beigelegt worden war, die geringſte Beachtung zu ſchenken.

»Auch jetzt entſchlüpften ſie Ihnen. Warum fürchten Sie ſich ſo? Worüber erſchraken Sie jetzt plötzlich?«

»Ich ſoll mich fürchten und erſchrocken ſein? Soll ich etwa vor Ihnen erſchrocken ſein? Eher haben Sie Grund, mich zu fürchten, cher ami. Ach, was für Unſinn... Ich bin berauſcht, ich ſehe es; beinahe hätte ich mich wieder

verſprochen. Der Teufel ſoll den Wein holen! Heda, Waſſer!«

Er packte die Flaſche und ſchleuderte ſie ohne viel Federleſens zum Fenſter hinaus. Philipp brachte ihm Waſſer.

»Dies alles iſt Unſinn,« ſagte Sſwidrigailoff, indem er ein Handtuch anfeuchtete und es an den Kopf hielt, – »ich kann Sie aber mit einem einzigen Worte zurückweiſen und Ihren ganzen Verdacht zunichte machen. Wiſſen Sie zum Beiſpiel, daß ich heirate?«

»Sie haben es mir ſchon erzählt!«

»Habe ich es? Das hatte ich vergeſſen. Damals aber konnte ich es noch nicht mit Beſtimmtheit ſagen, denn ich hatte die Braut gar nicht geſehen; ich hatte bloß die Abſicht. Jetzt aber habe ich ſchon eine Braut und die Sache iſt beſchloſſen, und wenn ich bloß nicht etwas Unaufſchiebbares zu tun hätte, würde ich Sie unbedingt und ſofort zu einem Beſuche dort mitnehmen, – denn ich möchte Sie um Rat fragen. Ach, zum Teufel! Ich habe bloß zehn Minuten übrig. Sie ſehen ſelbſt nach der Uhr; ich will es Ihnen übrigens erzählen, denn meine Heirat iſt auch eine intereſſante Sache, in ihrer Art, verſteht ſich, – wohin wollen Sie? Wollen Sie wieder fortgehen?«

»Nein, jetzt gehe ich ſchon nicht mehr fort.«

»Sie wollen gar nicht fortgehen? Nun, wir wollen es ſehen! Ich werde Sie mitnehmen und Ihnen die Braut zeigen, das iſt wahr, aber bloß nicht jetzt; es iſt bald Zeit für Sie zu gehen. Sie gehen nach rechts und ich nach links. Kennen Sie dieſe Rößlich? Ich meine, dieſelbe Rößlich, bei der ich jetzt wohne, – ah? Hören Sie? Nein, denken Sie ſich, ich meine dieſelbe, von der man erzählt, daß das kleine Mädchen damals im Winter... Nun, hören Sie! Hören

Sie? Sie iſt es auch, die mir dieſe Geſchichte arrangiert hat; du langweilſt dich, – ſagte ſie, – zerſtreue dich ein wenig. Ich bin aber ein finſterer, langweiliger Menſch. Sie meinen, ich ſei fröhlich? Nein, ich bin finſter, – ich füge niemandem Schaden zu, ſitze in der Ecke, und zuweilen kann man mich drei Tage nicht zum Reden bringen. Die Rößlich iſt eine Spitzbübin, ſage ich Ihnen; ſie hat dabei folgendes im Sinn, – mir wird es überdrüſſig werden, ich werde meine Frau verlaſſen und fortreiſen, meine Frau wird dann ihr zufallen, und ſie wird ſie in unſeren Kreiſen und höher hinauf in Umſatz bringen. Sie ſagte mir, – es gibt ſolch einen gelähmten Vater, einen verabſchiedeten Beamten, der im Seſſel ſitzt und das dritte Jahr die Beine nicht rühren kann; auch eine Mutter iſt da, eine ſehr vernünftige Dame; der Sohn dient irgendwo in der Provinz, hilft ihr aber nicht; die eine Tochter iſt verheiratet, ſucht aber die Eltern nicht mehr auf; die Eltern haben für zwei kleine Neffen zu ſorgen – da ſie an ihren eigenen Sorgen nicht genug hatten, – und haben ihre letzte Tochter, ohne daß ſie den Kurſus abſolviert hat, aus der Schule genommen; ſie werde nach einem Monat erſt ſechzehn Jahre alt, alſo könnte man ſie auch nach einem Monat verheiraten. Ich ſollte ſie alſo heiraten. Wir fuhren hin; wie bei ihnen alles lächerlich zuging; ich ſtellte mich vor, – Gutsbeſitzer, Witwer, aus bekannter Familie, mit den und den Verbindungen, vermögend, – nun, was iſt dabei, daß ich fünfzig Jahre alt bin und jene nicht mal ſechzehn? Wer achtet darauf? Nun, es iſt doch verlockend, ah? Nicht wahr, es iſt verlockend, ha! ha! ha! Sie ſollten mich geſehen haben, wie ich mich mit dem Papa und der Mama unterhalten habe! Man müßte etwas dafür bezahlen, um mich nur damals geſehen zu haben. Sie kommt

endlich, macht einen Knicks, nun, können Sie ſich vorſtellen, ſie war noch in kurzem Kleidchen, eine noch unaufgebrochene Knoſpe, ſie errötete, flammte wie die Morgenröte auf — man hat ihr ſelbſtverſtändlich alles mitgeteilt. Ich weiß nicht, wie Sie ſich zu Frauengeſichtern ſtellen, aber meiner Anſicht nach ſind dieſe ſechzehn Jahre, dieſe noch kindlichen Augen, dieſe Verlegenheit und Tränen der Beſchämtheit — beſſer als jede Schönheit, und ſie iſt außerdem wie ein Bild. Hellblonde Haare, in kleinen Locken gekräuſelt, volle, rote kleine Lippen, Füßchen — mit einem Worte reizend!... Nun, ich wurde alſo dort bekannt, erklärte, daß ich es infolge häuslicher Angelegenheiten eilig habe, und am anderen Tage, alſo vorgeſtern, erhielten wir den Segen. Seit dem Tage, wenn ich bloß hinkomme, nehme ich ſie ſofort auf meinen Schoß und laſſe ſie nicht herunter... Nun, ſie errötet, ich aber küſſe ſie alle Augenblicke; die Mama ſagt ihr ſelbſtverſtändlich, daß ich ihr Mann ſei und daß es ſich ſo gehöre, mit einem Worte, ich habe es dort ausgezeichnet. Und meine jetzige Lage als Bräutigam iſt vielleicht auch beſſer, als die eines verheirateten Mannes. Hier iſt, was man la nature et la vérité nennt! Ha! Ha! Ich habe mich mit ihr ein paarmal unterhalten, — das Mädel iſt gar nicht dumm; zuweilen blickt ſie mich ſo verſtohlen an, — daß es mich einfach durchſchauert. Wiſſen Sie, ſie hat ein Geſicht wie die Madonna von Raphael. Die Sixtiniſche Madonna hat doch ein phantaſtiſches Geſicht, das Geſicht einer leidenden, im heiligen Wahne befangenen, iſt Ihnen das nicht aufgefallen? Nun, ſie hat ein Geſicht von dieſer Art. Kaum hatte man uns den Segen erteilt, als ich am anderen Tage ihr für anderthalb Tauſend Geſchenke mitbrachte, — einen Brillantenſchmuck, ein Perlenhalsband und einen ſilbernen Toilettenkaſten für

Damen – von dieſer Größe, mit allerhand Dingen darin, ſo daß ihr Geſichtchen, das Madonnengeſichtchen, errötete. Ich ſetzte ſie geſtern auf meinen Schoß hin, habe es aber wahrſcheinlich zu ungeniert getan, – ſie errötete ganz und gar und Tränen kamen zum Vorſchein, ſie wollte ſich aber nicht verraten und brannte wie im Fieber. Alle gingen auf einen Augenblick, ich blieb mit ihr ganz allein zurück, plötzlich fiel ſie mir – zum erſten Male von ſelbſt – um den Hals, umarmte mich mit ihren Händchen, küßte mich und ſchwur, daß ſie mir eine folgſame, treue und gute Frau ſein werde, daß ſie mich glücklich machen wolle, daß ſie ihr ganzes Leben, jeden Augenblick ihres Lebens dazu verwenden und alles, alles opfern werde, dafür wünſcht ſie bloß meine Achtung allein zu beſitzen und weiter, – ſagte ſie ‚brauche ich nichts, gar nichts, keine Geſchenke.‘ Geben Sie ſelbſt zu, daß ein derartiges Geſtändnis unter vier Augen von ſolch einem ſechzehnjährigen Engel mit jungfräulicher Schamröte und enthuſiaſtiſchen Tränen in den Augen anzuhören, – ziemlich verlockend iſt? Nicht wahr, es iſt verlockend? Es iſt doch etwas wert, ah? Nicht wahr? Nun... nun hören Sie ... fahren wir zu meiner Braut hin... aber nicht ſofort!«

»Mit einem Worte, dieſer unerhörte Unterſchied im Alter und in der Entwicklung erregt gerade in Ihnen die Wolluſt! Und Sie wollen ſie tatſächlich heiraten?«

»Wieſo? Ich heirate ſie unbedingt. Jeder ſorgt für ſich ſelbſt, und am luſtigſten von allen lebt der, welcher es am beſten von allen verſteht, ſich ſelbſt zu betrügen. Ha! ha! Haben Sie ſich in die Tugend denn ganz vernarrt? Erbarmen Sie ſich meiner, Väterchen, ich bin ein ſündhafter Menſch. He! he! he!«

»Sie haben doch die Kinder von Katerina Iwanowna

untergebracht und versorgt. Übrigens... übrigens Sie hatten dazu Ihre Gründe... ich begreife jetzt alles.«

»Kinder habe ich überhaupt gern, ich liebe Kinder sehr,« lachte Swidrigailoff. – »In dieser Hinsicht kann ich Ihnen sogar ein sehr interessantes Erlebnis erzählen, das auch jetzt noch nicht zu Ende ist. Am ersten Tage nach meiner Ankunft ging ich in all diesen Kloaken herum, nun – nach sieben Jahren stürzte ich mich hinein. Sie haben wahrscheinlich gemerkt, daß ich keine Eile habe, den Verkehr mit den früheren Freunden und Bekannten aufzunehmen. Und ich will noch möglichst lange ohne sie auskommen. Wissen Sie, – bei Marfa Petrowna auf dem Lande haben mich die Erinnerungen an alle diese geheimnisvollen Orte und Winkel, in denen einer vieles finden kann, der es kennt, bis zu Tode gequält. Hol der Teufel! Das Volk säuft, die gebildete Jugend geht vor Nichtstun in unmöglichen Träumen und Phantasien auf, wird vor lauter Theorien zum Krüppel; irgendwoher sind Juden herbeigeströmt und sammeln Geld, alles übrige aber ergibt sich der Unzucht. Von den ersten Stunden an wehte mich auch von dieser Stadt ein bekannter Geruch an. Ich geriet zu einem sogenannten Tanzabend, – in einer entsetzlichen Kloake – ich liebe aber gerade die Kloaken mit etwas Schmutz, – und selbstverständlich wurde kankaniert, wie man eigentlich nirgends kankaniert, und wie man es zu meiner Zeit noch nicht tat. Ja, darin ist Fortschritt. Plötzlich sehe ich ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, sehr nett angezogen, wie sie mit einem Subjekt tanzt; ein anderer, als ihr vis-a-vis. An der Wand auf einem Stuhle sitzt ihre Mutter. Sie können sich vorstellen, wie kankaniert wurde! Das Mädchen wurde beschämt, verlegen, errötete, schließlich faßte sie es als Kränkung auf und be-

gann zu weinen. Das Subjekt erfaßt ſie, fängt an ſie herumzuſchwenken und vor ihr zu tanzen, ringsum lachen alle und – ich habe das Publikum in ſolchen Augenblicken gern, mag es auch ein kankanierendes Publikum ſein, – ſchreien, – ‚Geſchieht mit Recht! Man ſoll keine Kinder hierherbringen!‘ Nun, ich pfiff darauf und mich ging es auch nichts an, ob ſie ſich logiſch oder unlogiſch, dieſe Menſchen da, tröſteten! Ich hatte mir meinen Plan ſofort zurechtgelegt, ſetzte mich neben die Mutter hin und begann damit, daß ich auch fremd wäre, daß hier alle ſo unerzogen wären, daß ſie nicht verſtünden, wahre Vorzüge zu unterſcheiden und die gebührende Achtung zu bewahren. Ich gab zu verſtehen, daß ich viel Geld hätte, ſchlug vor, in meinem Wagen ſie nach Hauſe zu bringen. Ich geleitete ſie nach Hauſe und wurde mit ihnen bekannt, ſie ſind ſoeben angekommen und leben in einem kleinen möblierten Zimmer. Man teilte mir mit, daß ſie meine Bekanntſchaft, wie ſie, ſo auch die Tochter bloß als eine große Ehre auffaſſen könnten; ich erfuhr, daß ſie weder Haus noch Hof haben, und daß ſie gekommen ſind, um in irgend einer Behörde eine Sache durchzuführen; ich bot ihnen meine Dienſte und Geld an; ich erfuhr auch, daß ſie irrtümlicherweiſe zu dieſem Tanzabend hingefahren ſind, in der Annahme, daß man dort tatſächlich tanzen lehre. Ich bot meinerſeits an, zu der Erziehung des jungen Mädchens beizutragen, ſie franzöſiſchen Unterricht und Tanzſtunden nehmen zu laſſen. Man nimmt es mit Begeiſterung auf, hält es für eine Ehre, und ich verkehre bei ihnen noch immer. – Wollen Sie mit mir zu ihnen hinfahren? – Aber nicht gleich.«

»Laſſen Sie, laſſen Sie Ihre niederträchtigen, gemeinen Anekdoten, Sie verdorbener, gemeiner, wollüſtiger Menſch!«

»Sehen Sie mal den Schiller, unſern Schiller! Où va-t-elle la vertu se nicher? Wiſſen Sie, ich will Ihnen abſichtlich ſolche Dinge erzählen, um Sie aufſchreien zu hören. Es iſt ein Genuß!«

»Und ob, bin ich mir denn jetzt nicht ſelbſt lächerlich?« murmelte Raskolnikoff voll Wut.

Sſwidrigailoff lachte aus vollem Halſe; ſchließlich rief er Philipp, bezahlte ſeine Rechnung und begann ſich fertig zu machen.

»Ich bin jetzt betrunken, assez causé!« ſagte er, »es iſt ein Genuß!«

»Das glaube ich,« rief Raskolnikoff aus, ſich auch erhebend, »iſt es denn für einen abgebrühten Wüſtling kein Genuß, von ſolchen Erlebniſſen zu erzählen, – wobei er ſich ſchon wieder mit unerhörten Abſichten von derſelben Art trägt, – außerdem unter dieſen Umſtänden und vor ſolch einem Menſchen, wie ich es bin,... das muß ein Genuß ſein ... Es muß ihn förmlich heiß machen.«

»Und wenn die Sache ſo iſt,« antwortete Sſwidrigailoff ein wenig verwundert und betrachtete Raskolnikoff, »wenn dem ſo iſt, ſo ſind Sie auch ſelbſt ein großer Zyniker. Sie enthalten wenigſtens in ſich ein ungeheures Material dazu. Sie können vieles verſtehen, vieles... und, Sie können auch vieles tun. Jedoch, genug darüber. Ich bedauere aufrichtig, daß ich mich nicht länger mit Ihnen unterhalten kann, aber Sie entgehen mir nicht... Warten Sie nur...«

Sſwidrigailoff verließ das Reſtaurant. Raskolnikoff folgte ihm. Sſwidrigailoff war nicht ſehr ſtark berauſcht; der Wein war ihm bloß auf einen Augenblick zu Kopf geſtiegen und der Rauſch verſchwand mit jedem Augenblick mehr. Er hatte etwas äußerſt wichtiges vor und ſein Geſicht

verfinsterte sich. Eine Erwartung regte ihn augenscheinlich auf und beunruhigte ihn. In den letzten Minuten ihres Zusammenseins wurde er plötzlich gegen Raskolnikoff gröber und spöttischer. Raskolnikoff hatte alles gemerkt und war auch in Unruhe geraten. Ssswidrigailoff schien ihm sehr verdächtig; er beschloß ihm nachzugehen.

Sie gelangten auf das Trottoir.

»Sie müssen nach rechts, ich aber nach links, oder vielleicht auch umgekehrt, also — adieu bon plaisir, auf freudiges Wiedersehen!«

Und er ging nach rechts dem Heumarkte zu.

V.

Raskolnikoff folgte ihm.

»Was ist das!« rief Ssswidrigailoff, »ich habe Ihnen doch gesagt...«

»Das bedeutet, daß ich Ihnen jetzt folgen werde.«

»Wa—as?«

Beide blieben stehen und blickten einander eine Minute lang an, als ob sie sich messen wollten.

»Aus allen Ihren halbbetrunkenen Erzählungen,« sagte Raskolnikoff scharf, »habe ich eins positiv entnommen, daß Sie nicht bloß Ihre niederträchtigen Pläne gegen meine Schwester nicht aufgegeben haben, sondern daß Sie sich mehr als je damit abgeben. Ich weiß, daß meine Schwester heute früh einen Brief empfangen hat. Sie konnten die ganze Zeit nicht ruhig sitzen... Sie konnten gewiß irgend eine Frau auf der Straße aufgegabelt haben, aber das hat nichts zu sagen. Ich will mich persönlich überzeugen...«

Raskolnikoff hätte schwerlich sagen können, was er jetzt wünschte, und wovon er sich persönlich überzeugen wollte.

»So! Wollen Sie, ich werde sofort die Polizei rufen?«

»Rufen Sie die Polizei!«

Wieder standen sie eine Minute lang einander gegenüber. Schließlich veränderte sich das Gesicht Sswidrigailoffs. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Raskolnikoff seine Drohung nicht fürchtete, nahm er plötzlich eine sehr lustige und freundliche Miene an.

»Wie sonderbar Sie sind! Ich habe absichtlich mit Ihnen kein Wort über Ihre Sache gesprochen, obwohl mich selbstverständlich die Neugier plagt. Es ist eine phantastische Geschichte. Ich hätte es bis auf ein andermal verschoben, aber wirklich, Sie sind fähig, einen Toten zu reizen... Nun, gehen wir, ich sage Ihnen aber im voraus, – ich gehe jetzt bloß auf einen Augenblick nach Hause, um Geld zu holen; dann schließe ich die Wohnung ab, nehme eine Droschke und fahre für den ganzen Abend auf die Insel. Wollen Sie mir da folgen.«

»Ich gehe vorläufig in die Wohnung mit, und auch nicht zu Ihnen, sondern zu Ssofja Ssemenowna, um mich zu entschuldigen, daß ich nicht beim Begräbnis war.«

»Tun Sie, wie Sie wünschen, aber Ssofja Ssemenowna ist nicht zu Hause. Sie ist mit allen Kindern zu einer Dame gegangen, zu einer sehr vornehmen alten Dame, zu einer alten Bekannten von mir aus früheren Zeiten, die Vorstandsmitglied von einigen Waisenanstalten ist. Ich habe diese Dame bezaubert, indem ich für alle drei Sprößlinge von Katerina Iwanowna Geld deponierte und außerdem den Anstalten eine Schenkung machte; schließlich erzählte ich ihr die Geschichte von Ssofja Ssemenowna, mit all ihren Einzelheiten, ohne etwas zu verheimlichen. Das machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Darum wurde auch Ssofja Sseme-

nowna für heute noch in das –sche Hotel beſtellt, wo, aus der Sommerfriſche kommend, meine Dame einſtweilen abgeſtiegen iſt.«

»Tut nichts, ich werde doch zu ihr gehen.«

»Wie Sie wollen, ich bin Ihnen bloß kein Weggenoſſe; mir iſt's einerlei. Wir ſind gleich da. Sagen Sie mir, ich bin überzeugt, daß Sie mich aus dem Grunde ſo argwöhniſch betrachten, weil ich ſelbſt ſo zartfühlend war und Sie bis jetzt mit Fragen nicht beläſtigt habe... Sie verſtehen mich? Ihnen erſchien dies ungewöhnlich; ich gehe eine Wette ein, daß es ſo iſt! Nun, da ſoll man noch zartfühlend ſein.«

»Und an der Türe horchen!«

»Ah, Sie meinen damals!« lachte Sſwidrigailoff, »ja, ich würde erſtaunt ſein, wenn Sie nach all dem vorher Geſagten dieſes nicht erwähnt hätten. Ha! ha! Ich habe wohl einiges davon verſtanden, was Sie damals... dort... losgelaſſen und Sſofja Sſemenowna ſelbſt erzählt haben, aber was iſt es denn eigentlich? Ich bin vielleicht ein vollkommen zurückgebliebener Menſch und kann ſchon nichts mehr begreifen. Erklären Sie es mir um Gotteswillen, mein Lieber! Erleuchten Sie mich mit den allerneueſten Ideen!«

»Sie konnten nichts gehört haben, Sie lügen!«

»Ja, ich meine gar nicht dies, – obwohl ich übrigens einiges auch gehört habe, – nein, ich meine, daß Sie immer ächzen und ſtöhnen! Der Schiller in Ihnen wird alle Augenblicke rebelliſch. Jetzt ſagen Sie auch, man ſoll nicht an fremden Türen lauſchen. Wenn das Ihre Meinung iſt, ſo gehen Sie doch und ſagen den Behörden, daß mit Ihnen ſolch ein Kaſus geſchehen iſt, – in der Theorie nur iſt ein kleiner Irrtum unterlaufen. Wenn Sie aber überzeugt ſind, daß man bei fremden Türen nicht lauſchen darf, aber alte

Weiber zu ſeinem Vergnügen umbringen kann, ſo fahren Sie ſchnell irgendwohin nach Amerika! Fliehen Sie, junger Mann! Vielleicht iſt noch Zeit dazu. Ich ſage es Ihnen aufrichtig. Haben Sie etwa kein Geld? Ich will Ihnen zur Reiſe geben.«

»Ich denke gar nicht daran,« unterbrach ihn Raskolnikoff mit Widerwillen.

»Ich verſtehe Sie; Sie brauchen ſich übrigens keine Mühe zu geben, – wenn Sie nicht wollen, ſprechen Sie doch nicht. Ich verſtehe, was für Fragen in Ihnen auftauchen, – etwa moraliſche? Die Bedenken eines Staatsbürgers und Menſchen? Laſſen Sie ſie lieber fallen; wozu brauchen Sie jetzt dieſe Fragen und Bedenken? He–he–he! Darum, weil Sie immer noch Staatsbürger und Menſch ſind? Wenn das der Fall iſt, ſo ſollten Sie ſich auch nicht hineingemiſcht haben; Sie ſollten dann auch ſo etwas nicht unternommen haben. Nun, erſchießen Sie ſich; was, oder Sie haben keine Luſt dazu?«

»Sie wollen mich, wie es mir ſcheint, abſichtlich reizen, damit Sie mich jetzt loswerden...«

»Sie ſind ein komiſcher Kauz, wir ſind ja ſchon da, bitte ſteigen Sie die Treppe hinauf. Sehen Sie, hier iſt der Eingang zu Sſofja Sſemenowna, Sie ſehen, es iſt niemand da! Sie glauben nicht? Fragen Sie Kapernaumoff, ſie gibt ihnen den Schlüſſel ab. Da iſt auch Madame de Kapernaumoff ſelbſt. Was? Sie iſt ein wenig taub. Iſt fortgegangen? Wohin? Nun, Sie haben es jetzt gehört! Sie wird erſt vielleicht ſpät am Abend zurückkehren. Nun, kommen Sie jetzt zu mir. Sie wollen doch auch zu mir kommen? Wir ſind da. Madame Rößlich iſt nicht zu Hauſe. Dieſe Frau hat ewig etwas vor, aber ſie iſt eine gute Frau, ich verſichere Sie...

ſie würde Ihnen vielleicht von Nutzen ſein, wenn Sie ein wenig vernünftig ſein würden. Nun, Sie ſehen, – ich nehme aus dem Schreibtiſch dieſes fünfprozentige Staatspapier, – ſehen Sie, wie viel ich noch übrig habe! – und dieſes wandert heute noch zu einem Bankier. Haben Sie geſehen? Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Der Schreibtiſch wird abgeſchloſſen, die Wohnung ebenfalls, und wir ſind wieder auf der Treppe. Wollen wir eine Droſchke nehmen? Ich fahre doch hinaus auf die Inſel. Wollen Sie nicht ein Stück ſpazieren fahren? Ich nehme dieſe Droſchke zur Jelagin-Inſel, was? Sie wollen nicht? Haben doch nicht bis zu Ende ausgehalten? Fahren Sie mit, tut nichts. Es ſcheint, ein Regen zieht auf, tut nichts, wir laſſen das Verdeck herab...«

Sſwidrigailoff ſaß ſchon im Wagen. Raskolnikoff kam zu der Überzeugung, daß ſein Verdacht wenigſtens in dieſem Augenblicke ungerecht ſei. Ohne ein Wort zu ſagen, drehte er ſich um und ging in der Richtung zum Heumarkte zurück. Hätte er ſich wenigſtens ein einziges Mal umgedreht, ſo würde er geſehen haben, wie Sſwidrigailoff nach etwa hundert Schritten die Droſchke fortſchickte und ſich auf dem Trottoir befand. Aber er konnte ſchon nichts mehr ſehen und war um die Ecke eingebogen. Ein tiefer Abſcheu zog ihn von Sſwidrigailoff fort. »Und ich konnte nur einen Augenblick irgend etwas von dieſem rohen Böſewicht, von dieſem ekelhaften Wüſtling und Schuften erwarten!« rief er unwillkürlich aus. Freilich, Raskolnikoffs Urteil war übereilt und leichtſinnig. Es war etwas in der ganzen Art Sſwidrigailoffs, was ihm wenigſtens eine gewiſſe Originalität, wenn nicht etwas Geheimnisvolles verlieh. Was aber ſeine Schweſter betraf, war Raskolnikoff dennoch feſt überzeugt, daß Sſwidrigailoff ſie nicht in Ruhe laſſen würde. Aber es wurde

ihm jetzt zu schwer und unerträglich, an dies alles zu denken und es sich zu überlegen!

Nach seiner Gewohnheit war er, als er allein geblieben war, schon nach den ersten zwanzig Schritten in tiefes Nachdenken versunken. Als er die Brücke betrat, blieb er plötzlich an dem Geländer stehen und begann in das Wasser zu blicken. Plötzlich stand Awdotja Romanowna hinter ihm.

Er war ihr am Brückeneingange begegnet, war aber vorbeigegangen, ohne sie zu sehen. Dunetschka hatte ihn noch nie in dieser Weise auf der Straße gesehen und war sehr überrascht. Sie blieb stehen und wußte nicht, ob sie ihn anrufen solle oder nicht? Da bemerkte sie Ssswidrigailoff, der eilig aus der Richtung des Heumarktes kam.

Er schien sich ihr geheimnisvoll und vorsichtig zu nähern. Er betrat nicht die Brücke, sondern blieb seitwärts auf dem Fußsteig stehen und gab sich alle Mühe, daß Raskolnikoff ihn nicht bemerke. Dunja hatte er schon lange bemerkt und begann ihr Zeichen zu geben. Ihr schien es, als bäte er sie mit seinen Zeichen, den Bruder nicht anzurufen und ihn in Ruhe zu lassen.

Dunja tat auch so. Sie ging still um den Bruder herum und näherte sich Ssswidrigailoff.

»Gehen wir schneller,« flüsterte ihr Ssswidrigailoff zu. »Ich möchte nicht, daß Rodion Romanowitsch von unserer Zusammenkunft wisse. Ich sage Ihnen im voraus, daß ich mit ihm unweit von hier in einem Restaurant gesessen habe, wo er mich selbst aufgesucht hatte, und ich wurde ihn mit Mühe los. Er weiß aus irgend einem Grunde von meinem Briefe an Sie und argwöhnt etwas. Sie haben ihm sicher nichts gesagt? Wenn Sie es aber nicht gesagt haben, wer dann?«

»Jetzt ſind wir ſchon um die Ecke,« unterbrach ihn Dunja, »jetzt kann mein Bruder uns nicht ſehen. Ich erkläre Ihnen, daß ich mit Ihnen nicht weiter gehen werde. Sagen Sie mir alles gleich hier; man kann das alles auch auf der Straße ſagen.«

»Erſtens kann man dies auf keinen Fall auf der Straße ſagen; zweitens, müſſen Sie auch Sſofja Sſemenowna anhören; drittens, will ich Ihnen einige Dokumente zeigen... Nun und ſchließlich, wenn Sie nicht einverſtanden ſind, zu mir zu kommen, ſo weigere ich mich, irgend welche Erklärungen zu geben und gehe ſofort weg. Dabei bitte ich Sie, nicht zu vergeſſen, daß das ſehr intereſſante Geheimnis Ihres geliebten Bruders ſich vollkommen in meinen Händen befindet.«

Dunja blieb unentſchloſſen ſtehen und ſah Sſwidrigailoff mit einem durchbohrenden Blicke an.

»Was fürchten Sie,« bemerkte er ruhig, »eine Stadt iſt kein Dorf. Und im Dorfe ſchon haben Sie mir mehr Schaden, als ich Ihnen, zugefügt, hier aber...«

»Iſt Sſofja Sſemenowna benachrichtigt?«

»Nein, ich habe ihr kein Wort darüber geſagt und bin auch nicht ganz ſicher, ob ſie jetzt zu Hauſe iſt. Sie iſt aber wahrſcheinlich zu Hauſe. Sie hat heute ihre Stiefmutter beerdigt, – das iſt kein Tag, an dem man Beſuche macht. Vorläufig will ich mit niemanden über dieſe Sache reden und bereue ſogar teilweiſe, daß ich Ihnen davon mitgeteilt habe. Die geringſte Unvorſichtigkeit iſt in dieſem Falle einer Denunzierung gleich. Ich wohne hier in dieſem Hauſe da, wir nähern uns ſchon meiner Wohnung. Das iſt der Hausknecht von unſerem Hauſe; der Hausknecht kennt mich ſehr gut; da grüßt er auch; er ſieht, daß ich mit einer Dame komme

und hat ſicher ſich ſchon Ihr Geſicht gemerkt, das aber kann Ihnen von Nutzen ſein, falls Sie ſich ſehr fürchten und mir mißtrauen. Entſchuldigen Sie, daß ich ſo derb rede. Ich habe mir ein paar möblierte Zimmer gemietet. Sſofja Sſemenowna wohnt Wand an Wand neben mir, auch in einem möblierten Zimmer. Der ganze Stock iſt bewohnt. Warum ſollen Sie ſich denn fürchten, wie ein Kind? Oder bin ich ſo furchterregend?«

Sſwidrigailoffs Geſicht verzog ſich zu einem herablaſſenden Lächeln, aber es war ihm nicht lächerlich zumute. Sein Herz klopfte und der Atem ſtockte ihm in der Bruſt. Er ſprach abſichtlich lauter, um ſeine ſteigende Erregung zu verbergen, Dunja hatte gar nicht dieſe beſondere Erregung bemerkt; ſie war zu ſehr durch ſeine Bemerkung gereizt, daß ſie ihn fürchte wie ein Kind und daß er ihr ſo furchtbar ſei.

»Obwohl ich weiß, daß Sie ein Menſch... ohne Ehre ſind, fürchte ich mich doch gar nicht vor Ihnen. Gehen Sie voran,« ſagte ſie ſcheinbar ruhig, aber mit bleichem Geſichte.

Sſwidrigailoff blieb an Sſonjas Wohnung ſtehen.

»Erlauben Sie mir, mich zu erkundigen, ob ſie zu Hauſe iſt... Sie iſt nicht da. Das iſt ein Mißgeſchick. Aber ich weiß, daß ſie ſehr bald zurückkehren wird. Wenn ſie ausgegangen iſt, ſo iſt ſie höchſtens zu einer Dame wegen der Waiſen. Ihre Mutter iſt geſtorben. Ich habe mich hier hineingemiſcht und Anordnungen getroffen. Wenn Sſofja Sſemenowna nach zehn Minuten nicht zurückkehren ſollte, ſo ſchicke ich ſie ſelbſt zu Ihnen hin, wenn Sie wünſchen, noch heute; und nun, das iſt meine Wohnung. Das ſind meine zwei Zimmer. Hinter der Türe wohnt meine Wirtin, Frau Rößlich. Jetzt blicken Sie bitte hierher, ich will Ihnen meine Hauptdokumente zeigen, – aus meinem Schlafzimmer führt

dieſe Tür in zwei vollkommen leere Zimmer, die zu vermieten ſind. Das ſind ſie... dieſes müſſen Sie etwas aufmerkſam betrachten...«

Sſwidrigailoff bewohnte zwei möblierte ziemlich geräumige Zimmer. Dunetſchka ſah mißtrauiſch um ſich, aber bemerkte nichts beſonderes, weder in der Ausſtattung noch in der Lage der Zimmer, obgleich man ſchon etwas bemerken konnte, zum Beiſpiel, daß Sſwidrigailoffs Wohnung zwiſchen zwei anderen faſt unbewohnten Wohnungen lag. Der Eingang zu ihm war nicht direkt vom Korridor aus, ſondern durch zwei faſt leere Zimmer der Wirtin. Vom Schlafzimmer aus zeigte Sſwidrigailoff Dunetſchka, nachdem er eine verſchloſſene Türe geöffnet hatte, eine andere leere Wohnung, die zu vermieten war. Dunetſchka blieb auf der Schwelle ſtehen, ohne zu verſtehen, warum man ſie aufforderte, das anzuſehen, aber Sſwidrigailoff beeilte ſich, eine Erklärung abzugeben.

»Sehen Sie dieſes zweite große Zimmer. Merken Sie ſich dieſe Türe, ſie iſt verſchloſſen. Neben der Türe ſteht ein Stuhl, der einzige Stuhl in beiden Zimmern. Ich habe ihn aus meiner Wohnung hierher gebracht, um bequemer zuzuhören. Gleich hinter dieſer Tür ſteht der Tiſch von Sſofja Sſemenowna; dort ſaß ſie und ſprach mit Rodion Romanowitſch. Ich aber lauſchte hier, auf dem Stuhl ſitzend, zwei Abende nacheinander und beide Male gegen zwei Stunden, – und ſelbſtverſtändlich konnte ich einiges erfahren, was meinen Sie?«

»Sie haben gelauſcht?«

»Ja, ich habe gelauſcht, jetzt wollen wir zu mir gehen; hier kann ich Ihnen keinen Platz anbieten.«

Er führte Awdotja Romanowna in das erſte Zimmer

zurück, das ihm als Salon diente, und bat sie, Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich ans andere Ende des Tisches hin, wenigstens zwei Meter von ihr entfernt, doch in seinen Augen leuchtete schon dasselbe Feuer, das einst Dunetschka so erschreckt hatte. Sie zuckte zusammen und blickte sich noch einmal mißtrauisch um. Ihre Bewegung war unwillkürlich; sie wollte offenbar ihr Mißtrauen nicht zeigen. Aber die Lage von Sswidrigailoffs Wohnung hatte sie schließlich überrascht. Sie wollte ihn fragen, ob wenigstens seine Wirtin zu Hause sei, aber sie frug... aus Stolz nicht. Außerdem war in ihrem Herzen ein anderer unermeßlich größerer Kummer, als die Angst für sich. Sie litt unerträglich.

»Hier haben Sie Ihren Brief,« begann sie und legte den Brief auf den Tisch. – »Ist es denn möglich, was Sie schreiben? Sie deuten ein Verbrechen an, das angeblich mein Bruder verübt hat. Sie deuten es zu klar an, Sie dürfen jetzt keine Ausreden gebrauchen. Sie sollen auch wissen, daß ich vor Ihnen schon von diesem dummen Märchen gehört habe, und keinem einzigen Worte davon glaube. Es ist ein niederträchtiger und lächerlicher Verdacht. Ich kenne die Geschichte, und wie und warum sie entstanden ist. Sie können keine Beweise haben. Sie haben versprochen, es mir zu beweisen, – reden Sie doch! Aber Sie sollen im voraus wissen, daß ich Ihnen nicht glaube! Ich glaube nicht!«

Dunetschka sagte dies sehr schnell, und auf einen Augenblick stieg ihr das Blut ins Gesicht.

»Wenn Sie nicht glauben würden, könnte es denn passiert sein, daß Sie es riskiert hätten, allein zu mir herzukommen? Warum sind Sie denn gekommen? Aus bloßer Neugier?«

»Quälen Sie mich nicht, sprechen Sie, sprechen Sie!«

»Es iſt nicht zu leugnen, daß Sie ein tapferes Mädchen ſind. Bei Gott, ich dachte, daß Sie Herrn Raſumichin bitten werden, Sie hierher zu begleiten. Aber er war weder mit Ihnen noch in Ihrer Nähe, ich habe mich umgeſehen, – das iſt kühn; Sie wollten alſo Rodion Romanowitſch ſchonen. Ach, alles iſt an Ihnen göttlich... Was Ihren Bruder anbetrifft, was ſoll ich Ihnen da ſagen? Sie haben ihn ſoeben ſelbſt geſehen. Wie er ausſieht?«

»Ihre Gründe ruhen doch nicht darauf allein?«

»Nein, nicht darauf, ſondern auf ſeinen eigenen Worten. Er war zweimal nacheinander hierher zu Sſofja Sſemenowna gekommen. Ich habe Ihnen gezeigt, wo ſie geſeſſen haben. Er hat ihr eine volle Beichte abgelegt. Er iſt ein Mörder. Er hat eine alte Beamtenwitwe, eine Wucherin ermordet, bei der er auch ſelbſt Sachen verſetzt hatte; er hat auch ihre Schweſter, eine Händlerin, dem Namen nach Liſaweta, ermordet, die zufällig während der Ermordung der Schweſter eingetreten war. Er hat ſie beide mit einem Beile, das er mitgebracht hatte, erſchlagen. Er hatte ſie getötet, um ſie zu berauben, und hat auch geraubt, – er hat Geld und einige Sachen genommen... Er hat das alles ſelbſt Wort für Wort Sſofja Sſemenowna mitgeteilt, die allein auch ſein Geheimnis kennt, die aber an dem Morde weder durch Tat noch Wort teilgenommen hat und die im Gegenteil ebenſo ſich entſetzte, wie auch Sie jetzt. Seien Sie ruhig, ſie wird ihn nicht verraten.«

»Das kann nicht ſein!« murmelte Dunetſchka mit blaſſen trockenen Lippen; ſie rang nach Atem, »es kann nicht ſein, es gibt keinen, nicht den geringſten Grund, keinen Anlaß... Das iſt Lüge! Eine Lüge!«

»Er hat geraubt, das iſt der ganze Grund. Er hat Geld

und Sachen genommen. Es iſt wahr, er hat nach ſeinem eigenen Geſtändnis weder vom Gelde, noch von den Sachen einen Gebrauch gemacht, ſondern ſie irgendwo unter einem Stein verſteckt, wo ſie auch jetzt noch liegen. Aber deshalb, weil er nicht wagte, davon Gebrauch zu machen.«

»Ja, iſt es denn zu glauben, daß er ſtehlen, rauben konnte. Daß er bloß daran denken konnte?« rief Dunja und ſprang von ihrem Stuhle auf. – »Sie kennen ihn doch, haben ihn geſehen? Kann er denn ein Dieb ſein?«

Es war, als flehe ſie Sſwidrigailoff an; ſie hatte ihre ganze Furcht vergeſſen.

»Hier gibt es, Awdotja Romanowna, tauſende und Millionen von Kombinationen und Arten. Ein Dieb ſtiehlt, er weiß dafür auch ſelbſt, daß er ein Schuft iſt; ich hörte aber zum Beiſpiel von einem ſehr anſtändigen Herrn, der die Poſt beraubt hatte; wer weiß, vielleicht glaubte er auch tatſächlich, daß er eine anſtändige Sache getan hat. Selbſtverſtändlich hätte ich es auch ſelbſt nicht geglaubt, ebenſo wenig wie Sie, wenn es mir andere geſagt hätten. Meinen eigenen Ohren aber habe ich geglaubt. Er hat Sſofja Sſemenowna auch alle Gründe erklärt; aber auch ſie hatte zuerſt ihren Ohren nicht getraut, jedoch den Augen, ihren eigenen Augen hatte ſie ſchließlich glauben müſſen. Er hat ihr es doch perſönlich mitgeteilt.«

»Was waren es für... Gründe?«

»Es iſt eine lange Geſchichte, Awdotja Romanowna. Es ſpielt hierbei, wie ſoll ich es Ihnen erklären, eine Art Theorie mit, es iſt dasſelbe, warum ich zum Beiſpiel finde, daß eine einzelne Freveltat erlaubt iſt, wenn der Hauptzweck gut iſt. Ein einziges böſes und hundert gute Werke! Es iſt auch ſicher für einen jungen Mann mit Vorzügen und unermeß-

lichem Ehrgeiz kränkend, zu wissen, daß seine ganze Karriere, die ganze Zukunft, seine Lebensziele sich anders gestalten würden, wenn er bloß dreitausend hätte; aber er hat sie eben nicht. Fügen Sie dazu, was ihn reizen mußte: der Hunger, die enge Wohnung, seine Lumpen, das starke Bewußtsein seiner großen sozialen Not und gleichzeitig die Lage seiner Schwester und Mutter. Am meisten aber Eitelkeit und Stolz, übrigens aber Gott weiß, vielleicht auch gute Eigenschaften ... Ich klage ihn nicht an, glauben Sie; ja und mich geht es auch nichts an. Er hatte auch hierbei eine eigene Theorie, – eine annehmbare Theorie, – nach der die Menschen in Material und besondere Menschen eingeteilt werden, d. h. solche Menschen, für die das Gesetz, dank ihrer hohen Veranlagung, nicht geschrieben ist, die vielmehr selbst Gesetze für die übrigen Menschen, für das Material, für den Kehricht geben. Es ist nicht übel, eine passable Theorie, – une théorie comme une autre. Vor allem hat ihn Napoleon begeistert, d. h., eigentlich noch mehr der Umstand, daß es genialen Menschen auf eine einzelne böse Tat nicht ankam, sondern daß sie ohne groß nachzudenken, darüber hinwegkamen. Es scheint mir, er hat sich eingebildet, auch ein genialer Mensch zu sein, – das will sagen, er war davon eine Zeitlang überzeugt. Er hat sehr viel gelitten und leidet jetzt unter dem Gedanken, daß er verstanden hatte, sich eine Theorie auszudenken, aber nicht imstande war, ohne Nachdenken darüber hinwegzukommen und somit kein genialer Mensch sei. Und das ist für einen jungen Mann voll Ehrgeiz erniedrigend genug, in unserem Zeitalter besonders...«

»Und Gewissensbisse? Sie sprechen ihm also jedes sittliche Gefühl ab? Ja, ist es denn so?«

»Ach, Awdotja Romanowna, jetzt hat sich bei ihm alles

getrübt, d. h., er war übrigens wohl nie in völliger Ordnung. Die Ruſſen ſind überhaupt großangelegte Naturen, Awdotja Romanowna, ſie ſind ebenſo großangelegt, wie ihr Land und haben eine äußerſt ſtarke Neigung zum Phantaſtiſchen, Extravaganten; es iſt aber ein Unglück, großangelegt zu ſein, ohne wirklich genial zu ſein. Erinnern Sie ſich, wie viel wir in dieſer Art und über dieſes Thema geſprochen haben, wenn wir Abends auf der Terraſſe im Garten jedesmal nach dem Eſſen ſaßen. Sie haben mir auch dieſes Großangelegtſein vorgeworfen. Wer weiß, vielleicht ſprachen wir gerade in der Zeit darüber, als er hier lag und über dasſelbe grübelte. Bei uns in der gebildeten Geſellſchaft gibt es doch keine beſonders heiligen Überlieferungen, Awdotja Romanowna, – kommt wohl vor, daß ſich jemand irgendwie es aus den Büchern zuſammenſtellt... oder etwas aus alten Chroniken hervorholt. Aber das ſind doch meiſtenteils Gelehrte und, wiſſen Sie, in ihrer Art alle Schlafmützen, ſo daß es ſogar für einen Mann aus der Geſellſchaft unpaſſend iſt. Übrigens, meine Anſichten kennen Sie im allgemeinen, ich klage entſchieden niemand an. Ich bin ſelbſt Nichtstuer und halte mich daran. Wir haben ja mehr als einmal darüber geſprochen. Ich hatte ſogar das Glück, Sie für meine Meinungen zu intereſſieren ... Sie ſind ſehr blaß, Awdotja Romanowna!«

»Ich kenne ſeine Theorie. Ich habe ſeinen Artikel in der Zeitſchrift über Menſchen, denen alles erlaubt iſt, geleſen... Raſumichin hat ihn mir gebracht...«

»Herr Raſumichin? Den Artikel Ihres Bruders? In einer Zeitſchrift? Gibt es ſolch einen Artikel? Ich wußte es nicht. Das iſt intereſſant! Aber wohin wollen Sie denn, Awdotja Romanowna!«

»Ich will Sofja Sſemenowna ſehen,« ſagte Dunetſchka mit ſchwacher Stimme. – »Wie kann ich zu ihr kommen? Sie iſt vielleicht zurückgekommen; ich will ſie unbedingt ſofort ſehen. Mag ſie...«

Awdotja Romanowna konnte nicht zu Ende ſprechen; der Atem verging ihr buchſtäblich.

»Sſofja Sſemenowna wird vor Anbruch der Nacht nicht zurückkehren. Ich nehme es an. Sie mußte gleich zurückkommen, ſonſt kommt ſie ſehr ſpät...«

»Ah, alſo du lügſt! Ich ſehe... du haſt gelogen... du haſt alles gelogen!... Ich glaube dir nicht! Ich glaube nicht! Ich glaube nicht!« ſchrie Dunetſchka in wahrer Wut und verlor vollkommen den Kopf.

Sie fiel faſt ohnmächtig auf einen Stuhl hin, den Sſwidrigailoff ſich beeilte, ihr unterzuſchieben.

»Awdotja Romanowna, was iſt mit Ihnen, kommen Sie zu ſich! Hier iſt Waſſer! Trinken Sie einen Schluck...«

Er beſpritzte ſie mit Waſſer. Dunetſchka fuhr zuſammen und kam zu ſich.

»Es hat ſtark gewirkt!« murmelte Sſwidrigailoff vor ſich hin und ſein Geſicht verdüſterte ſich. – »Awdotja Romanowna, beruhigen Sie ſich! Vergeſſen Sie nicht, daß er Freunde hat. Wir werden ihn retten, herausreißen. Wenn Sie es wollen, bringe ich ihn ins Ausland? Ich habe Geld; in drei Tagen verſchaffe ich einen Reiſepaß. Und was das anbetrifft, daß er getötet hat, ſo wird er noch ſo viel Gutes tun, ſo daß dies alles ſich ausgleichen wird; beruhigen Sie ſich. Er kann noch ein großer Mann werden. Wie geht's mit Ihnen? Wie fühlen Sie ſich?«

»Sie böſer Menſch! Er verſpottet es noch. Laſſen Sie mich...«

»Wohin? Wohin wollen Sie?«

»Zu ihm. Wo ist er? Sie wissen es? Warum ist diese Tür verschlossen? Wir sind durch diese Tür hereingekommen und jetzt ist sie verschlossen. Wann haben Sie sie abschließen können?«

»Man konnte doch nicht durch alle Zimmer schreien, was wir hier sprachen. Ich spotte gar nicht; ich bin bloß überdrüssig, diese Sprache zu führen. Nun, wohin wollen Sie in diesem Zustande gehen? Oder wollen Sie ihn verraten? Sie bringen ihn in Wut und er wird sich selbst anzeigen. Sie sollen wissen, daß man ihn schon verfolgt, daß man auf seine Spur gekommen ist. Sie werden ihn bloß verraten. Warten Sie, – ich habe ihn gesehen und mit ihm soeben gesprochen; man kann ihn noch retten. Warten Sie, setzen Sie sich, überlegen wir es zusammen. Ich habe Sie auch darum gerufen, um mit Ihnen allein darüber zu sprechen und alles gut zu überlegen. Ja, setzen Sie sich doch!«

»Wie können Sie ihn retten? Kann man ihn denn retten?«

Dunja setzte sich. Sswidrigailoff setzte sich neben sie.

»Das alles hängt von Ihnen ab, von Ihnen, von Ihnen allein,« begann er mit funkelnden Augen, fast im Flüstertone, verwirrt und manche Worte vor Erregung nicht aussprechend.

Dunja wich erschrocken vor ihm zurück. Er zitterte auch am ganzen Körper.

»Sie... ein einziges Wort von Ihnen, und er ist gerettet! Ich... ich werde ihn retten. Ich habe Geld und Freunde. Ich werde ihn sofort ins Ausland senden, ich selbst nehme den Reisepaß, zwei Reisepässe. Den einen für ihn, den anderen für mich. Ich habe Freunde; ich habe Geschäftsleute an

der Hand... Wollen Sie? Ich will auch für Sie einen Reisepaß nehmen... für Ihre Mutter... wozu brauchen Sie Rasumichin? Ich liebe Sie auch... Ich liebe Sie grenzenlos. Lassen Sie mich den Saum Ihres Kleides küssen, lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ich kann nicht hören, wie es rauscht. Sagen Sie zu mir, – tue das, und ich will es tun! Ich will alles tun! Ich will das Unmöglichste tun! Woran Sie glauben, will ich auch glauben! Ich will alles, alles tun! Sehen Sie mich, sehen Sie mich nicht so an! Wissen Sie es auch, daß Sie mich töten...«

Er fing selbst an zu phantasieren. Mit ihm war plötzlich etwas geschehen, als wäre es ihm zu Kopfe gestiegen. Dunja sprang auf und stürzte zur Türe.

»Öffnen Sie! Öffnen Sie!« schrie sie durch die Türe, als riefe sie jemand zu Hilfe und rüttelte an der Türe. – »Öffnen Sie doch! Ist denn niemand da!«

Sswidrigailoff war aufgestanden und zur Besinnung gekommen. Ein boshaftes und spöttisches Lächeln zeigte sich langsam auf seinen noch bebenden Lippen.

»Niemand ist dort zu Hause,« sagte er leise und mit Nachdruck, »die Wirtin ist fortgegangen, und es ist unnütze Mühe, so zu schreien, – Sie regen sich bloß unnütz auf.«

»Wo ist der Schlüssel? Öffne sofort die Türe, sofort, du gemeiner Mensch!«

»Ich habe den Schlüssel verloren und kann ihn nicht finden.«

»Ah! Also das ist Gewalt!« rief Dunja aus, erblaßte wie der Tod und stürzte in eine Ecke, wo sie sich schleunigst mit einem Tischchen schützte, das ihr in die Hand fiel. Sie schrie nicht, aber sie bohrte sich mit den Blicken an ihren Peiniger fest und verfolgte scharf jede seiner Bewegungen.

Sſwidrigailoff rührte ſich auch nicht vom Fleck und ſtand ihr gegenüber am anderen Ende des Zimmers. Er hatte ſich gefaßt, wenigſtens äußerlich. Aber ſein Geſicht war, wie früher, bleich. Ein ſpöttiſches Lächeln verließ es nicht.

»Sie ſagten ſoeben ‚Gewalt‘, Awdotja Romanowna. Wenn es Gewalt iſt, ſo können Sie ſelbſt begreifen, daß ich die nötigen Maßregeln getroffen habe. Sſofja Sſemenowna iſt nicht zu Hauſe; bis zu Kapernaumoffs iſt es ſehr weit, fünf leere Zimmer liegen dazwiſchen. Schließlich bin ich wenigſtens doppelt ſo ſtark, als Sie, und außerdem brauche ich nichts zu befürchten, denn Sie können auch nachher ſich nicht beklagen, – Sie werden doch nicht Ihren Bruder verraten wollen? Ja, und Ihnen wird auch niemand glauben, – warum iſt denn ein junges Mädchen allein zu einem alleinſtehenden Herrn gegangen? Wenn Sie alſo auch Ihren Bruder opfern, ſo beweiſen Sie noch lange nichts, – eine Gewalttat iſt ſchwer zu beweiſen, Awdotja Romanowna.«

»Schuft!« flüſterte Dunja empört.

»Wie Sie wünſchen, merken Sie ſich, ich habe es bloß als eine Mutmaßung ausgeſprochen. Meiner perſönlichen Überzeugung nach aber haben Sie vollkommen recht, – eine Gewalttat iſt eine Schändlichkeit. Ich ſagte es bloß, um zu beweiſen, daß Ihr Gewiſſen nichts verliert, wenn Sie... wenn Sie ſich ſogar entſchließen ſollten, Ihren Bruder freiwillig zu retten, wie ich es Ihnen angeboten habe. Sie haben ſich bloß den Umſtänden gefügt, meinetwegen auch der Gewalt nachgegeben, wenn es ſich ohne dieſes Wort nicht auskommen läßt. Denken Sie darüber nach; das Schickſal Ihres Bruders und Ihrer Mutter liegt in Ihren Händen. Ich will aber Ihr Sklave ſein... mein ganzes Leben... ich will hier Ihre Entſcheidung erwarten...«

Sſwidrigailoff ſetzte ſich auf das Sofa hin, etwa acht Schritte von Dunja entfernt. Für ſie gab es nicht den geringſten Zweifel an ſeinem unerſchütterlichen Entſchluſſe. Außerdem kannte ſie ihn...

Plötzlich holte ſie aus ihrer Taſche einen Revolver hervor, ſpannte den Hahn und ließ die Hand mit dem Revolver auf den Tiſch ſinken. Sſwidrigailoff ſprang von ſeinem Platz auf.

»Aha! So iſt die Geſchichte!« rief er verwundert aus und lächelte hämiſch. »Nun, das ändert vollkommen die Sache! Sie erleichtern mir weſentlich die Sache, Awdotja Romanowna! Ja, woher haben Sie ſich dieſen Revolver verſchafft? Etwa von Herrn Raſumichin? Bah! Der Revolver gehört ja mir! Ein alter Bekannter von mir! Und ich habe ihn damals ſo geſucht!... Unſer Schießunterricht auf dem Lande, den ich die Ehre hatte, zu erteilen, iſt nicht unnütz geweſen.«

»Es iſt nicht dein Revolver, ſondern Marfa Petrownas, die du ermordet haſt, du Böſewicht! Du hatteſt nichts eigenes in ihrem Hauſe. Ich nahm ihn, als ich zu ahnen begann, wozu du fähig biſt. Wage bloß einen Schritt zu machen und ich ſchwöre dir, — ich erſchieße dich!«

Dunja war außer ſich. Den Revolver hielt ſie bereit.

»Nun, und Ihr Bruder? Ich frage aus Neugier?« ſagte Sſwidrigailoff und ſtand immer noch auf derſelben Stelle.

»Zeige ihn an, wenn du willſt! Nicht vom Platze! Rühr dich nicht! Ich werde ſchießen! Du haſt deine Frau vergiftet, ich weiß es, du biſt ſelbſt ein Mörder!«

»Sind Sie feſt davon überzeugt, daß ich Marfa Petrowna vergiftet habe?«

»Du haſt! Du haſt mir es ſelbſt angedeutet; du haſt mir

von Gift geſprochen... ich weiß, du haſt dir Gift verſchafft ... Du hatteſt alles vorbereitet... Du haſt es unbedingt getan... Schuft!«

»Wenn es auch wahr wäre, ſo habe ich es doch deinetwegen... du warſt doch die Urſache!«

»Du lügſt! Ich habe dich ſtets, ſtets gehaßt...«

»Na, Awdotja Romanowna! Sie ſcheinen vergeſſen zu haben, wie Sie in der Hitze der Propaganda geneigter wurden und dahinſchmolzen... Ich habe es an den Augen gemerkt, erinnern Sie ſich eines Abends, der Mond ſchien und eine Nachtigall trillerte?«

»Du lügſt!« in Dunjas Augen funkelte Wut, »du lügſt, Verleumder!«

»Ich lüge? Nun, meinetwegen, ich lüge. Ich habe gelogen. Frauen ſoll man an dieſe Dinge nicht erinnern.« – Er lächelte halb. – »Ich weiß, daß du ſchießen wirſt, du ſchönes, wildes Tier! Nun, ſchieße doch!«

Dunja erhob den Revolver und ſah ihn totenblaß, mit kreidebleichen bebenden Lippen, mit großen ſchwarzen, feurig funkelnden Augen entſchloſſen an und wartete die erſte Bewegung von ihm ab. Noch niemals hatte er ſie ſo ſchön geſehen. Das Feuer, das in ihren Augen in dem Augenblick aufleuchtete, als ſie den Revolver erhob, ſchien ihn verbrannt zu haben, und ſein Herz zog ſich ſchmerzlicher zuſammen. Er tat einen Schritt und ein Schuß knallte. Die Kugel ſtreifte ſeine Haare und traf die Wand hinter ihm. Er blieb ſtehen und lachte leiſe.

»Eine Weſpe hat geſtochen! Sie zielt auf den Kopf... Was iſt das? Blut!« – Er zog ein Taſchentuch hervor, um das Blut abzuwiſchen, das ganz fein an ſeiner rechten Schläfe herunterrann; wahrſcheinlich hatte die Kugel die

Haut ſeines Schädels geritzt. Dunja ließ den Revolver ſinken und ſah Sſwidrigailoff nicht etwa erſchreckt, ſondern ſtutzig an. Es war, als begreife ſie ſelbſt nicht, was ſie getan hatte und was vorgegangen war!

»Nun, das ging vorbei! Schießen Sie noch einmal, ich warte,« ſagte Sſwidrigailoff leiſe, finſter lächelnd. »So kann ich Sie packen, ehe Sie den Hahn noch einmal aufſpannen!«

Dunetſchka fuhr zuſammen, ſpannte ſchnell den Hahn und erhob wieder den Revolver.

»Laſſen Sie mich!« ſagte ſie voll Verzweiflung. »Ich ſchwöre es Ihnen, ich werde von neuem ſchießen... Ich... werde Sie erſchießen!...«

»Nun was... auf drei Schritte muß man auch treffen können. Nun, wenn Sie aber mich nicht erſchießen ... dann...« – Seine Augen funkelten und er trat noch zwei Schritte näher.

Dunetſchka drückte ab, – die Waffe verſagte!

»Sie haben nicht gut geladen. Tut nichts! Sie haben noch eine Patrone drin. Bringen Sie es in Ordnung, ich will warten.«

Er ſtand zwei Schritte vor ihr, wartete und ſah ſie voll wilder Entſchloſſenheit mit einem leidenſchaftlichen und ſchweren Blicke an. Dunja begriff, daß er eher ſterben würde, als daß er ſie losließ. »Und ſie... wird ihn jetzt ſicher auf zwei Schritte Entfernung töten!...«

Plötzlich ſchleuderte ſie den Revolver fort.

»Hat ihn fortgeworfen!« ſagte Sſwidrigailoff und holte tief Atem. Etwas ſchien mit einem Male ſich von ſeinem Herzen losgelöſt zu haben, und es war vielleicht nicht bloß die Laſt der Todesangſt, – es war auch fraglich, ob er ſie in dieſem Augenblicke empfunden hatte. Es war eine Er-

lösung von einem anderen, mehr kummervollen und düsteren Gefühle, das er selbst nicht in seiner ganzen Macht definieren konnte.

Er trat an Dunja heran und legte still seinen Arm um ihre Taille. Sie widersetzte sich ihm nicht, aber sie blickte ihn, am ganzen Körper wie ein Blatt bebend, mit flehenden Augen an. Er wollte etwas sagen, seine Lippen aber verzogen sich bloß und er konnte nichts sprechen.

»Laß mich!« sagte Dunja flehend.

Ssswidrigailoff zuckte zusammen, – dieses du war in einer anderen Weise, als vorhin, gesagt.

»Also du liebst mich nicht?« fragte er leise.

Dunja schüttelte verneinend den Kopf.

»Und... kannst auch nicht?... Niemals?« flüsterte er verzweifelt.

»Niemals!« antwortete Dunja im Flüstertone.

Es war der Moment eines schrecklichen stummen Kampfes in Ssswidrigailoffs Seele. Mit einem unaussprechlichen Blicke sah er sie an. Plötzlich zog er seine Hand zurück, wandte sich ab, ging schnell zum Fenster und stellte sich dort hin.

Noch ein Augenblick verging.

»Hier ist der Schlüssel zur Türe!« er nahm ihn aus der linken Tasche seines Mantels hervor und legte ihn auf den Tisch hinter sich, ohne Dunja anzublicken und ohne sich umzudrehen. – »Nehmen Sie ihn; gehen Sie schnell fort!...«

Er sah starr zum Fenster hinaus.

Dunja trat an den Tisch, um den Schlüssel zu nehmen.

»Schneller! Schneller!« wiederholte Ssswidrigailoff, ohne sich zu rühren und umzudrehen. Aber in diesem »schneller« klang deutlich ein schrecklicher Ton hindurch.

Dunja begriff, erfaßte den Schlüssel, stürzte zur Türe, schloß sie eilig auf und sprang aus dem Zimmer. Nach einer Minute lief sie schon, wie wahnsinnig, ganz außer sich den Kanal entlang in der Richtung zu der Æ-schen Brücke.

Sswidrigailoff blieb am Fenster noch etwa drei Minuten stehen, wandte sich endlich langsam um, warf einen Blick ins Zimmer und fuhr sich leise mit der Hand über die Stirn. Ein merkwürdiges Lächeln verzog sein Gesicht; es war ein klägliches, trauriges, schwaches Lächeln, ein Lächeln der Verzweiflung. Das Blut, das schon einzutrocknen begann, hatte seine Hand beschmutzt; er blickte das Blut zornig an; dann machte er ein Handtuch naß und wusch sich die Schläfe ab. Der Revolver, den Dunja von sich geworfen hatte und der zur Türe geflogen war, fiel ihm plötzlich in die Augen. Er hob ihn auf und besah ihn. Es war ein kleiner dreiläufiger Taschenrevolver alten Systems; es steckten noch zwei Patronen darin und eine Kapsel. Einmal konnte man noch daraus schießen. Er sann eine Weile nach, steckte den Revolver in die Tasche, nahm seinen Hut und ging hinaus.

VI.

Diesen ganzen Abend bis zehn Uhr zog er in allerhand Wirtshäusern und Spelunken umher. Irgendwo traf er auch Katja, die einen anderen Gassenhauer sang, von einem »Schuft und Tyrannen«, der

»Fing Katja an zu küssen«.

Sswidrigailoff gab Katja und dem Leiermann, den Chorsängern, den Kellnern und zwei Schreibern zu trinken. Diese Schreiber hatte er eigentlich bloß aufgefordert, weil sie beide schiefe Nasen besaßen, — die Nase des einen stand nach

rechts, die des anderen nach links. Das hatte Sſwidrigailoffs Aufmerkſamkeit erregt. Zuletzt ſchleppten ſie ihn in eine Gartenwirtſchaft mit, wo er für ſie das Eintrittsgeld bezahlen mußte. Dieſer Garten beſtand aus einer dünnen dreijährigen Tanne und drei Sträuchern. Das Reſtaurant war im Grunde genommen nur ein Ausſchank, man konnte aber auch Tee erhalten und es ſtanden einige grüne Tiſche und Stühle dort. Ein Chor minderwertiger Sänger und ein betrunkener Deutſcher aus München, eine Art Clown, mit roter Naſe, der aber aus irgend einem Grunde ſehr niedergeſchlagen war, amüſierten das Publikum. Die Schreiber fingen mit einigen anderen Schreibern einen Streit an und ſchickten ſich ſchon an, handgreiflich zu werden. Sſwidrigailoff wurde von ihnen zum Schiedsrichter gewählt. Er waltete über eine Viertelſtunde ſeines Amtes, aber ſie ſchrien derartig, daß es nicht die geringſte Möglichkeit gab, irgend etwas zu verſtehen. Am wahrſcheinlichſten war die Sache ſo — einer von ihnen hatte etwas geſtohlen und hatte Zeit gefunden, es ſofort an Ort und Stelle einem Juden zu verkaufen, der ſich zufällig eingefunden hatte, aber er wollte das Geld mit ſeinem Kameraden nicht teilen; es ergab ſich ſchließlich, daß der verkaufte Gegenſtand ein Teelöffel war, der dem Reſtaurant gehörte; man vermißte dort den Löffel und die Sache begann eine unangenehme Wendung zu nehmen. Sſwidrigailoff bezahlte den Löffel, erhob ſich und verließ den Garten. Es war gegen zehn Uhr. Er ſelbſt hatte während der ganzen Zeit keinen einzigen Tropfen Wein getrunken und hatte in der Gartenwirtſchaft ſich nur Tee beſtellt, und das nur, um überhaupt etwas zu nehmen. Der Abend war ſchwül und düſter. Gegen zehn Uhr hatte ſich der Himmel mit dunklen Wolken überzogen; es fing an zu

donnern und der Regen ſtrömte nieder. Das Waſſer fiel nicht in Tropfen, ſondern peitſchte in ganzen Strömen die Erde. Es folgte Blitz auf Blitz. Ganz durchnäßt kam Sſwidrigailoff nach Hauſe, ſchloß ſich ein, öffnete ſeinen Schreibtiſch, nahm ſein ganzes Geld an ſich und zerriß einige Papiere. Er ſteckte darauf das Geld in die Taſche, wollte ſeine Kleider wechſeln, aber nachdem er zum Fenſter hinausgeblickt und dem Gewitter und dem Regen gelauſcht hatte, tat er es doch nicht, ergriff ſeinen Hut und ohne ſeine Wohnung abzuſchließen, ging er hinaus und direkt zu Sſonja. Sie war zu Hauſe.

Sie war nicht allein; ſie hatte die vier Kinder von Kapernaumoff um ſich. Sſofja Sſemenowna gab ihnen Tee zu trinken. Sie begrüßte Sſwidrigailoff ſchweigend und ehrerbietig, warf einen erſtaunten Blick auf ſeine durchnäßten Kleider, ſagte aber kein Wort. Die Kinder liefen ſofort in unbeſchreiblicher Furcht davon.

Sſwidrigailoff ſetzte ſich an den Tiſch und bat Sſonja, neben ihm Platz zu nehmen. Sie ſchickte ſich ſchüchtern an, ihm zuzuhören.

»Sſofja Sſemenowna, ich reiſe vielleicht nach Amerika,« ſagte Sſwidrigailoff, »und da wir uns wahrſcheinlich zum letzten Male ſehen, bin ich gekommen, einige Anordnungen zu treffen. Haben Sie heute dieſe Dame geſehen? Ich weiß, was ſie Ihnen geſagt hat, Sie brauchen es mir nicht zu erzählen,« – (Sſonja machte eine Bewegung und errötete.) – »Dieſe Leute haben eine beſtimmte Manier. Was Ihre Schweſtern und Ihren Bruder anbetrifft, ſo ſind ſie untergebracht und das ihnen zukommende Geld habe ich für jeden gegen Quittung in ſicherer Hand deponiert. Nehmen Sie übrigens dieſe Quittungen für jeden Fall an ſich. Nehmen

Sie sie! Das ist also erledigt. Hier sind drei fünfprozentige Obligationen, im ganzen dreitausend Rubel. Nehmen Sie das für sich, für sich ganz allein, und mag es unter uns bleiben, damit niemand etwas davon erfährt. Das Geld wird Ihnen von Nutzen sein, denn, Ssofja Ssemenowna, ein Leben, wie Sie es bisher lebten, ist schlimm und Sie haben es nicht nötig.«

»Sie haben mich mit so vielen Wohltaten überschüttet; auch die Waisen und die Verstorbene,« stammelte Ssonja, »wenn ich Ihnen bis jetzt so wenig gedankt habe, so... halten Sie es nicht...«

»Aber bitte, es ist nicht der Rede wert.«

»Und für dieses Geld danke ich Ihnen sehr, Arkadi Iwanowitsch, aber ich brauche es jetzt wirklich nicht. Ich kann immer für mich allein sorgen, halten Sie es nicht für Undank, – wenn Sie schon gütig sind, so soll dieses Geld...«

»Ihnen, Ssofja Ssemenowna, Ihnen soll es gehören, und bitte ohne viele Worte, denn ich habe auch keine Zeit dazu. Es wird Ihnen sehr von Nutzen sein. Rodion Romanowitsch hat zwei Auswege, – entweder eine Kugel durch den Kopf oder Sibirien.« – (Ssonja blickte ihn wild an und erbebte.) – »Seien Sie ruhig, ich weiß alles von ihm selbst und bin kein Schwätzer; werde es niemand sagen. Sie haben gut daran getan, indem Sie ihm vorschlugen, – er möge hingehen und sich selbst anzeigen. Das wird ihm bedeutend nützlicher sein. Nun, wenn der Ausweg Sibirien sein wird, werden Sie ihm doch folgen? Nicht wahr? Nicht wahr? Und dann wird Ihnen auch das Geld von Nutzen sein. Für ihn selbst werden Sie es brauchen, verstehen Sie? Indem ich es Ihnen überreiche, gebe ich es damit doch ihm. Außer-

dem haben Sie verſprochen, auch die frühere Wirtin Amalie Iwanowna zu bezahlen; ich habe es gehört. Warum übernehmen Sie immer, Sſofja Sſemenowna, unüberlegt ſolche Verpflichtungen? Katerina Iwanowna war es doch dieſer Deutſchen ſchuldig geblieben, und nicht Sie, alſo ſollten Sie auf die Deutſche pfeifen. In dieſer Weiſe kann man auf der Welt nicht weiterkommen. Und wenn jemand morgen oder übermorgen nach mir fragen ſollte, – und man wird ſich an Sie wenden, – ſo erwähnen Sie nicht, daß ich jetzt bei Ihnen geweſen bin, und zeigen Sie in keinem Falle das Geld und ſagen Sie niemandem, daß ich es Ihnen gegeben habe. Und jetzt auf Wiederſehen.« – Er ſtand auf. – »Grüßen Sie Rodion Romanowitſch. Nebenbei geſagt, – übergeben Sie vorläufig das Geld meinetwegen Herrn Raſumichin zur Aufbewahrung. Kennen Sie Herrn Raſumichin? Sie kennen ihn ſicher. Das iſt ein kluger Burſche. Bringen Sie das Geld ihm morgen oder... wenn Sie Zeit haben, hin. Vorläufig verſtecken Sie es gut.« Er erhob ſich.

Sſonja ſprang ebenfalls vom Stuhle auf und blickte ihn erſchrocken an. Sie wollte etwas ſagen, etwas fragen, aber ſie wagte es nicht gleich und wußte auch nicht, wie ſie es anfangen ſollte.

»... Wie, wollen Sie denn jetzt in ſolchem Regen ausgehen?«

»Nun, ich will nach Amerika reiſen und ſoll mich vor einem Regen fürchten, he! he! Leben Sie wohl, liebe Sſofja Sſemenowna! Leben Sie und leben Sie lange, Sie werden anderen von Nutzen ſein. Ja... ſagen Sie bitte Herrn Raſumichin, daß ich ihn grüßen laſſe. Sagen Sie ihm, – Arkadi Iwanowitſch Sſwidrigailoff läßt Sie grüßen, – mit dieſen Worten ſagen Sie es ihm. Sagen Sie es unbedingt.«

Er ging fort und hinterließ Sſonja erſtaunt und erſchrocken in einer unklaren und drückenden Ahnung zurück.

Man erfuhr ſpäter, daß er am ſelben Abend, in der zwölften Stunde, noch einen ſehr exzentriſchen und unerwarteten Beſuch gemacht hatte. Der Regen hatte noch immer nicht aufgehört. Ganz durchnäßt, trat er zwanzig Minuten nach elf in die kleine Wohnung der Eltern ſeiner Braut ein. Mit großer Mühe hatte er ſich Einlaß verſchafft und zuerſt alle in große Aufregung verſetzt; aber Arkadi Iwanowitſch konnte, wenn er wollte, ein Mann von bezauberndem Benehmen ſein, ſo daß die urſprüngliche, übrigens ſehr naheliegende Annahme der Eltern der Braut, daß Arkadi Iwanowitſch wahrſcheinlich ſich irgendwo ſtark berauſcht habe und ſeiner ſelbſt nicht mächtig ſei, – von ſelbſt zunichte wurde. Den gelähmten Vater rollte in einem Seſſel die mitleidige Mutter der Braut ſelbſt zu Arkadi Iwanowitſch herein und begann nach ihrer Gewohnheit mit weitausholenden Fragen. Dieſe Frau ſtellte nie direkte Fragen, ſondern lächelte und rieb ſich die Hände zuerſt, dann aber, wenn ſie etwas unbedingt erfahren wollte, wie z.B., – wann Arkadi Iwanowitſch den Wunſch habe, die Hochzeit zu beſtimmen, ſo begann ſie mit den neugierigſten Fragen über Paris und das dortige Hofleben, um ſchließlich langſam bis zu ihrer Wohnung in Petersburg zu gelangen. Zu anderer Stunde wurde dies alles ruhig hingenommen, aber jetzt war Arkadi Iwanowitſch zu ungeduldig und wünſchte kategoriſch ſeine Braut zu ſehen, obgleich man ihm ſchon bei ſeinem Eintritt erklärt hatte, daß ſie ſchon ſchlafe. Die Braut erſchien ſelbſtverſtändlich, und Arkadi Iwanowitſch teilte ihr ſofort mit, daß er wegen einer ſehr wichtigen Angelegenheit auf eine Zeit lang Petersburg verlaſſen müſſe, und aus dieſem Grunde

ihr fünfzehntauſend Rubel in allerhand Papieren mitgebracht habe; er bat ſie, dies als ein Geſchenk von ihm anzunehmen, da er ſchon längſt die Abſicht gehabt habe, ihr dieſe Kleinigkeit ſchon vor der Hochzeit zu überreichen. Ein beſonderer logiſcher Zuſammenhang zwiſchen dem Geſchenk und der unverzüglichen Abreiſe und der Notwendigkeit, deswegen in der Nacht bei Regen herzukommen, zeigte ſich in keiner Weiſe bei ſeinen Erklärungen, jedoch es verlief alles ſehr gut. Sogar die unvermeidlichen Ausrufe von »ach« und »wie«, das Fragen und Staunen wurden raſch gemäßigt und zurückgehalten; dafür aber wurde eine überſtrömende Dankbarkeit an den Tag gelegt und ſogar von den Tränen der vernünftigſten aller Mütter unterſtützt. Arkadi Iwanowitſch ſtand auf, lachte, küßte die Braut, ſtreichelte ihre Wangen, wiederholte noch einmal, daß er bald zurückkommen werde, und als er in ihren Augen eine zwar kindliche Neugier, aber zugleich eine ſehr ernſte ſtumme Frage bemerkte, ſann er eine Weile nach, küßte ſie zum zweitenmal und ärgerte ſich darüber, daß das Geſchenk unverzüglich zur Aufbewahrung der vernünftigſten aller Mütter übergeben werden würde. Er ging fort und hinterließ alle in einer ungewöhnlichen Aufregung. Aber die gutherzige Mama löſte ſofort im Flüſtertone einige ſehr wichtige Bedenken, und zwar, daß Arkadi Iwanowitſch ein Mann der großen Welt, ein Mann mit Unternehmungen und großen Verbindungen, ein reicher Mann ſei; weiß Gott, was in ſeinem Kopfe vorgehe, er habe plötzlich den Entſchluß gefaßt, abzureiſen, habe eben plötzlich den Gedanken bekommen, das Geld gegeben, man ſoll ſich nicht darüber wundern. Gewiß ſei es merkwürdig, daß er ganz durchnäßt war, aber die Engländer ſeien z. B. noch exzentriſcher, überhaupt alle Menſchen aus der höchſten

Gesellschaft achteten nicht darauf, was man von ihnen sagen werde, und genierten sich nicht. Vielleicht gehe er absichtlich in dieser Weise herum, um zu zeigen, daß er nichts fürchte. Die Hauptsache aber sei, niemand ein Wort davon zu sagen, denn Gott weiß, was dabei noch herauskommen könne, das Geld müsse sofort eingeschlossen werden, und sicher sei es das beste, daß das Mädchen in der Küche war und nichts gesehen habe, noch wichtiger sei es aber, nichts, gar nichts dieser Spitzbübin, dieser Rößlich davon zu sagen, und so ging es in gleicher Weise fort. Sie blieben bis zwei Uhr sitzen und flüsterten die ganze Zeit. Nur die Braut ging etwas früher schlafen, über die ganze Sache verwundert und ein wenig traurig.

Ssswidrigailoff wanderte indessen punkt zwölf Uhr über die K.sche Brücke in der Richtung nach dem –schen Stadtteil. Es hatte zu regnen aufgehört, jedoch der Wind wehte noch stark. Ssswidrigailoff begann zu zittern, und einen Augenblick sah er mit einer auffallenden Neugier und fragend das schwarze Wasser der Kleinen Newa an. Als er so über das Wasser geneigt dastand, fühlte er auf einmal ein unangenehmes Kältegefühl, er drehte sich um und ging den X.schen Prospekt entlang. Er wanderte lange, fast eine halbe Stunde, durch diesen endlosen Prospekt, stolperte ein paarmal in der Dunkelheit auf dem hölzernen Trottoir und hörte nicht auf, etwas auf der rechten Seite der Straße aufmerksam zu suchen. Er hatte hier, fast am Ende des Prospekts kürzlich im Vorbeifahren ein hölzernes, aber geräumiges Gasthaus bemerkt, und sein Name, soweit er sich erinnern konnte, hatte etwas mit »Adrianopel« zu tun. Er hatte sich nicht getäuscht, – dieses Gasthaus in dieser abgelegenen Gegend war so auffallend, daß es selbst in der

Dunkelheit unmöglich übersehen werden konnte. Er war ein langes hölzernes, schwarzgewordenes Gebäude, in dem trotz der späten Stunde noch Lichter brannten und ein gewisses Leben zu bemerken war. Er trat ein und fragte einen im Korridor stehenden, zerlumpten Kerl nach einem Zimmer. Der warf einen Blick auf Sswidrigailoff, nahm sich zusammen und führte ihn in ein dumpfes, enges Zimmer, das am Ende des Korridors an einer Ecke unter der Treppe lag. »Es ist kein anderes da, alle Zimmer sind besetzt.« Der Kerl blickte ihn fragend an.

»Gibt es Tee?« fragte Sswidrigailoff.

»Kann besorgt werden.«

»Was gibt es noch?«

»Kalbfleisch, Schnaps, Aufschnitt.«

»Bring mir Kalbfleisch und Tee.«

»Sonst keine Wünsche?« fragte der Kerl erstaunt.

»Nichts mehr.«

Der Kerl verschwand, ganz verwundert.

»Das muß ein guter Ort sein,« dachte Sswidrigailoff, »wie kam mir das nicht in den Sinn. Ich habe wahrscheinlich auch das Aussehen eines Menschen, der irgendwo aus einem Café chantant kommt und auf dem Wege schon etwas erlebt hat. Es wäre interessant, zu erfahren, wer hier alles absteigt und übernachtet.«

Er zündete ein Licht an und besah sich das Zimmer genauer. Es war eine ganz kleine Kammer, so niedrig, daß Sswidrigailoff beinahe an die Decke stieß, mit einem Fenster; ein sehr schmutziges Bett, ein einfacher, gestrichener Tisch und ein Stuhl nahmen fast den ganzen Raum ein. Die Wände hatten das Aussehen, als wären sie aus Brettern zusammengeschlagen und mit alten abgerissenen Ta-

peten beklebt worden, die so staubig und beschmutzt waren, daß man ihre Farbe, ursprünglich gelb, erraten mußte, das Muster aber nicht mehr unterscheiden konnte. Der eine Teil der Wand und der Decke war schräg abgeschnitten, wie man es gewöhnlich in Mansarden sieht, hier aber war es wegen der Treppe. Sswidrigailoff stellte das Licht auf den Tisch, setzte sich auf das Bett und versank in Gedanken. Aber ein eigentümliches und ununterbrochenes Flüstern im Nebenzimmer, das zuweilen fast in ein Schreien überging, lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Flüstern hatte seit dem Augenblicke, als er im Zimmer eingetreten war, nicht aufgehört. Er begann zu lauschen, – jemand schimpfte und machte einem anderen fast weinend Vorwürfe, man hörte nur eine Stimme; Sswidrigailoff stand auf, verdeckte mit der einen Hand das Licht und an der Wand zeigte sich sofort eine Ritze; er trat drauf zu und begann hindurchzusehen. In dem Zimmer, das ein wenig größer war, als das seine, befanden sich zwei Menschen. Einer von ihnen ohne Rock, mit einem lockigen Kopfe und rotem erregten Gesichte, stand in Rednerpose; er hatte die Beine auseinandergespreizt, um das Gleichgewicht zu bewahren, schlug sich vor die Brust und warf dem anderen pathetisch vor, daß er ein Bettler sei und daß er nicht mal einen Rang habe, daß er ihn aus dem Schmutz herausgezogen habe, und daß er ihn, wenn er wolle, fortjagen könne und dies alles sehe der Finger Gottes allein. Der angeschnauzte Genosse saß auf einem Stuhl und hatte das Aussehen eines Menschen, der sehr gern niesen möchte, aber es absolut nicht fertig brachte. Er sah zuweilen mit einem trüben Schafsblicke den Redenden an, aber augenscheinlich hatte er keinen Begriff davon, worüber jener sprach und höchstwahrscheinlich hörte er es nicht einmal. Auf dem

Tiſche brannte der Reſt eines Lichtes, und eine faſt leere Karaffe Branntwein mit Gläſern, Brot, Gurken und ein Teegeſchirr ſtanden darauf. Nachdem Sſwidrigailoff dieſes Bild aufmerkſam betrachtet hatte, verließ er teilnahmslos die Ritze in der Wand und ſetzte ſich wieder auf das Bett hin.

Der Kerl, der mit Kalbfleiſch und Tee gekommen war, konnte ſich nicht enthalten, noch einmal zu fragen, ob nichts weiter gewünſcht würde, und nachdem er wieder eine verneinende Antwort erhalten hatte, ging er endgültig aus dem Zimmer. Sſwidrigailoff ſtürzte ſich über den Tee, um ſich zu erwärmen, und leerte ein Glas, eſſen konnte er nichts, da er den Appetit völlig verloren hatte. Er begann ſichtlich zu fiebern. Er nahm ſeinen Mantel und Jacke ab, hüllte ſich in die Decke ein und legte ſich auf das Bett. Er ärgerte ſich, – »es wäre diesmal doch beſſer, geſund zu ſein,« dachte er und lächelte bitter. Es war im Zimmer dumpf, das Licht brannte trübe, draußen heulte der Wind, irgendwo in einer Ecke nagte eine Maus, im ganzen Zimmer überhaupt roch es nach Mäuſen und nach Leder. Er lag und träumte, – ein Gedanke löſte den anderen ab. Es ſchien, als wolle er ſeiner Phantaſie eine beſtimmte Richtung geben. »Hinter dem Fenſter muß ein Garten ſein,« – dachte er, – »Bäume rauſchen; was ich in der Nacht nicht liebe, im Sturme und in der Dunkelheit bringt das Rauſchen der Bäume ein unangenehmes Gefühl hervor!« Und er erinnerte ſich, wie er vorhin im Vorbeigehen mit Widerwillen an den Petrowski-Park gedacht hatte. Dann tauchte in ſeiner Erinnerung auch die K.ſche Brücke und die Kleine Newa auf, und wieder überrieſelte es ihn kalt, wie vorhin, als er über das Waſſer geneigt ſtand.

»Ich habe niemals im Leben das Waſſer, nicht mal auf

Bildern, geliebt,« dachte er und lächelte über einen sonderbaren Gedanken. »Jetzt müßte mir doch diese ganze Ästhetik und der Komfort gleichgültig sein, aber nein, jetzt gerade werde ich wähleriſch, wie ein Tier, das ſich ſeine Stelle... in ähnlichem Falle ausſucht. Ich ſollte vorhin in den Petrowski-Park einbiegen! Iſt mir aber zu dunkel, zu kalt erſchienen, he! he! Als ſuchte ich angenehme Gefühle dabei!... Ja, warum löſche ich das Licht nicht aus?« Und er löſchte das Licht. »Meine Nachbarn haben ſich auch ſchlafen gelegt,« dachte er, als er keinen Schein mehr durch die Ritze ſah. – »Nun, Marfa Petrowna, jetzt wäre es Zeit für Sie, zu erſcheinen, – es iſt dunkel, der Ort ſehr paſſend und ein originneller Augenblick. Jetzt werden Sie ſicher nicht kommen...«

Es kam ihm auch in den Sinn, daß er vorhin, eine Stunde bevor Dunja in ſeiner Wohnung war, Raskolnikoff empfohlen hatte, ſie der Obhut Raſumichins anzuvertrauen. »Ich habe es damals wirklich mehr geſagt, um mich ſelbſt zu reizen, was Raskolnikoff auch erraten hat. Dieſer Raskolnikoff iſt ein feiner Kopf. Er hat vieles durchgemacht und kann mit der Zeit etwas Großes werden, wenn der Unſinn in ihm vergangen ſein wird, jetzt aber hat er noch ein zu großes Verlangen zu leben. In dieſem Punkte ſind alle dieſe Leute – Feiglinge. Nun, mag ihn der Teufel holen, mag er tun, was er will, was geht es mich an.«

Er konnte immer noch nicht einſchlafen. Allmählich begann vor ihm das Bild von Dunetſchka aufzutauchen, wie ſie vorhin ausſah, und ein Zittern fuhr durch ſeinen Körper. – »Nein, das muß man jetzt ſchon laſſen,« dachte er zu ſich kommend, »ich muß an etwas anderes denken. Es iſt ſonderbar und lächerlich, – ich habe niemals jemand ſtark gehaßt, habe auch niemals beſonders gewünſcht, an jemand Rache zu

nehmen, das iſt doch ein ſchlimmes Zeichen, ein ſchlimmes Zeichen! Habe auch nicht geliebt, mich herumzuſtreiten und war nie heftig geweſen, – iſt auch ein ſchlechtes Zeichen! Und was habe ich ihr vorhin verſprochen, – pfui, Teufel! Sie hätte aus mir doch etwas machen können!...«

Er verſtummte wieder und preßte die Zähne aufeinander, – wieder erſchien ihm Dunetſchkas Bild, wie ſie nach dem erſten Schuß erſchrocken war, den Revolver ſinken ließ und leichenblaß ihn anſah, ſo daß er ſie zweimal hätte greifen können, ohne daß ſie die Hand zur Gegenwehr hätte erheben können, wenn er ſelbſt ſie nicht daran erinnert hätte. Er erinnerte ſich, wie ſie ihm in dieſem Augenblicke ſo leid tat, und wie ſich ſein Herz zuſammengeſchnürt hatte... »Ah! Zum Teufel! Wieder dieſe Gedanken, man muß ſie alle fallen laſſen, ja, fallen laſſen!«

Er verfiel wieder in Schlaf, – das fieberhafte Zittern ließ nach; da ſchien etwas unter der Decke über ſeine Hand und ſeinen Fuß zu laufen. Er zuckte zuſammen, – »pfui, Teufel, das iſt ja eine Maus!« dachte er, »ich habe das Fleiſch auf dem Tiſche ſtehen gelaſſen...« Er wollte nicht die Decke abwerfen, aufſtehen und frieren, da ſtach ihn ſchon wieder etwas am Fuße; er riß die Decke von ſich und zündete das Licht an. Zitternd vor fieberhafter Kälte, bückte er ſich, um im Bette nachzuſuchen, – es war nichts da; er ſchüttelte die Decke und plötzlich ſprang eine Maus auf das Bettlaken. Er wollte ſie fangen; die Maus aber ſprang vom Bette nicht herunter, ſondern lief im Zickzack nach allen Seiten hin, glitt ihm durch die Finger, lief über ſeine Hand und verſchwand plötzlich unter dem Kiſſen; er warf das Kiſſen herunter und fühlte ſogleich, wie ſie ihm unter das Hemd ſprang und auf ſeinem Rücken herumkrabbelte. Er

erbebte nervös und erwachte. Im Zimmer war es dunkel, er lag wie vorhin in der Decke eingewickelt auf dem Bette, hinter dem Fenſter heulte der Wind. »Wie ſchaurig!« dachte er ärgerlich. Er ſtand auf und ſetzte ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter auf das Bett. »Lieber ſchlafe ich gar nicht,« beſchloß er. Vom Fenſter kam Kälte und Feuchtigkeit herein; ohne aufzuſtehen zog er die Decke über ſich und hüllte ſich ein. Das Licht ſteckte er nicht an. Er dachte an nichts und wollte auch an nichts denken; doch ein Phantaſiegebilde nach dem andern ſtand vor ihm auf, abgeriſſene Gedanken ohne Anfang und Ende und ohne Zuſammenhang ſchwebten ihm vor. Er verfiel in einen Halbſchlummer. War es die Kälte oder die Dunkelheit, war es die Feuchtigkeit oder der Wind, der hinter dem Fenſter heulte und die Bäume rüttelte, – die in ihm eine hartnäckige phantaſtiſche Neigung und den Wunſch nach Blumen hervorriefen, – mit Blumen beſchäftigte ſich ſeine Phantaſie ausſchließlich. Ihm ſchwebte ein reizendes Bild vor, – ein lichter, warmer, beinahe heißer Tag, ein Feſttag, ein Pfingſttag; ein reiches prachtvolles Landhaus, im engliſchen Geſchmack, bewachſen mit duftenden Blumen, und umgeben von Blumenbeeten, die um das Haus ſich herumzogen, eine Treppe, umrankt von Schlingpflanzen und umringt von Roſenbüſchen; eine lichte kühle Treppe, bedeckt mit einem prächtigen Teppich und ringsum geziert mit ſeltenen Blumen in chineſiſchen Vaſen. Er hatte auf den Fenſtern Sträuße von weißen und zarten Narziſſen in Glasvaſen, gefüllt mit Waſſer, bemerkt, die auf ihren hellgrünen, dicken und langen Stengeln ſtarken aromatiſchen Duft verbreiteten. Er wollte ſich gar nicht mehr von ihnen trennen, endlich ſtieg er aber doch die Treppe hinauf und trat in einen großen hohen Saal, und wieder ſtanden hier

überall auf den Fenſtern, an der geöffneten Türe nach der Terraſſe, auf der Terraſſe ſelbſt, Blumen über Blumen. Die Diele war mit friſch gemähtem, duftendem Heu beſtreut, die Fenſter waren geöffnet, eine friſche leichte kühle Luft drang in das Zimmer, Vögel zwitſcherten unter den Fenſtern, und mitten im Saale auf einem mit weißem Atlas bezogenen Tiſche ſtand ein Sarg. Dieſer Sarg war mit weißem Taft ausgeſchlagen und mit weißen dichten Rüſchen benäht. Girlanden aus Blumen umrankten ihn auf allen Seiten. Ganz in Blumen gebettet lag ein kleines Mädchen in weißem Tüllkleide; ihre wie aus Marmor gemeißelten Hände waren gefaltet und an die Bruſt gepreßt. Ihr aufgelöſtes Haar, ein helles Blondhaar, war naß; ein Kranz aus Roſen umgab ihren Kopf. Das ſtrenge und ſchon erſtarrte Profil ihres Geſichts war auch wie aus Marmor gemeißelt, in dem Lächeln auf ihren blaſſen Lippen lag ein nicht kindliches grenzenloſes Weh, eine ſtille, herzzerreißende Klage. Sſwidrigailoff kannte dieſes Mädchen; weder ein Gottesbild noch brennende Kerzen ſtanden an dieſem Sarge und man vernahm keine Gebete. Das kleine Mädchen war eine Selbſtmörderin, – ſie hatte ſich ertränkt. Sie war erſt vierzehn Jahre alt und hatte ſchon ein gebrochenes Herz, ſie war zugrunde gerichtet durch eine ſchändliche Tat, die dieſes junge kindliche Bewußtſein mit Entſetzen erfüllt und überfallen, die ihre engelreine Seele mit unverdienter Schmach bedeckt hatte, und die ihr einen letzten Schrei der Verzweiflung entriß, der nicht erhört, ſondern mit kaltem Herzen und harter Hand in einer dunklen Nacht, in tiefer Finſternis, in Kälte, in feuchtem Tauwetter unterdrückt wurde, als der Wind heulte.

Sſwidrigailoff kam zu ſich, ſtand auf und trat an das

Fenſter. Er fand taſtend den Riegel und öffnete es. Der Wind ſtürmte mit aller Kraft in ſein enges Zimmer hinein und bedeckte mit einem Froſthauch ſein Geſicht und die nur mit dem Hemde bedeckte Bruſt. Hinter dem Fenſter war wirklich ein Garten und zwar ein Vergnügungsetabliſſement; am Tage traten wohl hier Sänger auf und es wurde an Tiſchen Tee ſerviert. Jetzt flogen Regentropfen von den Bäumen und Sträuchern zum Fenſter herein, und es war eine Dunkelheit wie in einem Keller, ſo daß man kaum einige dunkle Flecken, die Gegenſtände vorſtellten, unterſcheiden konnte. Sſwidrigailoff hatte die Ellenbogen auf das Fenſterbrett geſtützt und ſich hinausgebeugt, und blickte nun ſchon fünf Minuten, ohne ſich losreißen zu können, in dieſe Finſternis. Da ertönte in die Nacht hinein ein Kanonenſchuß, ihm folgte ein zweiter. »Ah, das Signal! Das Waſſer ſteigt!« dachte er. – »Gegen Morgen wird das Waſſer die Straßen überfluten und die Kellerwohnungen und die Gewölbe überſchwemmen, die Kellerratten werden aus ihren Schlupfwinkeln hervorſchwimmen und die Menſchen werden in Wind und Regen, durchnäßt und ſchimpfend, ihren Kram in die oberen Stockwerke ſchleppen... Um welche Zeit iſt es nun?« – Und kaum hatte er ſo gedacht, als aus der Nähe, tickend und wie ſich mächtig beeilend, eine Wanduhr drei Uhr ſchlug. – »Aha, nach einer Stunde wird es ſchon hell werden! Warum ſoll ich länger warten? Ich will lieber ſofort hier fort und direkt in den Petrowski-Park gehen; dort will ich mir ein großes Gebüſch ausſuchen, mit Regentropfen ſo benetzt, daß, wenn man nur mit einer Schulter drankommt, Millionen von Tropfen den ganzen Kopf mir überſtrömen werden...« Er trat vom Fenſter zurück, ſchloß es, zündete das Licht an, zog ſeine Weſte und den Mantel

an, ſetzte den Hut auf und ging mit dem Lichte auf den Korridor hinaus, um in einer Kammer zwiſchen allerhand Kram und Lichtſtumpfen den ſchlafenden Kerl aufzuſuchen, ihm das Zimmer zu bezahlen und dann das Gaſthaus zu verlaſſen. – »Es iſt der beſte Augenblick, man könnte ihn nicht beſſer wählen!«

Er ging lange in dem ſchmalen und langen Korridor herum, ohne jemand zu finden und wollte ſchon laut rufen, als er plötzlich in einer dunklen Ecke, zwiſchen einem alten Schrank und einer Türe, einen ſonderbaren Gegenſtand, anſcheinend etwas Lebendes, erblickte. Er beugte ſich mit dem Lichte darüber und ſah ein Kind, – ein kleines Kind, – ein kleines Mädchen, nicht älter als fünf Jahre, in einem völlig durchnäßten Kleidchen, zitternd und weinend, daliegen. Sie ſchien vor Sſwidrigailoff keine Furcht zu haben, blickte ihn mit ihren großen ſchwarzen Äuglein voll ſtillen Staunens an und ſchluchzte ab und zu, wie Kinder, die lange geweint, doch aufhören und ſich getröſtet haben. Das kleine Geſicht des Mädchens war bleich und abgemagert; ſie war vor Kälte faſt erſtarrt, aber – »wie war ſie hierher gekommen? Sie mußte ſich hier verſteckt und die ganze Nacht nicht geſchlafen haben?« Er begann ſie auszufragen. Das Kind wurde plötzlich lebhaft und ſtammelte etwas ſehr ſchnell in ſeiner kindlichen Sprache. Es kam darin etwas von »Mamachen« und das »Mama Ruten geben wird«, von einer Taſſe, die ſie zerſchlagen habe, vor. Das Mädchen ſprach ununterbrochen; einiges konnte man aus ihrer ganzen Erzählung herausfinden, – daß ſie nicht geliebt werde, daß ihre Mutter, eine ewig betrunkene Köchin, wahrſcheinlich im Gartenhauſe ſelbſt, ſie zumeiſt prügele und ihr Schrecken eingejagt habe; daß das Mädchen der Mutter eine Taſſe zerſchlagen habe

und ſo erſchrocken wäre, daß ſie ſeit geſtern Abend weggelaufen ſei; wahrſcheinlich hatte ſie ſich lange auf dem Hofe im Regen verſteckt, endlich ſich ins Haus hineingeſchlichen, ſich hinter dem Schrank verkrochen und hatte hier in der Ecke, weinend und in Näſſe, Dunkelheit und Angſt davor zitternd, daß man ſie tüchtig verprügeln würde, die ganze Nacht geſeſſen. Sſwidrigailoff nahm ſie auf die Arme, ging in ſein Zimmer, ſetzte ſie auf das Bett hin und begann ſie auszukleiden. Ihre zerlöcherten Stiefel auf die nackten Füße angezogen, waren ſo feucht, als hätten ſie die ganze Nacht in einer Pfütze gelegen. Nachdem er ſie entkleidet hatte, legte er ſie ins Bett, bedeckte und hüllte ſie ganz bis zum Kopfe in die Decke. Sie ſchlief ſofort ein. Nachdem er damit fertig war, verſank er wieder in ſein düſteres Nachdenken.

»Was fällt mir auch ein, mich damit abzugeben!« dachte er plötzlich mit einem ſchweren und bitteren Gefühl. – »Was für ein Unſinn!« Voll Ärger nahm er das Licht, um hinauszugehen und um jeden Preis den Kerl zu finden und ſchneller von hier wegzukommen. – »Ach, ſo ein Mädel!« dachte er fluchend und öffnete ſchon die Türe, als er ſich umkehrte, um noch einmal zu ſehen, ob das Mädchen ſchlafe und wie ſie ſchlafe? Er hob vorſichtig die Decke auf. Das Mädchen lag im feſten und ſeligen Schlafe. Sie war unter der Decke warm geworden, und das Blut war wieder in ihre blaſſen Wangen geſtiegen. Aber ſonderbar, – dieſe Röte war greller und auffallender, als ſonſt bei Kindern. »Das iſt eine fieberhafte Röte,« dachte Sſwidrigailoff, »das iſt die Röte nach Weingenuß, es iſt, als hätte man ihr ein ganzes Glas zu trinken gegeben. Ihre roten Lippen brennen, ſcheinen zu flammen, aber was iſt das?« Ihm ſchien es plötzlich, als ob ihre langen ſchwarzen Wimpern zuckten und

blinzelten, als ob ſie ſich erhöben, als ob unter ihnen ein ſchelmiſches, ſcharfes, nicht in kindlicher Weiſe zwinkerndes Auge hervorblickte, als ob das Mädchen nicht ſchliefe, ſich nur ſo anſtelle. Ja, es war auch ſo, – ihre Lippen verziehen ſich zu einem Lächeln, die Mundwinkel zucken, es iſt, als ob ſie das Lächeln noch zurückhalten wollte. Nun aber hört ſie auf, ſich zurückzuhalten, ſie lacht ſchon, ſie lacht deutlich; etwas Freches und Herausforderndes leuchtet in dieſem gar nicht kindlichen Geſichte; das iſt das Laſter; das iſt das Geſicht einer Kokotte, das freche Geſicht einer verkäuflichen franzöſiſchen Kokotte. Jetzt öffnen ſich, ohne jede Verſtellung, die beiden Augen, – ſie ruhen auf ihm mit einem feurigen und ſchamloſen Blick, ſie locken ihn, ſie lachen... Etwas unendlich Widerliches und Beleidigendes lag in dieſem Lachen, in dieſen Augen, in dieſem ganzen ſchamloſen Geſichte des Kindes. »Wie! Eine fünfjährige!« flüſterte Sſwidrigailoff mit wahrem Entſetzen. – »Was... was iſt denn das?« – Nun wendet ſie ſich ihm mit dem brennenden Geſichtchen ganz zu, ſtreckt die Arme aus... »Ah, Verfluchte!« rief Sſwidrigailoff voll Entſetzen und holte ſeine Hand zum Schlage aus... Aber im ſelben Augenblick erwachte er.

Er lag im Bette, eingehüllt in die Decke; das Licht war nicht angezündet und durch das Fenſter leuchtete der volle Tag hinein.

»Ein Albdrücken die ganze Nacht!« Er erhob ſich zornig und fühlte, daß er ganz zerſchlagen war; ſeine Knochen ſchmerzten ihn. Draußen war ein dichter Nebel und man konnte nichts unterſcheiden. Die Uhr ging auf fünf; er hatte ſich verſchlafen! Er ſtand auf und zog ſeine Jacke und den Mantel an, die beide noch feucht waren. Er fühlte in der Taſche nach dem Revolver, zog ihn heraus und ſetzte die Kap-

ſel zurecht; dann ſetzte er ſich hin, nahm aus der Taſche ein Notizbuch hervor und ſchrieb auf der erſten Seite mit großer Schrift ein paar Zeilen. Er las ſie nochmals durch, ſtützte ſich auf den Tiſch und ſann nach. Der Revolver und das Notizbuch lagen neben ſeinem Ellbogen. Die erwachten Fliegen krochen auf den Kalbfleiſchſtücken herum, die er nicht angerührt hatte und die auf dem Tiſche ſtanden. Er ſchaute den Fliegen lange zu und verſuchte mit der freien rechten Hand eine zu fangen. Er bemühte ſich lange, konnte ſie aber nicht kriegen. Als er ſich zuletzt bei dieſer intereſſanten Beſchäftigung ertappte, kam er zu ſich, fuhr zuſammen, ſtand auf und ging entſchloſſen aus dem Zimmer. Nach einer Minute war er ſchon auf der Straße.

Ein weißer dichter Nebel lag über der Stadt. Sſwidrigailoff ging die klebrige ſchmutzige Straße in der Richtung der Kleinen Newa zu. Ihm ſchwebten das über Nacht ſtark geſtiegene Waſſer der Kleinen Newa, der Petrowski-Park, naſſe Wege, feuchtes Gras, feuchte Bäume und Sträucher, und ſchließlich jenes Gebüſch vor... Voll Ärger begann er die Häuſer zu betrachten, um an etwas anderes zu denken. Weder einen Menſchen, noch eine Droſchke traf er auf dem Wege. Troſtlos und ſchmutzig ſahen ihn die grellgelben hölzernen Häuschen mit den geſchloſſenen Fenſterläden an. Kälte und Feuchtigkeit durchzogen ſeinen ganzen Körper und ihn begann zu fröſteln. Zuweilen fiel ſein Blick auf die Schilder der Kaufläden und Gemüſekeller, er las jedes aufmerkſam. Der hölzerne Fußſteg war ſchon zu Ende. Er ging an einem großen ſteinernen Hauſe vorbei. Ein ſchmutziger durchfrorener Hund mit eingezogenem Schwanze lief ihm über den Weg. Ein total betrunkener Mann in einem Uniformmantel lag mit dem Geſichte nach

unten quer über den Fußweg. Er betrachtete ihn und ging weiter. Ein hoher Feuerwehrturm zeigte sich linker Hand. – »Bah!« dachte er, »das ist die beste Stelle, wozu der Petrowski-Park? Es geschieht wenigstens in Gegenwart eines offiziellen Zeugen...« Er lächelte bei diesem neuen Gedanken und bog in die N.sche Straße ein. Hier stand ein großes Haus mit dem Turm. An dem mächtigen verschlossenen Tore des Hauses stand mit der Schulter daran gelehnt ein kleines Menschenkind in einen grauen Soldatenmantel eingehüllt und mit einem glänzenden Helm. Es schielte mit schlaftrunkenem Blick den herantretenden Ssswidrigailoff an. Auf seinem Gesichte sah man den ewigen verdrießlichen Kummer, der sich ausnahmslos auf allen Gesichtern des jüdischen Volkes eingeprägt hat. Beide, Ssswidrigailoff und der Soldat, betrachteten einander schweigend eine Weile. Dem Soldaten erschien es schließlich nicht in der Ordnung zu sein, daß ein Mann nicht betrunken drei Schritte vor ihm stehen blieb, ihn unverwandt anblickte und nichts sagte.

»Was wollen Sie denn hier?« sagte er, ohne sich zu rühren und seine Stellung zu verändern.

»Ja, nichts, Bruder, guten Tag!« antwortete Ssswidrigailoff.

»Hier ist kein Platz, stehen zu bleiben.«

»Ich reise, Bruder, ins Ausland.«

»Ins Ausland?«

»Nach Amerika.«

»Nach Amerika?«

Ssswidrigailoff zog den Revolver heraus und spannte den Hahn. Der Soldat zog die Augenbrauen nach oben.

»Was, solche Scherze sind hier nicht am Platze!«

»Warum denn nicht?«

»Weil das kein Ort dazu iſt.«

»Nun, Bruder, das iſt einerlei. Der Ort iſt gut; wenn man dich fragen wird, antworte bloß, daß ich nach Amerika gereiſt bin.«

Er legte den Revolver an ſeine rechte Schläfe an.

»Man darf das nicht, hier iſt nicht der Ort!« ſagte der Soldat, und ſeine Augen erweiterten ſich immer mehr.

Sſwidrigailoff drückte den Hahn ab.

VII.

Am ſelben Tage um ſieben Uhr näherte ſich Raskolnikoff der Wohnung ſeiner Mutter und Schweſter, – jener Wohnung im Hauſe von Bakaljeff, wo ſie Raſumichin untergebracht hatte. Der Treppeneingang war von der Straße aus. Je näher Raskolnikoff kam, deſto mehr verlangſamte er ſeine Schritte, wie unſchlüſſig, ob er hineingehen ſolle oder nicht. Er wäre jedoch um keinen Preis umgekehrt; ſein Entſchluß war gefaßt. – »Außerdem iſt es einerlei, ſie wiſſen ja noch nichts,« dachte er, »und haben ſich ſchon gewöhnt, mich als einen närriſchen Kauz anzuſehen...« Seine Kleidung war ſchrecklich, – ganz beſchmutzt, zerriſſen und zerknittert, weil er die ganze Nacht im Regen verbracht hatte. Sein Geſicht war vor Müdigkeit, durch das ſchlechte Wetter, aus phyſiſcher Ermattung und infolge eines beinahe vierundzwanzigſtündigen Kampfes mit ſich ſelbſt ganz entſtellt. Wo er dieſe ganze Nacht verbracht hatte, wußte Gott allein; aber ſie hatte wenigſtens ſeinen Entſchluß herbeigeführt.

Er klopfte an die Türe; die Mutter öffnete ihm. Dunetſchka war nicht zu Hauſe. Auch das Dienſtmädchen war

um dieſe Zeit nicht da. Pulcheria Alexandrowna war zuerſt ganz ſtumm vor freudigem Erſtaunen, dann ergriff ſie ſeine Hand und zog ihn ins Zimmer.

»Nun, da biſt du!« begann ſie, und ſtockte vor Freude. – »Sei nicht böſe auf mich, Rodja, daß ich dich ſo dumm begrüße, – mit Tränen; ich lache ja und weine nicht. Du denkſt, ich weine? Nein, ich freue mich, habe aber bloß ſo eine dumme Angewohnheit, daß mir dann die Tränen fließen. Das habe ich ſeit dem Tode deines Vaters, ich weine bei jeder Gelegenheit. Setz dich doch, mein Lieber, du biſt wahrſcheinlich müde, ich ſehe es. Ach, wie du beſchmutzt biſt.«

»Ich war geſtern im Regen fort, Mama...« begann Raskolnikoff.

»Aber nein, nein!« unterbrach ihn Pulcheria Alexandrowna eifrig, »du meinſt, ich will dich ſofort ausfragen, nach meiner früheren weiberhaften Gepflogenheit, ſei darüber beruhigt. Ich begreife doch, ich begreife alles, habe mich jetzt an die hieſigen Gebräuche gewöhnt, und ſehe wirklich ſelbſt ein, daß man hier geſcheiter iſt. Ich habe mir ein für allemal geſagt, wie kann ich deine Entſchlüſſe verſtehen und von dir Rechenſchaft verlangen? Du haſt vielleicht Gott weiß was für Dinge und Pläne im Kopfe und dir kommen allerhand Gedanken; ſoll ich dich da immer anſtoßen und fragen, worüber denkſt du nach? Ich habe... Ach, mein Gott, Ja, was laufe ich denn herum wie eine Beſeſſene... Juſt leſe deinen Artikel in der Zeitſchrift ſchon zum dritten Male, Rodja; mir hat ihn Dmitri Prokofjitſch gebracht. Ich war ſehr überraſcht, als ich ihn las; ſo dumm bin ich, dachte ich, damit gibt er ſich alſo ab, das iſt die Löſung der Dinge. Er hat vielleicht neue Gedanken im Kopfe, er überlegt ſie

ſich, ich aber quäle ihn und ſtöre ihn. Ich leſe den Artikel, mein Freund, und verſtehe ſelbſtverſtändlich nicht viel; es muß auch übrigens ſo ſein, – wie kann ich es auch verſtehen.«

»Zeigen Sie ihn mir, Mama.«

Raskolnikoff nahm den Artikel in die Hand und blickte ihn flüchtig an. Wie ſehr es auch ſeiner Lage und ſeinem Zuſtande widerſprach, empfand er doch jenes eigentümliche und prickelnde ſüße Gefühl, das ein Verfaſſer, der ſich zum erſten Male gedruckt ſieht, empfindet, dazu ſprachen auch ſeine dreiundzwanzig Jahre mit. Es dauerte einen Augenblick. Nachdem er einige Zeilen geleſen hatte, verdüſterte ſich ſein Geſicht und ein furchtbarer Gram preßte ſein Herz zuſammen. Sein ganzer ſeeliſcher Kampf in den letzten Monaten kam ihm mit einem Male ins Gedächtnis. Er warf mit Widerwillen und voll Ärger die Zeitung auf den Tiſch.

»Aber Rodja, wie dumm ich auch ſein mag, ich kann doch verſtehen, daß du ſehr bald einer von den Erſten, wenn nicht der Erſte unter unſeren Gelehrten, ſein wirſt. Und man wagte zu denken, daß du den Verſtand verloren hätteſt. Ha! ha! ha! Du weißt es nicht, aber man meinte es wirklich! Ach, dieſes niedrige Gewürm, woher ſollen ſie auch begreifen, was Verſtand haben heißt! Und Dunetſchka glaubte auch faſt daran – was ſagſt du dazu! Dein verſtorbener Vater hat ein paarmal etliches in Zeitſchriften eingeſchickt, – zuerſt Gedichte (ich habe noch das Heft der Gedichte, ich will es dir einmal zeigen) – und nachher eine ganze Novelle, – (ich hatte ihn gebeten, ſie ins Reine ſchreiben zu dürfen) – und trotzdem wir beide beteten, daß es angenommen würde, – nahmen ſie es doch nicht an! Rodja, vor ſechs oder ſieben Tagen, als ich deine Kleidung ſah, wie du wohnſt,

was du ißt und wie du herumgehſt, war ich ganz niedergeſchlagen. Jetzt ſehe ich, daß ich wieder einmal dumm war, denn wenn du Luſt haſt, kannſt du dir alles auf einmal durch deinen Verſtand und dein Talent verſchaffen. Du willſt es bloß vorläufig nicht und biſt mit bedeutend wichtigeren Dingen beſchäftigt...«

»Iſt Dunja nicht zu Hauſe, Mama?«

»Nein, Rodja. Sie iſt jetzt ſehr oft nicht zu Hauſe, läßt mich viel allein. Dmitri Prokofjitſch kommt öfters zu mir, um zu plaudern und ſpricht immer von dir, ich bin ihm ſehr dankbar dafür. Er liebt dich ſehr und ſchätzt dich, mein Freund. Ich kann von deiner Schweſter nicht gerade ſagen, daß ſie zu mir unehrerbietig wäre. Ich klage nicht. Sie hat ihren Charakter, wie ich den meinen; ſie hat allerhand Geheimniſſe vor mir; und ich habe vor euch keine Geheimniſſe. Gewiß, ich bin feſt überzeugt, daß Dunja klug iſt und außerdem auch mich und dich liebt... aber ich weiß wirklich nicht, wohin dies alles führen wird. Du haſt mich glücklich gemacht, Rodja, weil du mich jetzt beſucht haſt, ſie aber hat das verſäumt; wenn ſie zurückkommt, will ich auch ihr ſagen, – dein Bruder war hier, wo haſt aber du die Zeit verbracht? Du ſollſt mich, Rodja, nicht verwöhnen, wenn du kannſt, komm zu mir, wenn nicht, – dann läßt ſich eben nichts tun als warten. Ich werde trotzdem wiſſen, daß du mich liebſt, und das genügt mir. Ich werde deine Schriften leſen, werde von allen über dich hören, und dann wirſt du ſchon wieder einmal zu mir kommen und was kann ich mir beſſeres wünſchen? Du biſt doch jetzt auch gekommen, um die Mutter zu erfreuen, ich ſehe es...«

Hier weinte plötzlich Pulcheria Alexandrowna.

»Schon wieder weine ich! Achte nicht auf mich dumme

Perſon! Ach, mein Gott, was ſitze ich hier,« rief ſie aus und fuhr von ihrem Platze auf, »ich habe doch Kaffee und biete dir nichts an! Siehſt du, wie groß der Egoismus einer alten Frau iſt. Sofort, ſofort!«

»Mama, laſſen Sie es, ich will gleich wieder fortgehen. Ich bin nicht deswegen gekommen. Bitte, hören Sie mich an.«

Pulcheria Alexandrowna trat ſchüchtern zu ihm.

»Mama, was auch geſchehen ſollte, was Sie auch über mich hören ſollten, was man Ihnen auch über mich ſagen ſollte, – werden Sie mich dennoch ebenſo lieben, wie jetzt?« fragte er ſie aus vollem Herzen, als bedenke er ſeine Worte nicht und erwäge ſie nicht.

»Rodja, Rodja, was iſt mit dir? Ja, wie kannſt du nur ſo etwas fragen? Ja, wer wird mir denn etwas über dich ſagen? Ich werde auch niemand glauben, mag kommen, wer da will, ich werde ihn hinausjagen.«

»Ich bin gekommen, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie geliebt habe, und ich bin jetzt froh, daß wir allein ſind, bin ſogar froh, daß Dunetſchka nicht zu Hauſe iſt,« fuhr er in derſelben Aufwallung fort, – »ich bin gekommen, Ihnen offen zu ſagen, daß, wenn Sie auch unglücklich ſein werden, Sie doch wiſſen ſollen, daß Ihr Sohn Sie jetzt mehr liebt, als ſich ſelbſt, und daß alles, was Sie über mich gedacht haben, daß ich grauſam ſei und Sie nicht mehr liebe, alles nicht richtig iſt. Ich werde nie aufhören, Sie zu lieben... Nun, und genug; mir ſchien es, daß ich das ſagen und damit beginnen müßte...«

Pulcheria Alexandrowna umarmte ihn ſchweigend, preßte ihn an ihre Bruſt und weinte ſtill.

»Was mit dir iſt, Rodja, weiß ich nicht,« ſagte ſie ſchließ-

lich, »ich dachte die ganze Zeit, wir langweilen dich, jetzt aber ſehe ich in meiner Weiſe, daß dir ein großer Kummer bevorſteht, worüber du dich grämſt. Ich habe es ſchon lange geſehen, Rodja. Verzeih mir, daß ich darüber ſpreche; ich denke immer daran und ſchlafe des Nachts nicht. Dieſe Nacht hat auch deine Schweſter die ganze Nacht in unruhigem Phantaſieren verbracht und immer dich genannt. Ich habe einiges gehört, aber nichts verſtanden. Den ganzen Morgen ging ſie wie ein zu Tode Verurteilter herum, erwartete immer etwas, hatte Vorahnungen und nun iſt es gekommen! Rodja, Rodja, wohin gehſt du? Verreiſeſt du etwa und wohin?«

»Ich verreiſe.«

»Ich dachte es mir! Ich kann doch mit dir reiſen, wenn es nötig iſt. Auch Dunja, ſie liebt dich, ſie liebt dich ſehr, auch Sſofja Sſemenowna ſoll meinetwegen mit uns gehen, wenn es nötig iſt; ich will ſie gern an Tochterſtatt aufnehmen, ſiehſt du. Dmitri Prokofjitſch wird uns bei der Abreiſe helfen... aber... wohin... reiſeſt du?«

»Leben Sie wohl, Mama.«

»Wie! Heute ſchon!« rief ſie in einem Ton aus, als verliere ſie ihn auf ewig.

»Ich kann nicht anders, es iſt Zeit für mich, ich muß...«

»Und ich darf nicht mit dir gehen?«

»Nein, knien Sie aber nieder und beten Sie für mich. Ihr Gebet wird vielleicht erhört.«

»Laß mich dich bekreuzen, dich ſegnen! So, ſo! Oh, Gott, was tun wir!«

Ja, er war froh, er war ſehr froh, daß niemand da war, daß er mit der Mutter allein war. Es war, als wäre ſeit dieſer ganzen ſchrecklichen Zeit ſein Herz mit einem Male

weich geworden. Er ſank vor ihr hin, küßte ihre Füße und beide weinten, einander umarmend. Und ſie wunderte ſich nicht und fragte ihn nichts. Sie hatte ſchon lange begriffen, daß mit ihrem Sohne etwas Furchtbares vorgehe, und daß jetzt der ſchreckliche Augenblick für ihn gekommen war.

»Rodja, mein Lieber, mein Erſtgeborener,« ſagte ſie ſchluchzend, »du biſt jetzt ebenſo zu mir gekommen, wie du es als kleiner Junge tateſt; haſt mich umarmt und geküßt; als wir noch mit Vater lebten und uns kümmerlich durchſchlugen, war es ſchon ein Troſt für uns, daß du bei uns warſt, als ich aber deinen Vater beerdigt hatte, – wie oft haben wir uns da umarmt, genau ſo wie jetzt, und haben an ſeinem Grabe geweint. Daß ich aber lange ſchon weine, kommt davon, weil das Mutterherz dein Unglück ahnte. Als ich das erſte Mal dich damals am Abend ſah, – erinnerſt du dich, – als wir hier ankamen, habe ich alles an deinem Blicke allein erraten und mein Herz zuckte zuſammen, heute aber, als ich dir öffnete und dich anblickte, dachte ich mir ſofort, – nun iſt die Schickſalsſtunde gekommen. Rodja, Rodja, du reiſeſt doch nicht ſofort ab?«

»Nein.«

»Du wirſt noch einmal herkommen?«

»Ja... ich werde herkommen.«

»Rodja, ſei mir nicht böſe, ich darf dich nicht ausfragen. Ich weiß, daß ich es nicht darf, aber ſag mir bloß, nur zwei kleine Worte ſage mir: Iſt es weit, wohin du reiſt?«

»Sehr weit.«

»Was, haſt du eine Anſtellung dort oder iſt es für deine Karriere wichtig?«

»Was Gott gibt... beten Sie nur für mich...«

Raskolnikoff ging zur Türe, aber ſie hielt ſich an ihm

feſt und ſah ihm mit einem verzweifelten Blick in die Augen. Ihr Geſicht war vor Entſetzen entſtellt.

»Genug, Mama,« ſagte Raskolnikoff und bereute tief, daß er auf den Gedanken gekommen war, herzukommen.

»Es iſt doch nicht für immer? Nicht für ewig? Du wirſt doch noch herkommen, wirſt du morgen kommen?«

»Ich werde kommen, werde kommen, leben Sie wohl!« Er riß ſich endlich los.

Der Abend war friſch, warm und klar; das Wetter war ſeit dem Morgen ſchön geworden. Raskolnikoff ging eilig nach Hauſe. Er wollte allem bis zu Sonnenuntergang ein Ende machen. Bis dahin ſollte ihn niemand ſehen. Als er zu ſeiner Wohnung hinaufſtieg, bemerkte er, daß Naſtasja ſich vom Samowar abwandte, ihn unverwandt beobachtete und mit den Augen verfolgte. »Sollte etwa jemand bei mir ſein?« dachte er. Voll Widerwillen dachte er an Porphyri Petrowitſch. Als er aber ſein Zimmer erreicht und die Türe geöffnet hatte, erblickte er Dunetſchka. Sie ſaß mutterſeelenallein in tiefem Nachdenken und ſchien ſchon lange auf ihn zu warten. Er blieb auf der Schwelle ſtehen. Sie erhob ſich erſchreckt vom Sofa und blieb aufgerichtet vor ihm ſtehen. Ihr Blick, unverwandt an ihm haftend, drückte Entſetzen und einen untilgbaren Kummer aus. Und an dieſem Blicke merkte er ſofort, daß ſie alles wußte.

»Soll ich zu dir hineinkommen oder fortgehen?« fragte er mißtrauiſch.

»Ich habe den ganzen Tag bei Sſofja Sſemenowna geſeſſen; wir haben dich beide erwartet. Wir dachten, daß du unbedingt dorthin kommen würdeſt.«

Raskolnikoff trat in das Zimmer und ſetzte ſich ermattet auf einen Stuhl.

»Ich bin etwas ſchwach, Dunja; ich bin zu müde; ich möchte aber wenigſtens in dieſem Augenblicke mich völlig beherrſchen.«

Er warf ihr einen ſchnellen mißtrauiſchen Blick zu.

»Wo warſt du denn die ganze Nacht?«

»Ich erinnere mich deſſen nicht gut; ſiehſt du, Schweſter, ich wollte zu einem endgültigen Entſchluß kommen und bin mehrere Male an der Newa hin- und hergegangen; deſſen erinnere ich mich. Ich wollte dort ein Ende machen, aber... konnte mich nicht entſchließen...« flüſterte er und blickte Dunja wieder mißtrauiſch an.

»Gott ſei Dank! Und wie wir das fürchteten, – ich und Sſofja Sſemenowna! Alſo, du glaubſt noch ans Leben, – Gott ſei Dank, Gott ſei Dank!«

Raskolnikoff lächelte bitter.

»Ich glaubte nicht daran, ſoeben aber habe ich die Mutter umarmt und mit ihr zuſammen geweint; ich glaube nicht daran, aber ich habe ſie gebeten, für mich zu Gott zu beten. Gott weiß, wie das alles vor ſich geht, Dunetſchka und ich begreifen nichts.«

»Du warſt bei der Mutter? Du haſt ihr es ſelbſt geſagt?« rief Dunja entſetzt aus. – »Haſt du es gewagt, ihr zu ſagen?«

»Nein, ich habe ihr nichts... mit Worten geſagt, aber ſie hat vieles begriffen. Sie hat in der Nacht gehört, wie du phantaſiert haſt. Ich bin überzeugt, daß ſie die Hälfte ſchon verſteht. Ich habe vielleicht ſchlecht daran getan, daß ich zu ihr ging. Ich weiß auch nicht mal, warum ich zu ihr hingegangen bin. Ich bin ein gemeiner Menſch, Dunja.«

»Du ein gemeiner Menſch und biſt doch bereit, das Leiden auf dich zu nehmen! Du gehſt doch um zu leiden?«

»Ich gehe. Sofort. Ja, um dieſer Schande zu entgehen, wollte ich mich auch ins Waſſer ſtürzen, Dunja, aber ich dachte, als ich ſchon über dem Waſſer ſtand, wenn ich mich bisher für ſtark gehalten habe, ſo ſoll ich mich jetzt auch nicht vor der Schande fürchten,« ſagte er. »Das iſt der Stolz, Dunja?«

»Ja, das iſt der Stolz, Rodja.«

Wie ein Feuer leuchtete es in ſeinen trüben Augen auf; ihm ſchien es eine Freude zu ſein, daß er noch ſtolz ſein konnte.

»Meinſt du aber nicht, Schweſter, daß mir einfach vor dem Waſſer bange war,« fragte er mit einem bitteren Lächeln und blickte ihr ins Geſicht.

»Oh, Rodja, höre damit auf!« rief Dunja bitter aus.

Etwa zwei Minuten dauerte das Schweigen. Er ſaß mit geſenktem Kopfe und ſah zu Boden; Dunetſchka ſtand am anderen Ende des Tiſches und blickte ihn voll innerer Qual an.

Plötzlich ſtand er auf.

»Es iſt ſpät, es iſt Zeit. Ich gehe jetzt, mich anzuzeigen. Aber ich weiß nicht, warum ich gehe, mich anzuzeigen.«

Große Tränen rollten über ihre Wangen.

»Du weinſt, Schweſter, kannſt du mir noch die Hand reichen?«

»Und du haſt daran zweifeln können?«

Sie umarmte ihn innig.

»Büßeſt du nicht ſchon zur Hälfte dein Verbrechen mit deinem Leid?« rief ſie aus, drückte ihn feſt an ſich und küßte ihn.

»Verbrechen? Was für ein Verbrechen?« rief er plötzlich in einem Anfalle von Wut, »etwa, weil ich eine ſcheußliche, bösartige Laus, eine alte Wucherin ermordet habe, die nie-

mand braucht, für deren Ermordung einem vierzig Sünden vergeben werden müſſen, die den Armen den letzten Blutstropfen ausſaugte, – und das ſoll ein Verbrechen ſein? Ich denke gar nicht daran und denke nicht daran, es tilgen zu wollen. Und was kommen ſie mir alle mit dieſem Wort ‚Verbrechen, Verbrechen!‘ Jetzt erſt ſehe ich den ganzen Unſinn meiner Kleinmütigkeit klar, jetzt erſt, wo ich mich ſchon entſchloſſen habe, dieſe unnötige Schande auf mich zu nehmen! Bloß aus Gemeinheit und aus Untauglichkeit habe ich mich dazu entſchloſſen, ja vielleicht auch aus Berechnung, wie dieſer ... Porphyri Petrowitſch mir vorgeſchlagen hat!...«

»Bruder, Bruder, was ſagſt du! Du haſt aber doch Blut vergoſſen!« rief Dunja verzweifelt aus.

»Das alle vergießen,« fiel er faſt raſend ein, »das in der Welt wie ein Waſſerfall fließt und immer gefloſſen iſt, das wie Champagner vergoſſen wird, und für das man im Kapitol gekrönt und nachher Wohltäter der Menſchheit genannt wird. Schau doch bloß näher zu und ſieh es! Ich ſelbſt wollte den Menſchen Gutes und hätte hunderte, tauſende gute Werke vollbracht, anſtatt dieſer einzigen Dummheit, die ſogar keine Dummheit, ſondern bloß eine Ungeſchicktheit war, weil der geſamte Gedanke gar nicht ſo dumm war, wie er jetzt nach dem Mißlingen erſcheint... Beim Mißlingen erſcheint alles dumm!... Mit dieſer Dummheit wollte ich mich bloß in eine unabhängige Stellung bringen, den erſten Schritt tun, die Mittel erhalten, und nachher würde alles durch einen verhältnismäßig unermeßlichen Nutzen ausgeglichen worden ſein... Aber ich, ich habe auch nicht mal den erſten Schritt ausgehalten, weil ich – ein Schuft bin! Siehſt du, ſo ſteht die Sache! Und dennoch kann

ich eure Anſicht nicht teilen, – wäre es mir gelungen, ſo würde man mich gekrönt haben, jetzt aber muß ich in die Falle!«

»Aber das iſt es doch nicht, ganz und gar nicht! Bruder, was ſagſt du nur!«

»Ah! Nicht die richtige Form, die Form iſt nicht äſthetiſch genug! Nun, ich begreife entſchieden nicht, – warum es eine angeſehenere Form ſein ſoll auf die Menſchen Bomben zu werfen, eine regelrechte Belagerung zu führen? Die Furcht vor dem Unäſthetiſchen iſt das erſte Zeichen von Schwäche! ... Niemals, niemals habe ich es klarer als jetzt empfunden, und mehr als je begreife ich jetzt mein Verbrechen! Niemals, niemals war ich ſtärker und überzeugter, als jetzt!«

Das Blut war in ſein blaſſes, abgehärmtes Geſicht geſtiegen. Als er die letzten Worte ausſprach, begegnete zufällig ſein Blick den Augen Dunjas und er ſah darin ſoviel, ſoviel Qual ſeinetwegen, daß er unwillkürlich zur Beſinnung kam. Er fühlte, daß er trotz alledem dieſe zwei armen Frauen unglücklich gemacht hatte. Er war trotz alledem noch die Urſache dazu...

»Dunja, liebe Dunja! Wenn ich Schuld habe, vergib mir, obwohl man mir nicht vergeben kann, wenn ich Schuld habe. Lebwohl! Wir wollen uns nicht ſtreiten! Es iſt Zeit, es iſt höchſte Zeit. Folge mir nicht, ich flehe dich an, ich muß noch zu jemandem hingehen... Gehe ſofort zur Mutter und ſetze dich zu ihr hin. Ich flehe dich an! Das iſt meine letzte größte Bitte an dich. Verlaß ſie in dieſer Zeit nicht; ich habe ſie in Unruhe hinterlaſſen, die ſie kaum überſtehen wird, – entweder ſtirbt ſie oder ſie verliert den Verſtand. Bleib bei ihr! Raſumichin wird euch zur Seite ſtehen; ich habe es ihm geſagt... Weine nicht um mich, – ich werde verſuchen, mutig

und ehrlich das ganze Leben zu ſein, obwohl ich ein Mörder bin. Vielleicht wirſt du einmal meinen Namen hören. Ich werde euch keine Schande machen, du wirſt ſehen; ich will noch beweiſen... jetzt, vorläufig auf Wiederſehen,« beeilte er ſich zu ſagen, als er in den Augen Dunjas wieder einen ſonderbaren Ausdruck bei ſeinen letzten Worten und Verſprechungen bemerkte. – »Warum weinſt du denn ſo? Weine nicht, weine nicht; wir trennen uns doch nicht für immer!... Ach, ja! Warte, ich habe etwas vergeſſen!...«

Er trat an den Tiſch, nahm ein dickes verſtaubtes Buch, öffnete es und nahm ein kleines Aquarellbild auf Elfenbein heraus. Es war das Bild der Tochter ſeiner Wirtin, ſeiner früheren Braut, die am Fieber geſtorben war, desſelben merkwürdigen jungen Mädchens, das in ein Kloſter gehen wollte. Eine Weile blickte er dieſes ausdrucksvolle und krankhafte Geſicht an, küßte das Bild und überreichte es Dunetſchka.

»Mit ihr habe ich viel darüber geſprochen, mit ihr allein,« ſagte er ſinnend, »ihrem Herzen habe ich vieles davon mitgeteilt, was nachher ſich in ſo häßlicher Weiſe erfüllt hatte. Sei ruhig,« wandte er ſich an Dunetſchka, »ſie war mit mir nicht einverſtanden, ſo wenig wie du, und ich bin froh, daß ſie nicht mehr lebt. Die Hauptſache, die Hauptſache iſt, daß alles jetzt neu anhebt, daß alles entzwei brechen wird,« rief er plötzlich aus, wieder in ſeinen Gram zurückfallend, »alles, alles, bin ich aber dazu vorbereitet? Will ich es auch ſelbſt? Man ſagt, es ſei nötig zu meiner Prüfung! Wozu, wozu alle dieſe unſinnigen Prüfungen? Wozu ſind ſie, werde ich etwa dann erdrückt von Qual und Stumpfheit in greiſenhafter Schwäche nach zwanzigjähriger Zwangsarbeit es beſſer empfinden, als ich es jetzt tue, und wozu

ſoll ich dann noch leben? Warum gehe ich jetzt darauf ein, ſo zu leben? Oh, ich wußte, daß ich ein Schuft bin, als ich heute bei Tagesanbruch an der Newa ſtand!«

Beide gingen ſchließlich hinaus. Es war Dunja ſchwül, aber ſie liebte ihn! Sie ging von ihm, aber als ſie etwa fünfzig Schritte gegangen war, wandte ſie ſich noch einmal um, um ihm nachzuſchauen. Man konnte ihn noch ſehen. Als er an die Ecke kam, wandte er ſich ebenfalls um; zum letzten Male trafen ſich ihre Blicke; als er aber bemerkte, daß ſie ihm nachblickte, winkte er ihr ungeduldig und ärgerlich mit der Hand, daß ſie weitergehen ſolle, und bog ſelbſt ſchnell um die Ecke.

»Ich bin böſe, ich merke es,« dachte er und ſchämte ſich ſeiner ärgerlichen Handbewegung. – »Aber warum lieben ſie mich ſo, wenn ich ihrer Liebe nicht wert bin! Oh, wäre ich allein und hätte mich niemand lieb, und hätte ich ſelbſt niemals jemand geliebt! Alles dieſes wäre nicht geweſen! Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, ob nach dieſen kommenden fünfzehn, zwanzig Jahren meine Seele ſo gedemütigt ſein wird, daß ich voll Ehrfurcht vor Menſchen ächzen und klagen und mich bei jedem Worte Räuber nennen werde? Ja, es wird ſo kommen, wird kommen! Darum ſchicken ſie mich auch jetzt nach Sibirien, ſie wollen es haben ... Da laufen ſie nun alle in den Straßen herum, und jeder unter ihnen iſt ſchon ſeiner Natur nach ein Schuft und Räuber; ſchlimmer noch – ein Idiot! Sollte man aber mich mit Sibirien verſchonen, ſo würden ſie alle vor edler Empörung überſchäumen! Oh, wie ich ſie alle haſſe!«

Er ſann darüber nach, – »auf welche Weiſe es kommen müſſe, damit er zuletzt, ohne mit ſich in Widerſpruch zu geraten, demütiger würde! Warum denn auch nicht? Sicher

wird es ſo werden. Werden ihn die zwanzig Jahre ununterbrochener Unterdrückung nicht endgültig brechen? Steter Tropfen höhlt den Stein. Und warum, wozu nach alledem noch leben, wozu gehe ich jetzt hin, wenn ich ſelbſt weiß, daß alles genau ſo kommen wird, und nicht anders?«

Er legte ſich dieſe Frage vielleicht ſchon zum hundertſten Male ſeit geſtern Abend vor, aber dennoch ging er hin.

VIII.

Als er zu Sſonja eintrat, begann es ſchon zu dämmern. Sſonja hatte den ganzen Tag in ſchrecklicher Aufregung auf ihn gewartet; ſchon mit Dunja zuſammen. Dunja war am frühen Morgen zu ihr gekommen, als ſie ſich der Worte von Sſwidrigailoff erinnerte, daß Sſonja »darüber alles weiß«. – Wir wollen der Einzelheiten der Unterhaltung zwiſchen den beiden Frauen, ihrer Tränen und deſſen, wie weit ſie einander näher gekommen waren, nicht gedenken. Dunja hatte bei dieſer Zuſammenkunft wenigſtens den Troſt gefunden, daß ihr Bruder nicht allein ſein werde – zu ihr, zu Sſonja, war er zuerſt mit ſeiner Beichte gegangen; in ihr hatte er einen Menſchen geſucht, als er einen Menſchen brauchte; ſie würde ihm auch überall folgen, wohin das Schickſal ihn führen ſollte. Sie fragte auch nicht, aber ſie wußte, daß es ſo kommen werde. Sie begegnete Sſonja ſogar mit Ehrfurcht und machte ſie zuerſt dadurch ganz verwirrt. Sſonja war anfangs nahe daran, zu weinen; ſie hielt ſich für unwürdig, Dunja nur anzublicken. Das Bild Dunjas, als ſie ſich ſo aufmerkſam und achtungsvoll bei ihrem erſten Zuſammentreffen in Raskolnikoffs Wohnung von ihr verabſchiedet, hatte ſich ſeitdem für immer in ihrer

Seele eingegraben, als einer der ſchönſten und höchſten Augenblicke in ihrem Leben.

Dunetſchka hatte es ſchließlich nicht mehr ausgehalten, ſie war von Sſonja gegangen, um den Bruder in ſeiner Wohnung zu erwarten; ſie glaubte, daß er dorthin ſchließlich zuerſt gehen würde. Als Sſonja allein geblieben war, begann ſie ſich mit dem Gedanken, daß er wirklich ein Leid ſich antun würde, zu quälen. Dasſelbe fürchtete auch Dunja. Aber beide übertrafen ſich den ganzen Tag in dem Beſtreben, einander zu überzeugen, daß es nicht der Fall ſein könne, und waren ruhiger, ſolange ſie beiſammen waren. Jetzt aber, wo ſie getrennt waren, dachte die eine wie die andere nur noch daran. Sſonja erinnerte ſich, daß Sſwidrigailoff ihr geſtern geſagt hatte, Raskolnikoff habe nur zwei Wege, – entweder Sibirien, oder... Sie kannte zudem ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Stolz, ſeine Eigenliebe und ſeinen Unglauben.

»Kann nur der Kleinmut und die Furcht vor dem Tode ihn zwingen, zu leben?« dachte ſie ſchließlich in Verzweiflung. Und die Sonne ging ſchon unter. Sie ſtand traurig vor dem Fenſter und blickte unverwandt hinaus, – aber man ſah hier bloß die ungeweißte Grundmauer des Nachbarhauſes. Als ſie ſchon von dem Tode des Unglücklichen völlig überzeugt war, – trat er in ihr Zimmer.

Ein freudiger Schrei entrang ſich ihrer Bruſt. Aber als ſie aufmerkſam ſein Geſicht anſah, erbleichte ſie ſofort.

»Nun, ja!« ſagte Raskolnikoff mit bitterem Lächeln, »ich komme, mir dein Kreuz zu holen, Sſonja. Du haſt mich doch ſelbſt auf den Kreuzweg geſchickt; was, biſt du etwa bange geworden, da es zur Ausführung kommt?«

Sſonja blickte ihn faſſungslos an. Dieſer Ton erſchien ihr merkwürdig, – ein kaltes Fröſteln durchzog ihren Körper,

nach einer Minute aber erriet ſie, daß der Ton, wie auch die Worte nur angenommen waren. Er ſprach auch mit ihr ſo ſonderbar, indem er zur Seite blickte und vermied, ihr ins Geſicht zu ſehen.

»Ich habe, – ſiehſt du, Sſonja, – eingeſehen, daß es in dieſer Weiſe auch vielleicht vorteilhafter ſein wird. Es gibt hier einen Umſtand... Es iſt lange zu erzählen und lohnt ſich auch nicht. Weißt du, was mich bloß ärgert? Mir iſt es ärgerlich, daß alle dieſe dummen tieriſchen Fratzen mich gleich umringen, mich anglotzen, mir ihre dumme Frage vorlegen werden, die man beantworten muß, – und daß man auf mich mit Fingern zeigen wird... Pfui! Weißt du, ich will nicht zu Porphyri Petrowitſch gehen; er langweilt mich. Ich gehe lieber zu meinem Freunde Pulver, der wird erſtaunen, da werde ich einen Effekt in ſeiner Art erringen. Man müßte kaltblütiger ſein; ich bin in der letzten Zeit zu erbittert geworden. Glaubſt du mir, – ich habe ſoeben meiner Schweſter faſt mit der Fauſt gedroht und bloß aus dem Grunde, weil ſie ſich umwandte, um mich zum letzten Male zu ſehen. So ein Zuſtand iſt eine Schweinerei! Ach, wie weit iſt es mit mir gekommen! Nun, wo iſt das Kreuz?«

Er war wie ausgewechſelt. Er konnte nicht mal einen Augenblick auf einem Flecke ruhig ſtehen, konnte ſeine Aufmerkſamkeit auf keinen Gegenſtand konzentrieren, ſeine Gedanken überſprangen einander, er redete wirr; ſeine Hände zitterten leicht.

Sſonja nahm ſchweigend aus einem Kaſten zwei Kreuze – eins aus Zypreſſenholz und das andere aus Kupfer; ſie bekreuzte ſich ſelbſt, bekreuzte ihn und legte um ſeinen Hals das Kreuzlein aus Zypreſſenholz.

»Das iſt alſo ein Symbol, daß ich das Kreuz auf mich

nehme, he! he! Als hätte ich bis jetzt wenig gelitten! Aus Zypreſſenholz, alſo wie das Volk es trägt; das kupferne, das von Liſaweta, nimmſt du, zeige mir. Alſo ſie hatte es... in dem Augenblicke um? Ich kenne auch zwei ähnliche Kreuze, ein ſilbernes und ein Heiligenbildchen. Ich warf ſie damals der Alten auf die Bruſt. – Die würden jetzt paſſen, wirklich, die ſollte ich auch umlegen... Übrigens, ich lüge die ganze Zeit, vergeſſe immer die Angelegenheit, die mich herführte, ich bin ein wenig zerſtreut... Siehſt du, Sſonja, – ich bin eigentlich gekommen, um dir es vorher zu ſagen, damit du es weißt... Das iſt auch alles... Ich bin bloß deswegen gekommen. Hm! ich dachte übrigens, daß ich dir mehr ſagen werde... Du wollteſt doch ſelbſt, daß ich hingehe; nun, jetzt werde ich im Gefängnis ſitzen und dein Wunſch wird erfüllt ſein. Warum weinſt du denn? Auch du weinſt? Höre auf, laß es, ach, wie ſchwer mir alles iſt!«

Eine weichere Empfindung überkam ihn doch; ſein Herz ſchnürte ſich bei ihrem Anblicke zuſammen. – »Warum weint ſie denn?« dachte er, »was bin ich ihr? Warum weint ſie, warum nimmt ſie von mir Abſchied, wie meine Mutter oder Dunja? Sie wird mein Kindermädchen ſein!«

»Bekreuze dich, bete wenigſtens einmal,« bat ihn Sſonja mit zitternder, ſchüchterner Stimme.

»Oh, bitte, ſoviel du wünſchſt! Und ich tue es mit aufrichtigem Herzen, Sſonja, mit aufrichtigem Herzen...«

Er wollte etwas ganz anderes ſagen.

Er bekreuzte ſich einige Male. Sſonja nahm ein Tuch und warf es um die Schulter. Es war ein großes grünes Tuch, wahrſcheinlich dasſelbe, von dem Marmeladoff damals geſprochen hatte. Raskolnikoff kam der Gedanke, aber er fragte nicht danach. Er begann in der Tat ſelbſt zu fühlen,

daß er ſchrecklich zerſtreut und eigentümlich beunruhigt war. Er erſchrak darüber. Es ſetzte ihn auch plötzlich in Erſtaunen, daß Sſonja mit ihm gehen wolle.

»Was iſt? Wohin willſt du? Bleibe, bleibe zu Hauſe! Ich gehe allein,« rief er in kleinmütigem Ärger und ging beinahe erzürnt zu der Türe. – »Und wozu ein ganzes Gefolge!« murmelte er hinaustretend.

Sſonja blieb mitten im Zimmer ſtehen. Er hatte nicht mal Abſchied von ihr genommen, er hatte ſie ſchon vergeſſen; ein brennender und ſich empörender Zweifel wogte in ſeiner Seele.

»Iſt es auch das Richtige, iſt auch alles richtig?« dachte er wieder, als er die Treppe hinunterging, »kann man denn nicht ſtehen bleiben und alles wieder gutmachen... und nicht hingehen?«

Er ging aber doch den Weg. Er ſagte ſich endgültig, daß es ſich nicht lohne, weitere Fragen an ſich zu ſtellen. Auf der Straße fiel es ihm ein, daß er ſich von Sſonja nicht verabſchiedet hatte, daß ſie mitten im Zimmer in ihrem grünen Tuche ſtehen geblieben war, ohne zu wagen, ſich zu rühren, als er ſie angeſchrien hatte, – und er blieb eine Weile ſtehen. Im ſelben Augenblick durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke, – als hätte er nur gewartet, um ihn vollſtändig verwirrt zu machen.

»Wozu, warum bin ich jetzt bei ihr geweſen? Ich ſagte ihr, – in einer Angelegenheit; was war es für eine Angelegenheit? Es war abſolut nichts! Um ihr mitzuteilen, daß ich hingehe; was iſt denn dabei? War es notwendig, das ihr zu ſagen? Liebe ich ſie etwa? Nein, doch gar nicht? Ich habe ſie doch ſoeben wie einen Hund von mir geſtoßen. Brauchte ich etwa ihre Kreuze? Oh, wie tief ich geſunken bin! Nein,

– ich brauchte ihre Tränen, ich mußte ihr Erſchrecken ſehen, ich mußte ſehen, wie ihr das Herz ſchmerzt und ſie ſich quält! Ich mußte mich an irgend etwas anklammern, es in die Länge ziehen, einen Menſchen ſehen! Und ich habe es gewagt, ſo auf mich zu hoffen, ſo von mir zu träumen, ich Bettler, ich unbedeutender Schuft, Schuft!«

Er ging am Kanale entlang und hatte nicht mehr weit. Als er aber bis zur Brücke kam, blieb er einen Augenblick ſtehen, bog dann zur Seite ab und ging über die Brücke zum Heumarkte.

Er blickte neugierig rechts und links um ſich, betrachtete aufmerkſam jeden Gegenſtand und konnte auf nichts die Aufmerkſamkeit konzentrieren; alles entglitt ihm. – »Nach einer Woche, nach einem Monat wird man mich in einem Gefängniswagen irgendwohin über dieſe Brücke führen, wie werde ich dann dieſen Kanal anſehen, – ich müßte es mir merken,« durchfuhr es ihn. »Dieſes Aushängeſchild dort, – wie werde ich dann dieſe Buchſtaben leſen? Da ſteht geſchrieben – Genoſſenſchaft, – nun, ich ſollte mir dieſes ‚o‘, dieſen Buchſtaben o merken, und nach einem Monat dieſes o anſehen, – wie werde ich es dann anſehen? Was werde ich dann empfinden und denken?... Mein Gott, wie dies alles gemein ſein muß, alle meine jetzigen... Sorgen! Gewiß, dies alles muß intereſſant... in ſeiner Art ſein... ha! ha! ha!... worüber ich bloß denke! Ich werde wie ein Kind, ich ſpiele mit mir ſelbſt; nun, warum halte ich mir dieſes vor? Pfui, wie ſie ſtoßen! Dieſer Dicke da, – wahrſcheinlich ein Deutſcher, – der mich ſoeben geſtoßen hat; nun, weiß er, wen er geſtoßen hat? Eine Frau mit einem Kinde bettelt, es iſt amüſant, daß ſie mich für glücklicher als ſich ſelbſt hält. Was, ſollte ich der Kurioſität wegen ihr

auch ein Almoſen geben? Bah, ich habe ja volle fünf Kopeken in der Taſche, woher bloß? Na... nimm es, Mütterchen!«

»Gott ſchütze dich!« ertönte die weinerliche Stimme der Bettlerin.

Er trat auf den Heumarkt. Ihm war es unangenehm, ſehr unangenehm ſogar, mit Leuten zuſammenzukommen, er ging aber gerade dorthin, wo man am meiſten Menſchen ſah. Er hätte alles in der Welt hingegeben, um allein zu bleiben, aber er fühlte ſelbſt, daß er keinen einzigen Augenblick allein ſein konnte. In einer Menge trieb ein Betrunkener ſein Weſen, er wollte die ganze Zeit tanzen, fiel aber immer hin. Man hatte ihn umringt. Raskolnikoff drängte ſich durch die Menge hindurch, blickte einige Augenblicke den Betrunkenen an und lachte plötzlich kurz und abgeriſſen auf. Nach einer Minute hatte er ihn ſchon vergeſſen, bemerkte ihn nicht mehr, obwohl er ihn noch anblickte. Er ging ſchließlich zurück, ohne ſich zu erinnern, wo er ſich befand; als er aber bis zur Mitte des Platzes gekommen war, vollzog ſich mit ihm plötzlich eine Veränderung, eine Empfindung packte ihn mit einem Male, nahm ihn vollſtändig körperlich und ſeeliſch – gefangen.

Er erinnerte ſich plötzlich der Worte von Sſonja, »geh zu einem Kreuzweg, verneige dich vor den Menſchen, küſſe die Erde, weil du vor ihr geſündigt haſt, und ſage laut der ganzen Welt: – Ich bin ein Mörder!«

Er zitterte am ganzen Körper, als er ſich daran erinnerte. Und ſo ſtark hatte ihn ſchon der ausſichtsloſe Gram und die Unruhe der ganzen Zeit, beſonders aber der letzten Stunden erdrückt, daß er ſich dieſer neuen Empfindung vollkommen und ungeteilt hingab. Wie ein Anfall war es plötzlich

über ihn gekommen; durch einen Funken entzündete es ſich in ſeiner Seele und erfaßte ihn mit einem Male, wie ein Feuer, ganz und gar. Alles wurde in ihm weich und Tränen ſtürzten hervor. Wie er ſtand, ſo fiel er auch zu Boden ...

Er kniete mitten auf dem Platze nieder, verneigte ſich bis zur Erde und küßte dieſe ſchmutzige Erde voll Genuß und Glück. Er ſtand auf und verneigte ſich zum zweiten Male...

»Sieh, wie der ſich vollgeſoffen hat!« bemerkte ein Burſche in ſeiner Nähe.

Lachen ertönte.

»Er geht nach Jeruſalem, nimmt Abſchied von ſeinen Kindern, ſeiner Heimat, verneigt ſich vor der ganzen Welt und küßt die Reſidenzſtadt Sankt Petersburg und ſeinen Boden,« fügte ein betrunkener Kleinbürger hinzu.

»Er iſt noch jung, der Burſche!« bemerkte ein dritter.

»Einer von den Adeligen!« ſagte jemand mit geſetzter Stimme.

»Heutzutage erkennt man nicht mehr, wer von Adel iſt, und wer nicht.«

Alle dieſe Zurufe und Bemerkungen hielten Raskolnikoff zurück, und das Bekenntnis »ich habe getötet!«, das er abzulegen bereit war, unterblieb. Die Zurufe nahm er in Ruhe hin, ging ohne ſich umzuſehen, durch eine Gaſſe zum Polizeibureau. Unterwegs bemerkte er, daß ihm jemand folgte, aber er war darüber nicht erſtaunt; er hatte es geahnt. Als er auf dem Heumarkte ſich zum zweiten Male bis zur Erde verneigte und ſich links wandte, erblickte er fünfzig Schritte entfernt Sſonja. Sie verbarg ſich vor ihm hinter einer der hölzernen Buden, die auf dem Markte ſtanden, alſo hatte

ſie ihn auf ſeinem ganzen Leidensweg begleitet. Raskolnikoff fühlte und begriff in dieſem Augenblicke ein für allemal, daß Sſonja ewig bei ihm ſein und ihm bis ans Ende der Welt folgen werde, was ihm das Schickſal auch ſenden würde. Und ſein Herz wandte ſich... aber, – er war ſchon an der verhängnisvollen Stelle angelangt...

Ziemlich ſicher trat er in den Hof. Er mußte in den dritten Stock. – »Es dauert noch eine Weile, bis ich hinaufkomme,« dachte er. Überhaupt ſchien es ihm, als wäre es noch weit bis zu dem entſcheidenden Augenblicke, als hätte er noch viel Zeit und könne ſich vieles noch überlegen.

Wieder derſelbe Schmutz, dieſelben Schalen auf der ſich windenden Treppe, wieder waren die Türen zu den Wohnungen weit offen, wieder dieſelben Küchen, aus denen Dunſt und Geſtank herausdrang. Raskolnikoff war ſeit damals nicht mehr hier geweſen. Seine Beine erſtarben und knickten zuſammen, aber ſie trugen ihn vorwärts. Er blieb einen Augenblick ſtehen, um Atem zu holen, um ſich in Ordnung zu bringen, um als Menſch einzutreten.

»Wozu aber? Warum?« dachte er plötzlich, als er ſeiner Bewegung gewahr wurde. – »Wenn man ſchon dieſen Kelch leeren muß, iſt dann nicht alles gleichgültig? Je häßlicher, um ſo beſſer!«

In ſeiner Erinnerung tauchte in dieſem Momente die Geſtalt von Ilja Petrowitſch Pulver auf. »Soll ich tatſächlich zu ihm gehen? Kann ich nicht zu einem anderen? Nicht zu Nikodim Fomitſch? Oder ſofort umkehren und zum Kommiſſar ſelbſt in ſeine Wohnung gehen? Alles wird wenigſtens dann in angenehmerer Weiſe... Nein, nein! Zu Pulver, zu Pulver! Wenn ich ihn ſchon leeren ſoll, ſo alles auf einmal...«

Erſtarrt vor Kälte und kaum ſeiner mächtig, öffnete er die Türe zum Polizeibureau. Diesmal waren ſehr wenig Leute da, ein Hausknecht und noch ein Mann. Der Wächter ſchaute nicht einmal aus ſeiner Kammer heraus. Raskolnikoff ging in das andere Zimmer. – »Vielleicht läßt es ſich noch vermeiden,« ſchwirrte es ihm durch den Kopf. In dieſem Zimmer begann gerade irgend ein Schreiber in Zivilkleidung etwas auf ſeinem Pulte zu ſchreiben. In einer Ecke ſetzte ſich ein anderer Schreiber hin. Sametoff war nicht da. Nikodim Fomitſch ſelbſtverſtändlich auch nicht.

»Iſt niemand da?« fragte Raskolnikoff, ſich an den Schreiber am Pulte wendend.

»Wen wünſchen Sie?«

»Ah – ah! Man hört nichts, man ſieht nichts, bloß der ruſſiſche Geiſt... wie heißt es doch in jenem Märchen... habe es vergeſſen! M–m–mein Kompliment!« rief plötzlich eine bekannte Stimme.

Raskolnikoff erbebte. Vor ihm ſtand Pulver; er war unbemerkt aus dem dritten Zimmer eingetreten.

»Das iſt das Schickſal,« dachte Raskolnikoff, »warum iſt er hier?«

»Zu uns? In welcher Angelegenheit?« rief Ilja Petrowitſch aus. (Er war offenbar in ausgezeichneter und ſogar ein wenig erregter Stimmung.) »Wenn Sie in einer geſchäftlichen Angelegenheit kommen, ſo iſt es dazu noch zu früh. Ich ſelbſt bin nur zufälligerweiſe hier... Übrigens ſtehe ich zu Ihren Dienſten. Ich muß geſtehen... Wie? Wie? Entſchuldigen Sie...«

»Raskolnikoff.«

»Aha, Raskolnikoff? Konnten Sie glauben, daß ich Ihren Namen vergeſſen habe! Bitte, halten Sie mich nicht

für ſo einen... Rodion Ro... Ro... Rodionytſch, nicht wahr, es iſt doch richtig?«

»Rodion Romanowitſch.«

»Ja, ja, ja! Rodion Romanowitſch, Rodion Romanowitſch! Das wollte ich gerade wiſſen. Habe mich ſogar mehrere Male nach Ihnen erkundigt. Ich muß Ihnen geſtehen, ſeit der Zeit war ich aufrichtig betrübt, als wir damals mit Ihnen ſo... man hat mir nachher alles erklärt, ich erfuhr, daß Sie ein junger Literat und ſogar Gelehrter... und ſozuſagen, die erſten Schritte... oh, mein Gott! Ja, wer von den Literaten und Gelehrten hat im Anfange nicht originelle Schritte getan! Ich und meine Frau, – wir beide ſchätzen die Literatur, meine Frau ſogar leidenſchaftlich!... Literatur und Kunſt! Wenn einer nur anſtändig iſt, alles übrige aber kann er durch Talent, Wiſſen, Verſtand, Genie erwerben! Ein Hut – nun, was bedeutet z. B. ein Hut? Ein Hut iſt ein Deckel, ich kann ihn im beſten Laden kaufen; was aber unter dem Hute ſteckt und mit dem Hute verdeckt wird, das kann ich nicht kaufen!... Ich muß geſtehen, wollte ſogar zu Ihnen kommen, Ihnen eine Erklärung abgeben, aber ich dachte, daß Sie vielleicht... Jedoch ich vergeſſe ganz, Sie zu fragen, – brauchen Sie tatſächlich etwas von uns? Man ſagte mir, Sie haben Beſuch von Ihren Verwandten?«

»Ja, meine Mutter und Schweſter.«

»Ich hatte ſogar die Ehre und das Glück, Ihre Schweſter zu treffen, – eine gebildete und reizende Dame. Ich muß geſtehen, ich bedauerte ſehr, daß wir damals beide ſo hitzig wurden. Ein Zufall! Und daß ich Sie damals infolge Ihrer Ohnmacht, mit einem gewiſſen Blicke anſah, – das hat ſich doch ſofort in glänzendſter Weiſe aufgeklärt! Grauſamkeit und Fanatismus! Ich begreife Ihre Entrüſtung. Sie werden

wohl infolge der Ankunft Ihrer Familie in eine andere Wohnung ziehen und wollen uns wohl das anmelden?«

»N–nein, ich bin bloß... Ich bin gekommen, zu fragen... ich dachte, daß ich Herrn Sametoff hier antreffen werde.«

»Ach, ja! Sie sind ja Freunde geworden; ich habe davon gehört. Nein, Sametoff ist nicht bei uns, – den haben Sie verfehlt. Wir haben Herrn Sametoff verloren! Seit gestern ist er nicht mehr bei uns; er ist in einen anderen Dienst übergetreten... und hat sich zum Abschied mit allen gezankt... er war zuletzt noch sehr unhöflich... Er war ein leichtsinniger Junge, mehr nichts; er berechtigte wohl zu Hoffnungen; ja, aber so geht es mit unserer glänzenden Jugend! Er will ein Examen ablegen, wir kennen das, – sind bloß Redensarten, Wichtigtuerei und das wird das ganze Examen sein. Es ist doch nicht, wie bei Ihnen z. B. der Fall oder bei Herrn Rasumichin, Ihrem Freunde! Ihre Karriere ist die eines Gelehrten, und Mißerfolge werden Sie nicht verstimmen. Für Sie sind dies alles Reize des Lebens – nihil. Sie sind ein Asket, ein Mönch, ein Einsiedler!... für Sie hat nur ein Buch Bedeutung, die Feder, die Gelehrten und Untersuchungen, – darin schwelgt Ihr Geist! Ich bin teilweise selbst so ... Haben Sie das Buch von Livingstone gelesen?«

»Nein.«

»Ich habe es gelesen. Heutzutage gibt es übrigens viel zu viel Nihilisten; es ist auch begreiflich; die Zeiten sind auch danach, nicht wahr? Übrigens ich... Sie sind doch selbstverständlich kein Nihilist! Sagen Sie es mir aufrichtig, ganz offen.«

»N–nein...«

»Nein, ach, seien Sie doch mir gegenüber ganz offen,

genieren Sie ſich nicht, tun Sie, als wären Sie allein mit ſich! Der Dienſt iſt ein Ding für ſich, ein anderes Ding... Sie meinten, ich wollte Freundſchaft ſagen, nein, Sie haben es nicht erraten! Nicht Freundſchaft, ſondern das Gefühl eines Mitbürgers und Mitmenſchen, das Gefühl der Humanität und der Liebe zum Allmächtigen. Ich kann eine offizielle Stellung und ein Amt einnehmen, aber ich bin dennoch verpflichtet, den Bürger und Menſchen in mir ſtets zu fühlen, und muß mir darüber Rechenſchaft abgeben... Sie beliebten Sametoff zu erwähnen. Sametoff iſt imſtande, auf franzöſiſche Art, in einem unanſtändigen Lokale beim Glas Champagner oder mouſſierenden Wein loszulegen, – ſehen Sie, das iſt Ihr Sametoff! Ich aber bin ſozuſagen in Ergebenheit und hohen Gefühlen ganz aufgegangen, habe außerdem einen Rang, eine Poſition, bekleide ein Amt! Bin verheiratet und habe Kinder. Ich erfülle meine Pflichten als Bürger und Menſch, wer aber iſt er, geſtatten Sie mir die Frage? Ich wende mich an Sie, als einen durch Bildung geadelten Menſchen. Sehen Sie, auch ſehr viel gelehrte Hebammen haben wir in letzter Zeit.«

Raskolnikoff zog fragend die Augenbrauen empor. Die Worte von Ilja Petrowitſch, der anſcheinend vor kurzem erſt vom Mittagstiſche aufgeſtanden war, ſchwirrten an ſeinem Ohre vorbei! Einen kleinen Teil davon hatte er wohl aufgefangen. Er blickte ihn fragend an und wußte nicht, wo er hinaus wollte.

»Ich ſpreche von dieſen kurzgeſchorenen Mädchen,« fuhr der redſelige Ilja Petrowitſch fort, »ich habe ſie ſelbſt gelehrte Hebammen benannt und finde, daß dieſe Benennung ſehr treffend iſt. He! he! Sie kriechen in die mediziniſche Akademie, lernen Anatomie; und, ſagen Sie mir, glauben

Sie, wenn ich krank werde, daß ich mir etwa ein ſolches Mädchen hole ließe, daß ſie mich behandele? He! he!«

Ilja Petrowitſch lachte, ſehr zufrieden mit ſeinen eigenen Witzen.

»Es iſt wohl wahr, der Durſt nach Bildung iſt grenzenlos; aber nachdem einer ſich gebildet hat, muß es für ihn genug ſein. Warum denn es mißbrauchen? Warum denn ehrenhafte Perſonen beleidigen, wie es dieſer Schurke Sametoff tut? Warum hat er mich beleidigt, frage ich Sie? Und wie die Selbſtmorde jetzt zunehmen, – Sie können es ſich gar nicht vorſtellen. Alle verpraſſen ihr letztes Geld und töten ſich dann. Kleine Mädchen, Jungen, Greiſe... Heute früh noch erhielten wir Mitteilung über einen vor kurzem zugereiſten Herrn Nil Pawlytſch, ah, Nil Pawlytſch! Wie hieß doch dieſer Gentleman, der ſich erſchoſſen hat, über den wir die Mitteilung vorhin erhielten?«

»Sſwidrigailoff,« antwortete jemand aus dem anderen Zimmer laut und teilnahmslos.

Raskolnikoff zuckte zuſammen.

»Sſwidrigailoff! Sſwidrigailoff hat ſich erſchoſſen?« rief er aus.

»Wie! Sie kannten Sſwidrigailoff?«

»Ja... ich kannte ihn... Er war vor kurzem hierher gekommen. ..«

»Nun, ja, er iſt vor kurzem zugereiſt, hat ſeine Frau verloren, führte ein ausſchweifendes Leben, und hat ſich plötzlich erſchoſſen, und ſo ſkandalös, daß man es ſich nicht vorſtellen kann... hat in ſeinem Notizbuche ein paar Worte hingeſchrieben, daß er bei vollem Verſtande ſterbe, und bittet, niemanden wegen ſeines Todes zu beſchuldigen. Er hatte Geld, ſagt man. Wie haben Sie ihn denn kennengelernt?«

»Ich... kannte ihn... meine Schweſter war in ſeinem Hauſe als Gouvernante...«

»Ah... Sie können uns alſo über ihn einiges mitteilen. Sie ahnten gar nichts davon?«

»Ich habe ihn geſtern geſehen... er... trank Wein... ich ahnte nichts.«

Raskolnikoff fühlte ſich ſo niedergeſchmettert, als wäre etwas auf ihn heruntergefallen und drücke ihn zu Boden.

»Sie ſind blaß geworden. Bei uns iſt die Luft ſehr ſtickig...«

»Ja, es iſt für mich Zeit zu gehen,« murmelte Raskolnikoff, – »entſchuldigen Sie, daß ich Sie geſtört habe...«

»Oh, bitte ſehr! Es war mir ein Vergnügen und ich bin froh, Ihnen zu ſagen...«

Ilja Petrowitſch reichte ihm die Hand.

»Ich wollte bloß... zu Sametoff...«

»Ich begreife, begreife. Es war mir ein Vergnügen.«

»Ich... freue mich ſehr... auf Wiederſehen...« lächelte Raskolnikoff.

Er ging hinaus; ſchwankend. Der Kopf ſchwindelte ihm. Er fühlte ſeine Füße nicht mehr. Langſam begann er die Treppe hinabzuſteigen und ſtützte ſich dabei mit der rechten Hand an der Wand. Es ſchien ihm, daß ein Hausknecht mit einem Buche in der Hand ihn geſtoßen habe, daß ein Hund im unteren Stockwerke ununterbrochen belle und daß ein Weib ein Holzſcheit nach dem Hunde werfe und ihn anſchreie. Er ging die Treppe hinunter und trat in den Hof. Hier auf dem Hofe, unweit vom Ausgange, ſtand Sſonja, totenbleich, ſtarr, und ſah ihn faſſungslos an. Er blieb vor ihr ſtehen. Ihr Geſicht zeigte einen ſchmerzlichen, abgequälten, verzweifelten Ausdruck. Sie ſchlug die Hände zuſam-

men. Ein bitteres, verlorenes Lächeln erſchien für einen Moment auf ſeinen Lippen. Eine Weile blieb er ſtehen, betrachtete ſie und ging dann wieder hinauf in das Polizeibureau.

Ilja Petrowitſch hatte ſich geſetzt und wühlte in allerhand Papieren. Vor ihm ſtand derſelbe Mann, der vorhin Raskolnikoff geſtoßen hatte.

»Ah! Sie ſind es wieder! Haben Sie etwas vergeſſen?... Aber was iſt mit Ihnen?«

Raskolnikoff näherte ſich ihm mit blaſſen Lippen, mit verglaſten Augen, langſam trat er an den Tiſch heran, ſtützte ſich mit der Hand darauf, wollte etwas ſagen, aber konnte nicht; man hörte bloß unzuſammenhängende Töne.

»Ihnen iſt ſchlecht, ein Stuhl! Hier, ſetzen Sie ſich auf den Stuhl, ſetzen Sie ſich! Waſſer!«

Raskolnikoff ließ ſich auf den Stuhl nieder, wandte aber die Augen von dem Geſichte des äußerſt unangenehm überraſchten Ilja Petrowitſch nicht ab. Beide blickten eine Minute lang einander an und warteten. Das Waſſer wurde gebracht.

»Ich habe...« begann Raskolnikoff.

»Trinken Sie Waſſer.«

Raskolnikoff wehrte mit der Hand das Waſſer ab und ſagte leiſe mit Pauſen, aber deutlich:

»Ich habe damals die alte Beamtenwitwe... und ihre Schweſter Liſaweta... mit dem Beile erſchlagen... und beraubt.«

Ilja Petrowitſch öffnete den Mund vor Staunen. Von allen Seiten kamen die Menſchen gelaufen.

Raskolnikoff wiederholte ſein Geſtändnis.

Epilog

I.

Sibirien. Am Ufer eines breiten, öden Fluſſes ſteht eine Stadt, eine von den adminiſtrativen Zentren Rußlands; in der Stadt befindet ſich eine Feſtung, in der Feſtung ein Gefängnis. Im Gefängniſſe ſitzt ſchon neun Monate der Zwangsarbeiter der zweiten Kategorie Rodion Raskolnikoff. Seit dem Tage ſeiner Tat ſind faſt anderthalb Jahre vergangen.

Das Verfahren gegen ihn verlief ohne beſondere Schwierigkeiten. Der Verbrecher hielt ſein Geſtändnis aufrecht, beſtimmt und klar, ohne die Sache zu verwirren, ohne etwas zu beſchönigen, ohne die Tatſachen zu verzerren und ohne die geringſte Einzelheit zu verſchweigen. Er hatte bis zum letzten Punkt den ganzen Vorgang der Ermordung erzählt, hatte das Geheimnis des Verſatzobjekts (des Stückes Holzes mit einem Streifen aus Metall), das man in den Händen der ermordeten Alten gefunden hatte, erklärt; er hatte umſtändlich erzählt, wie er die Schlüſſel von der Getöteten genommen hatte, beſchrieb die Schlüſſel, die Truhe und womit ſie angefüllt war; er hatte ſogar einige von den einzelnen Gegenſtänden, die darin lagen, aufgezählt; hatte das Rätſel der Ermordung von Liſaweta erklärt; hatte erzählt, wie Koch gekommen war und geklopft hatte, wie der Student nach ihm gekommen war, und hatte alles, was ſie untereinander geſprochen hatten, wiedergegeben; hatte auch

erzählt, wie er, der Verbrecher, nachher die Treppe hinuntergelaufen war und das Kreiſchen von Nikolai und Dmitri gehört hatte, wie er ſich in der leerſtehenden Wohnung verſteckt hatte, nach Hauſe gekommen war, und zum Schluß gab er den Stein auf dem Hofe am Wosneſensky-Proſpekt hinter dem Tore an, unter dem man auch die Sachen und den Beutel fand. Mit einem Worte, die Sache war klar. Die Unterſuchungsrichter und die Richter waren unter anderem darüber ſehr erſtaunt, daß er den Beutel und die Sachen, ohne ſie zu verwenden, unter einem Steine verſteckt hatte, mehr aber darüber, daß er ſich aller Gegenſtände, die er eigentlich geraubt hatte, nicht im einzelnen erinnerte, ſondern ſich ſogar in ihrer Zahl geirrt hatte. Der Umſtand ſchon, daß er kein einziges Mal den Beutel geöffnet und nicht mal wußte, wie viel an Geld darin lag, erſchien unglaublich; im Beutel waren, wie ſich herausſtellte, dreihundertſiebzehn Rubel und drei Zwanzig-Kopekenſtücke; von dem langen Liegen unter dem Steine waren einige größere Scheine, die zu oberſt lagen, ſtark verdorben. Man mühte ſich lange ab, zu erforſchen, warum der Angeklagte gerade in dieſem einzigen Punkte log, wo er doch in allem übrigen ein freiwilliges und aufrichtiges Geſtändnis ablegte? Schließlich kamen einige, beſonders die Pſychologen, zu der möglichen Annahme, daß er in der Tat keinen Blick in den Beutel geworfen habe, daher auch nicht gewußt habe, was er enthielt, und ohne es zu wiſſen, den Beutel einfach unter den Stein gelegt habe; ſie zogen aber auch ſofort daraus die Folgerung, daß das Verbrechen ſelbſt nicht anders ausgeführt ſein könnte, als bei gewiſſer zeitweiliger Unzurechnungsfähigkeit, unter einer krankhaften Manie, zu morden und zu rauben, ohne weitere Zwecke und Berechnungen. Hierzu geſellte ſich

noch die neueſte moderne Theorie von zeitweiliger Geiſtesgeſtörtheit, die man in unſerer Zeit ſo oft verſucht, bei manchen Verbrechern anzuwenden. Außerdem wurde der hypochondriſche Zuſtand Raskolnikoffs ſeit langer Zeit genau von vielen Zeugen, dem Arzte Soſſimoff, ſeinen früheren Kameraden, ſeiner Wirtin und deren Dienſtboten beſtätigt. Dies alles half ſehr zu der Annahme, daß Raskolnikoff einem gewöhnlichen Mörder, Räuber und Diebe nicht gleichzuſetzen ſei, daß etwas ganz anderes vorliege. Zum größten Verdruß derer, die dieſe Anſicht vertraten, verſuchte der Verbrecher ſelbſt ſich faſt gar nicht zu verteidigen; auf die endgültigen Fragen, – was ihn zum Morde bewogen haben konnte, und was ihn den Raub zu vollziehen angetrieben habe, – antwortete er ſehr klar, mit der gröbſten Offenheit, daß die ganze Urſache ſeine ſchlechte Lage, ſeine Armut und Hilfloſigkeit und der Wunſch geweſen war, – die erſten Schritte ſeiner Laufbahn mit Hilfe von wenigſtens dreitauſend Rubel zu ſichern, die er bei der Ermordeten zu finden gehofft habe. Er habe ſich zum Morde infolge ſeines leichtſinnigen und kleinmütigen Charakters entſchloſſen, der außerdem durch Entbehrungen und Mißerfolge gereizt war. Auf die Frage aber, was ihn veranlaßt habe, ein Geſtändnis abzulegen, antwortete er offen, daß es aufrichtige Reue geweſen ſei. – Dies alles war ſchon faſt grob...

Das Urteil fiel milder aus, als man erwarten konnte, vielleicht auch deshalb, weil man bei der Straffeſtſetzung auch den Umſtand in Betracht zog, daß der Verbrecher nicht bloß auf alle Selbſtverteidigung verzichtete, ſondern offenbar den Wunſch zeigte, ſich ſelbſt noch mehr zu belaſten. Alle eigentümlichen und beſonderen Umſtände der Angelegenheit wurden in Erwägung gezogen. Der krankhafte und notlei-

bende Zuſtand des Verbrechers vor Ausführung der Tat wurde nicht dem geringſten Zweifel unterzogen. Der Umſtand, daß er von dem Geraubten keinen Nutzen gezogen hatte, wurde teilweiſe der erwachten Reue, teilweiſe dem nicht ganz geſunden Zuſtande ſeiner Geiſtesfähigkeiten während der Ausführung der Tat zugeſchrieben. Die zufällige Ermordung von Liſaweta diente ſogar als Umſtand, der die letzte Annahme beſtätigte, – ein Menſch vollzieht zwei Morde und vergißt gleichzeitig, daß die Türe nicht verſchloſſen war! Schließlich, das freiwillige Geſtändnis gerade in dem Momente, wo die Sache ungewöhnlich verwickelt wurde, infolge der falſchen Selbſtanklage eines niedergeſchlagenen Phantaſten (Nikolai), und außerdem, wo nicht nur keine klaren Beweiſe, ſondern faſt kein Verdacht gegen den tatſächlichen Verbrecher vorgelegen hatte, – (Porphyri Petrowitſch hatte ſein Wort vollkommen gehalten) – dies alles zuſammen verhalf dem Angeklagten zu einer milderen Beſtrafung.

Außerdem erſchienen völlig unerwartet auch andere Umſtände, die ſtark zu ſeinen Gunſten ins Gewicht fielen. Der frühere Student Raſumichin hatte irgendwo Mitteilungen erhalten und ſie durch Beweiſe erhärtet, daß der Verbrecher Raskolnikoff, als er noch auf der Univerſität war, aus ſeinen letzten Mitteln einem armen und ſchwindſüchtigen Kameraden geholfen und ihn ein halbes Jahr hindurch faſt gänzlich unterhalten hatte. Als der Kamerad geſtorben war, übernahm er die Sorge um deſſen alten und gelähmten Vater, den ſein Kamerad durch ſeiner Hände Arbeit faſt ſeit ſeinem dreizehnten Lebensjahre ernährt und unterſtützt hatte, ſchließlich hatte Raskolnikoff den alten Vater in einem Krankenhaus untergebracht und, als auch er ſtarb, ihn beerdigen laſſen. Alle dieſe Mitteilungen hatten einen gewiſſen

Einfluß auf das Schickſal von Raskolnikoff. Seine frühere Wirtin, die Mutter ſeiner verſtorbenen Braut, die Witwe Sarnitzin, legte auch ein Zeugnis ab, daß Raskolnikoff, als ſie noch in einem anderen Hauſe wohnten, während einer Feuersbrunſt in der Nacht aus einer Wohnung, die ſchon brannte, zwei kleine Kinder gerettet habe und dabei ſelbſt Brandwunden davontrug. Dieſe Tatſache wurde genau unterſucht und auch durch andere Zeugen beſtätigt. Mit einem Worte, es endete damit, daß der Verbrecher zur Zwangsarbeit der zweiten Kategorie, im ganzen nur zu acht Jahren verurteilt wurde, infolge ſeines freiwilligen Geſtändniſſes und mehrerer mildernder Umſtände.

Noch beim Beginn des Prozeſſes wurde Raskolnikoffs Mutter krank. Dunja und Raſumichin fanden es für ratſam, ſie während der ganzen Gerichtsverhandlung aus Petersburg fortzuſchaffen. Raſumichin wählte eine Stadt an der Eiſenbahn und in der Nähe von Petersburg, um die Möglichkeit zu haben, allen Phaſen des Prozeſſes genau zu folgen und gleichzeitig möglichſt oft Awdotja Romanowna zu ſehen. Pulcheria Alexandrownas Leiden war eine eigentümliche Nervenerkrankung und wurde durch eine, wenn auch nicht völlige, ſo doch zeitweilige Geiſtesſtörung kompliziert. Dunja fand ihre Mutter, als ſie von ihrer letzten Zuſammenkunft mit dem Bruder zurückkehrte, vollſtändig krank, in Fieber und Wahnvorſtellungen. Am ſelben Abend noch kam ſie mit Raſumichin darüber überein, was man der Mutter auf ihre Fragen nach dem Sohne antworten ſolle, und hatte ſogar mit ihm zuſammen für die Mutter eine ganze Geſchichte erdichtet, daß Raskolnikoff ſehr weit an die Grenze Rußlands in einem privaten Auftrage gereiſt ſei, der ihm endlich Geld und Berühmtheit eintragen werde. Sie waren aber über-

raſcht, daß Pulcheria Alexandrowna ſelbſt weder damals, noch ſpäterhin ſie irgend etwas frug. Im Gegenteil, es zeigte ſich, daß ſie ſelbſt eine ganze Geſchichte über die plötzliche Abreiſe des Sohnes wußte; ſie erzählte mit Tränen, wie er zu ihr gekommen war, um von ihr Abſchied zu nehmen; deutete dabei an, daß nur ſie allein viele, ſehr wichtige und geheimnisvolle Umſtände kenne, und daß Rodja ſehr viele einflußreiche Feinde habe, ſo daß er ſich verbergen müſſe. Was ſeine künftige Karriere anbetraf, ſchien ſie ihr auch unzweifelhaft und glänzend zu ſein, – wenn gewiſſe unbequeme Umſtände beſeitigt wären; ſie verſicherte Raſumichin, daß ihr Sohn mit der Zeit ſogar ein bedeutender Staatsmann würde, wofür ſein Artikel und ſein glänzendes literariſches Talent zeugten. Immer las ſie ſeinen Artikel, las ihn zuweilen laut vor und legte ſich faſt mit ihm zu Bett, trotzdem aber fragte ſie faſt nie, wo ſich jetzt Rodja befinde, ungeachtet deſſen, daß man augenſcheinlich vermied, mit ihr darüber zu ſprechen, – was doch allein ſchon Argwohn bei ihr hätte erwecken müſſen. Man begann endlich, ſich über dieſes merkwürdige Schweigen von Pulcheria Alexandrowna in Bezug auf manche Punkte zu ängſtigen. Sie klagte z. B. nicht einmal darüber, daß ſie von ihm keine Briefe erhalte, wogegen ſie früher, als ſie noch in ihrem Heimatsſtädtchen wohnte, bloß von der Hoffnung und in der Erwartung lebte, bald einen Brief von ihrem geliebten Rodja zu erhalten. Der letzte Umſtand war zu unerklärlich und beunruhigte Dunja ſehr; ihr kam der Gedanke, daß die Mutter möglicherweiſe etwas Schreckliches im Leben ihres Sohnes ahne und ſich fürchtete, zu fragen, um nicht etwas noch entſetzlicheres zu erfahren. In jedem Falle aber ſah Dunja klar, daß Pulcheria Alexandrowna nicht bei geſundem Verſtande war.

Ein paarmal war es vorgekommen, daß ſie ſelbſt das Geſpräch ſo führte, daß es unmöglich war, bei Beantwortung ihrer Fragen nicht zu erwähnen, wo ſich Rodja jetzt aufhielt; als aber die Antworten natürlich ungenügend und verdächtig ausfielen, wurde ſie plötzlich traurig, düſter und ſchweigſam, und das dauerte eine ziemlich lange Zeit an. Dunja ſah ſchließlich ein, daß es ſchwer war, ihr etwas vorzulügen und zu erdichten, und kam zu dem endgültigen Entſchluſſe, beſſer über beſtimmte Punkte vollkommen zu ſchweigen; aber es wurde immer deutlicher und klarer, daß die arme Mutter etwas ſchreckliches ahnte. Dunja entſann ſich unter anderem auch der Worte ihres Bruders, daß die Mutter ihre Reden im Traume in der Nacht vor dem letzten ſchickſalsſchweren Tage, nach der Szene mit Sſwidrigailoff vernommen habe. – Sollte ſie damals etwas gehört und verſtanden haben? Oft wurde die Kranke, zuweilen nach Tagen und Wochen eines düſteren, finſteren Schweigens und wortloſer Tränen, von aufgeregter Lebhaftigkeit ergriffen und begann plötzlich laut und unaufhörlich von ihrem Sohne, von ihren Hoffnungen, von der Zukunft zu ſprechen ... ihre Phantaſien waren manchmal ſehr ſonderbar. Man tröſtete ſie, man ſtimmte ihr bei; ſie merkte vielleicht ſelbſt, daß man ihr beiſtimmte, ſie bloß tröſtete, aber dennoch redete ſie...

Fünf Monate, nachdem ſich der Verbrecher ſelbſt geſtellt hatte, erfolgte das Urteil. Raſumichin beſuchte ihn ſo oft im Gefängnis, als es nur möglich war. Auch Sſonja kam zu ihm. Schließlich kam die Trennung; Dunja ſchwur dem Bruder, daß dieſe Trennung nicht ewig währen würde; Raſumichin tat dasſelbe. In Raſumichins jungem und feurigem Kopfe war unerſchütterlich der Plan entſtanden, – in den nächſten drei, vier Jahren möglichſt den Grundſtock zu

einem Vermögen zu legen, wenigſtens etwas Geld zu erſparen und nach Sibirien überzuſiedeln, wo der Boden in jeder Hinſicht reich war, aber wenig tatkräftige Menſchen mit Kapital exiſtierten; dort in derſelben Stadt, wo Rodja ſein werde, ſich anzuſiedeln und... für alle zuſammen ein neues Leben zu beginnen... Als der Abſchied kam, weinten alle. Raskolnikoff war in den allerletzten Tagen ſehr nachdenklich, fragte viel nach der Mutter und war ihretwegen in ſtändiger Unruhe. Er quälte ſich ſehr um ſie, was Dunja wiederum beunruhigte. Als er die Einzelheiten über den krankhaften Zuſtand der Mutter erfahren hatte, wurde er ſehr finſter. Zu Sſonja war er in der ganzen Zeit aus irgendeinem Grunde auffallend wortkarg. Sſonja hatte ſich ſchon längſt mit Hilfe des Geldes, das ihr Sſwidrigailoff gegeben hatte, zur Reiſe vorbereitet und machte ſich bereit, der Abteilung von Sträflingen, mit denen er verſchickt werden ſollte, zu folgen. Darüber war zwiſchen ihr und Raskolnikoff niemals ein Wort gewechſelt worden, doch beide wußten, daß es ſo ſein werde. Beim letzten Abſchiede lächelte er eigen bei den heißen Beteuerungen der Schweſter und Raſumichins über ihrer aller glückliche Zukunft, ſobald er die Zwangsarbeit abgebüßt habe, und ſagte im voraus, daß der krankhafte Zuſtand der Mutter bald mit einem Unglücke enden würde. Er und Sſonja traten den Weg nach Sibirien an.

Zwei Monate nachher heiratete Dunetſchka Raſumichin. Die Hochzeit war traurig und ſtill. Unter den Gäſten waren auch Porphyri Petrowitſch und Soſſimoff. In der letzten Zeit hatte Raſumichin das Ausſehen eines feſt entſchloſſenen Menſchen gewonnen. Dunja glaubte beſtimmt, daß er alle ſeine Pläne verwirklichen werde und mußte daran glauben, –

in dieſem Menſchen ſteckte ein eiſerner Wille. Unter anderem begann er wieder die Vorleſungen in der Univerſität zu beſuchen, um ſein Studium abzuſchließen. Beide bauten immer Pläne für die Zukunft; beide rechneten feſt darauf, nach fünf Jahren nach Sibirien überſiedeln zu können. Bis dahin hofften ſie auf Sſonja...

Pulcheria Alexandrowna gab mit Freude der Tochter ihren Segen zur Hochzeit mit Raſumichin; nach der Hochzeit aber wurde ſie ſcheinbar noch trauriger und ſorgenvoller. Um ihr eine Freude zu machen, teilte ihr Raſumichin unter anderem auch die Geſchichte von dem Studenten und ſeinem greiſen Vater mit und auch, daß Rodja ſich verbrannt habe und ſogar krank war, als er im vorigen Jahre zwei Kinder vor dem Flammentode gerettet hatte. Beide Mitteilungen verſetzten die verſtörte Pulcheria Alexandrowna faſt in einen verzückten Zuſtand. Sie redete ununterbrochen darüber, knüpfte Geſpräche auf der Straße an, obwohl Dunja ſie ſtändig begleitete. In Omnibuſſen und in Läden, wenn ſie bloß einen Zuhörer fand, brachte ſie das Geſpräch auf ihren Sohn, auf ſeinen Artikel und darauf, wie er einem Studenten geholfen habe, wie er bei der Feuersbrunſt Brandwunden erhalten habe und dergleichen mehr. Dunetſchka wußte nicht mehr, wie ſie ſie davon abhalten konnte. Abgeſehen von der Gefahr ſolch eines verrückten krankhaften Zuſtandes, drohte auch das Unglück, daß jemand ſich auf den Namen Raskolnikoff aus der Gerichtsverhandlung beſinnen und darüber etwas ſagen konnte. Pulcheria Alexandrowna hatte ſogar die Adreſſe der Mutter von den zwei bei der Feuersbrunſt geretteten Kindern erfahren und wollte ſie unbedingt aufſuchen. Schließlich ſtieg ihre Unruhe bis aufs äußerſte. Sie fing zuweilen plötzlich an zu weinen, wurde oft bettlägerig

und phantaſierte im Fieber. Eines Morgens erklärte ſie, daß nach ihrer Berechnung Rodja bald zurückkehren müſſe, daß ſie ſich erinnere, wie er beim Abſchiede ſelbſt erwähnt habe, daß man ihn nach neun Monaten erwarten ſolle. Sie begann alles in der Wohnung in Ordnung zu bringen und Vorbereitungen zu ſeinem Empfange zu machen, begann das für ihn beſtimmte Zimmer, – ihr eigenes, – zu ſchmücken, die Möbel zu putzen, Vorhänge zu waſchen und aufzuhängen und dergleichen mehr. Dunja wurde ſehr unruhig, ſchwieg aber und half ihr ſogar, das Zimmer für den Bruder inſtand zu ſetzen. Nach einem unruhigen Tage, der in ſtändigen Phantaſien, in freudigen Träumen und Tränen verging, erkrankte ſie in der Nacht und lag am anderen Morgen in Fieber und Fieberphantaſien. Eine Nervenkriſis war ausgebrochen. Nach zwei Wochen ſtarb ſie. In Fieberphantaſien entrangen ſich ihr Worte, aus denen man annehmen mußte, daß ſie bedeutend mehr über das ſchreckliche Schickſal ihres Sohnes ahnte, als man geglaubt hatte.

Raskolnikoff erfuhr lange nicht den Tod ſeiner Mutter, obwohl er mit Petersburg ſchon ſeit dem Anfang ſeiner Überſiedlung nach Sibirien in Briefwechſel ſtand. Sſonja vermittelte die Briefe und empfing auch pünktlich jeden Monat eine Antwort aus Petersburg. Sſonjas Briefe erſchienen Dunja und Raſumichin zuerſt etwas trocken und unbefriedigend; aber beide fanden bald, daß man nicht beſſer ſchreiben konnte, denn aus dieſen Briefen empfing man doch zu guter Letzt eine ganz genaue und klare Vorſtellung von dem Schickſal ihres unglücklichen Bruders. Sſonjas Briefe waren mit der alltäglichſten Wirklichkeit, mit der einfachſten und klarſten Darſtellung der ganzen Umgebung Raskolnikoffs in der Zwangsarbeit angefüllt. Es gab dabei weder eine

Darſtellung ihrer eigenen Hoffnungen, noch Träume um die Zukunft, noch Beſchreibungen ihrer Gefühle. Anſtatt zu verſuchen, ſeinen ſeeliſchen Zuſtand und überhaupt ſein ganzes Seelenleben zu erklären, beſchränkte ſie ſich auf Tatſachen, d. h. auf ſeine eigenen Worte, genaue Mitteilungen über ſeinen Geſundheitszuſtand, ſeine Wünſche bei ihren Beſuchen, ſeine Aufträge und dergleichen mehr. Alle dieſe Nachrichten wurden mit der äußerſten Genauigkeit wiedergegeben. Das Bild des unglücklichen Bruders trat ſchließlich hervor, zeichnete ſich deutlich und klar ab; hier konnte es keine Irrtümer geben, denn alles waren ſichere Tatſachen.

Aber wenig erfreuliches konnten Dunja und ihr Mann aus dieſen Nachrichten, beſonders im Anfang, ſchöpfen. Ssonja teilte immer nur mit, daß er ſtändig düſter, wenig geſprächig ſei und ſich faſt gar nicht für die Nachrichten intereſſiere, die ſie ihm jedesmal aus den von ihr empfangenen Briefen überbrachte; daß er zuweilen nach der Mutter frage, und als ſie ihm ſchließlich ihren Tod mitteilte, nachdem ſie gemerkt hatte, daß er die Wahrheit ahne, da ſchien – zu ihrer Verwunderung – auch die Nachricht von dem Tode der Mutter auf ihn keinen ſtarken Eindruck gemacht zu haben, wenigſtens es ſchien ihr ſo nach ſeinem Äußeren. Sie teilte auch unter anderem mit, daß er bei aller Selbſtverſunkenheit und Verſchloſſenheit – ſich zu ſeinem neuen Leben offen und ſchlicht verhalte; er begreife klar ſeine Lage, erwarte in der nächſten Zeit nichts beſſeres, habe keine leichtſinnigen Hoffnungen, was doch ſo verſtändlich in ſeiner Lage wäre, und wundere ſich faſt über nichts in ſeiner neuen Umgebung, die ſo wenig Ähnlichkeit mit ſeinem früheren Leben habe; ſeine Geſundheit ſei befriedigend. Er gehe zur Arbeit, der er nicht ausweiche und um die er nicht bitte. Dem

Eſſen gegenüber ſei er faſt gleichgültig, aber das Eſſen ſei, außer an Sonn- und Feiertagen, ſo ſchlecht, daß er ſchließlich gern von ihr, Sſonja, etwas Geld genommen habe, um ſeinen eigenen Tee ſich zu halten; wegen des übrigen habe er ſie gebeten, ſich nicht zu beunruhigen, und ſie verſicherte, daß alle dieſe Sorgen um ſeine Perſon ihn bloß verdrießlich machten. Weiterhin teilte Sſonja mit, daß er im Gefängnis in einem Raume mit den anderen untergebracht ſei; die inneren Räume und Kaſernen habe ſie nicht geſehen, aber nehme an, daß ſie eng, häßlich und ungeſund ſeien; er ſchlafe auf einer Pritſche, brauche, als Unterlage, Filz und wolle nichts anderes haben. Er lebe aber ſo ſchlecht und ärmlich, nicht aus einem beſtimmten Plane oder abſichtlich, ſondern aus Unachtſamkeit und äußerſter Gleichgültigkeit gegen ſein Schickſal. Sſonja machte kein Hehl daraus, daß er, beſonders im Anfang, ſich nicht bloß für ihre Beſuche nicht intereſſierte, ſondern über ſie faſt ungehalten war, wenig mit ihr ſprach, ja grob zu ihr war, daß aber ſchließlich dieſe Zuſammenkünfte ihm zur Gewohnheit und faſt zum Bedürfnis geworden waren, ſo daß er ſich ſogar grämte, wenn ſie einige Tage krank war und ihn nicht beſuchen konnte. Sie ſehe ihn an Sonntagen am Gefängnistore oder im Wachthauſe, wohin man ihn auf einige Minuten zu ihr rufe; an Werktagen ſehe ſie ihn bei der Arbeit, entweder in den Werkſtätten oder in der Ziegelei oder in den Scheunen am Ufer des Irtyſch. Über ſich ſelbſt teilte Sſonja mit, daß es ihr gelungen ſei, in der Stadt einige Bekanntſchaften anzuknüpfen und Protektion zu finden, daß ſie ſich mit Nähen beſchäftige, und da in der Stadt es faſt keine Schneiderin gebe, ſo ſei ſie in vielen Häuſern ganz unentbehrlich geworden; aber ſie erwähnte nicht, daß durch ſie auch Raskol-

nikoff Protektion bei seinen Behörden gefunden habe, daß ihm leichtere Arbeiten zugeteilt wurden und dergleichen mehr. Schließlich kam die Nachricht – (Dunja hatte in den letzten Briefen eine besondere Aufregung und Unruhe herausgefühlt) –, daß er alle meide, daß die Sträflinge ihn nicht gern hätten, daß er tagelang schweige und sehr blaß werde. Plötzlich schrieb Sonja in ihrem letzten Briefe, daß er ernstlich erkrankt sei und im Hospital in der Arrestantenabteilung liege...

II.

Er war schon lange vorher krank, aber nicht die Schrecken der Zwangsarbeit, nicht die physische Arbeit, nicht die Nahrung, noch der abrasierte Kopf, noch die gezeichnete Kleidung hatten ihn gebrochen, – oh! was gingen ihn alle diese Qualen und Martern an! Im Gegenteil, er war über die Arbeit sogar froh, – wenn er sich körperlich geplagt hatte, erwarb er sich wenigstens dadurch einige Stunden ruhigen Schlafes. Und was bedeutete ihm das Essen, – diese fleischlose Kohlsuppe mit Schwaben? Als er noch Student war, im früheren Leben, hatte er oft auch das nicht mal gehabt. Seine Kleidung war warm und für seine Lebensweise berechnet. Ketten fühlte er fast gar nicht. Sollte er sich etwa seines rasierten Kopfes und der markierten Joppe schämen? Aber vor wem denn? Etwa vor Sonja? Sonja fürchtete ihn, und sollte er sich etwa vor ihr schämen? Was denn sonst? Er schämte sich freilich vor Sonja, die er durch seine verächtliche und grobe Behandlung quälte. Aber er schämte sich nicht des rasierten Kopfes und der Ketten, – sein Stolz war verletzt; und er erkrankte an verwundetem Stolze. Oh, wie glücklich wäre er, wenn er sich selbst anklagen könnte!

Er würde dann alles, ſogar die Schande und die Schmach ertragen! Er ſaß aber ſtreng mit ſich zu Gerichte, und ſein erbittertes Gewiſſen hatte in ſeiner Vergangenheit keine beſondere Schuld gefunden, außer einem einfachen Irrtum, der jedem paſſieren kann. Er ſchämte ſich hauptſächlich deswegen, daß er, Raskolnikoff, ſo blind, hoffnungslos, ſtill und dumm, infolge eines Spruches des blinden Schickſals, zugrunde gegangen war, und daß er ſich vor der »Sinnloſigkeit« eines Urteils beugen und unterwerfen mußte, um einigermaßen zur Ruhe zu kommen.

Eine gegenſtandsloſe und zweckloſe Unruhe in der Gegenwart und ein ununterbrochenes Opfer in der Zukunft, durch das man nichts gewann, – das ſtand ihm in der Welt bevor. Und was lag daran, daß er nach acht Jahren erſt zweiunddreißig Jahre alt war und von neuem zu leben beginnen konnte? Wozu ſoll er leben? Was ſoll er in Ausſicht haben? Wozu ſtreben? Zu leben, um zu exiſtieren? Aber er war auch früher tauſendmal bereit, ſein Leben für eine Idee, für eine Hoffnung, ſogar für eine Phantaſie hinzugeben. Das Leben allein war ihm ſtets wenig geweſen; er wollte immer Größeres haben. Vielleicht hatte er ſich auch damals, bloß nach der Kraft ſeiner Wünſche, für einen Menſchen, dem mehr, als einem anderen erlaubt ſei, gehalten.

Wenn doch das Schickſal ihm Reue ſenden würde, – eine brennende Reue, die das Herz bricht, die den Schlaf verjagt, ſolch eine Reue, bei deren ſchrecklichen Qualen einem die Schlinge und Waſſer, wo es am tiefſten iſt, vorſchwebt! Oh, er würde ſich darüber freuen! Qualen und Tränen – das iſt doch Leben. Aber er bereute nicht ſein Verbrechen.

Könnte er ſich wenigſtens über ſeine Dummheit ärgern, wie er ſich früher über die abſcheulichen und dummen Hand-

lungen geärgert hatte, die ihn nach Sibirien gebracht hatten. Jetzt aber, im Gefängniſſe, in Freiheit, überlegte er und dachte über alle ſeine früheren Handlungen nach und fand ſie gar nicht ſo dumm und abſcheulich, wie ſie ihm früher in der verhängnisvollen Zeit vorgekommen waren.

»Wodurch, wodurch,« dachte er, »iſt meine Idee dümmer, als die anderen Ideen und Theorien, die in der Welt, ſolange dieſe Welt beſteht, herumſchwirren und aneinanderprallen? Man braucht bloß die Sache von einem völlig unabhängigen, weiten und von den alltäglichen Einflüſſen losgelöſten Standpunkte zu betrachten, und da erſcheint, ſicher, mein Gedanke gar nicht ſo... ſonderbar. Oh, ihr Verneiner und Weiſen, von einem Groſchen Werte, warum bleibt ihr auf dem halben Wege ſtehen!«

»Warum erſcheint ihnen meine Handlung ſo abſcheulich?« ſagte er ſich. »Weil es eine böſe Tat iſt? Was bedeutet das Wort ‚böſe Tat‘? Mein Gewiſſen iſt ruhig. Gewiß, es iſt ein Kriminalverbrechen geſchehen; gewiß, der Buchſtabe des Geſetzes iſt übertreten und Blut iſt vergoſſen, nun, nehmt da, für den Buchſtaben des Geſetzes, meinen Kopf... und genug! Gewiß, in dieſem Falle müßten viele Wohltäter der Menſchheit, die die Macht nicht geerbt, ſondern ſelbſt an ſich geriſſen haben, bei ihren allererſten Schritten hingerichtet worden ſein. Jene Menſchen aber ertrugen ihre Schritte und darum ſind ſie im Rechte, ich aber habe es nicht ertragen, und alſo hatte ich nicht das Recht, mir dieſen Schritt zu geſtatten.«

Nur in dieſem Punkte erkannte er ſein Verbrechen, – nur darin allein, daß er es nicht ertragen und ſich freiwillig geſtellt hatte.

Er litt auch unter dem Gedanken, daß er ſich damals nicht

das Leben genommen hatte. Warum hatte er damals am Fluſſe geſtanden und das Geſtändnis vorgezogen? Steckt denn tatſächlich ſo eine Macht in dieſem Wunſche zu leben, und iſt ſie ſo ſchwer zu überwinden? Sſwidrigailoff, der ſich vor dem Tode fürchtete, hatte es doch überwunden?

Er ſtellte ſich voller Qual dieſe Frage und konnte nicht verſtehen, daß er vielleicht ſchon damals, als er am Waſſer ſtand, in ſich ſelbſt und ſeinen Überzeugungen eine tiefe Lüge geahnt hatte. Er verſtand nicht, daß dieſe Vorahnung eine künftige Umwälzung in ſeinem Leben, ſeine einſtige Auferſtehung, eine neue Anſchauung vom Leben bedeutete.

Er ließ hierbei bloß den ſtumpfen Inſtinkt gelten, den er nicht imſtande war, zu brechen, und über den er wiederum nicht imſtande war – aus Schwäche und Unbedeutendheit – hinwegzuſchreiten. Er betrachtete ſeine Kameraden im Gefängnis und wunderte ſich, – wie auch ſie alle das Leben liebten und wie ſie daran hingen! Ihm ſchien es ſogar, daß man im Gefängniſſe noch mehr das Leben liebte und ſchätzte und mehr daran hing, als in der Freiheit. Welche ſchrecklichen Qualen und Martern haben manche von ihnen, wie zum Beiſpiel die Landſtreicher, ertragen! Bedeutet für dieſe Menſchen wirklich ſoviel ein Sonnenſtrahl, ein düſterer Wald, oder eine kühle Quelle irgendwo im unbekannten Dickicht, die einer vor ein paar Jahren gefunden und ſich gemerkt hat, nach der er ſich wie nach einer Geliebten ſehnt, und von der er träumt, die er im Traume, umgeben von grünem Graſe, ſieht und hört, wie ein Vogel im Gebüſch ſingt? Indem er ſeine Mitgefangenen betrachtete, fand er noch mehr unerklärliche Beiſpiele dafür. – Im Gefängnis, in ſeiner nächſten Umgebung, bemerkte er ſelbſtverſtändlich vieles nicht, und wollte auch nichts bemerken. Er lebte wie

mit geſchloſſenen Augen; es war ihm widerlich und unerträglich zu ſehen. Aber ſchließlich machte ihn doch vieles ſtaunen und er begann faſt gegen ſeinen Willen einiges zu bemerken, was er früher nicht mal geahnt hatte. Überhaupt und am meiſten begann ihn jener furchtbare, jener unüberbrückbare Abgrund zu verwundern, der zwiſchen ihm und allen dieſen Menſchen lag. Es ſchien, als gehörten er und ſie zu verſchiedenen Nationen. Er und ſie betrachteten einander mißtrauiſch und feindſelig. Er kannte und verſtand die allgemeinen Urſachen ſolch eines Getrenntſeins; aber niemals hätte er früher zugegeben, daß dieſe Urſachen in der Tat ſo tief und ſtark waren. Im Gefängniſſe waren auch verbannte Polen, politiſche Verbrecher. Jene betrachteten alle dieſe Menſchen als Ungebildete und Sklaven, und verachteten ſie; Raskolnikoff aber konnte ſie in dieſer Weiſe nicht betrachten, – er ſah deutlich, daß dieſe Ungebildeten in vielen Dingen bedeutend klüger als dieſe Polen waren. Es waren auch Ruſſen da, die dieſe Leute ebenfalls zu ſtark verachteten, – da waren ein früherer Offizier und zwei Seminariſten. Raskolnikoff ſah auch klar ihren Irrtum. Ihn ſelbſt aber liebten alle nicht und gingen ihm aus dem Wege. Man begann ſogar ihn ſchließlich zu haſſen. – Warum? Er wußte es nicht. Man verachtete ihn, lachte über ihn, und über ſein Verbrechen machten ſich jene luſtig, die bedeutend größere Verbrecher als er waren.

»Du biſt ein Herr!« ſagte man ihm. »Schickte es ſich für dich, mit einem Beile zu gehen; das iſt gar keine Arbeit für Herren!«

In der zweiten Woche der großen Faſtenzeit war ſeine Kaſerne an der Reihe, ſich zum Abendmahle vorzubereiten. Er ging in die Kirche mit den anderen. Eines Tages kam es

zu einem Streit, – er wußte ſelbſt nicht, aus welchem Grunde; alle ſtürzten ſich plötzlich wütend über ihn.

»Du biſt ein Gottloſer! Du glaubſt nicht an Gott!« ſchrien ſie. »Man müßte dich umbringen.«

Er hatte niemals mit ihnen über Gott und über Glauben geſprochen, aber ſie wollten ihn, als einen Gottloſen, töten; er ſchwieg und erwiderte ihnen nichts. Ein Sträfling ſtürzte ſich auf ihn in raſender Wut; Raskolnikoff erwartete ihn ruhig und ſchweigend; ſeine Augenbraue zuckte nicht mal, kein Zug ſeines Geſichtes rührte ſich. Der Wachtſoldat ſtellte ſich noch rechtzeitig zwiſchen ihn und den Angreifer, – ſonſt wäre Blut gefloſſen.

Für ihn war noch eins unerklärlich, – warum hatten ſie alle Sſonja ſo lieb? Sie hatte ſich bei ihnen nicht eingeſchmeichelt; ſie trafen ſie ſelten, bloß zuweilen bei den Arbeiten, wenn ſie zu ihm auf einen Augenblick kam, um ihn zu ſprechen. Indeſſen aber kannten ſie Sſonja alle ſchon, wußten auch, daß ſie ihm gefolgt ſei, wußten, wie ſie lebte und wo ſie wohnte. Geld gab ſie ihnen nicht, erwies ihnen auch keine beſonderen Dienſte. Einmal bloß zu Weihnachten brachte ſie für das ganze Gefängnis eingeſammelte Geſchenke, – Paſteten und Brezeln. Aber allmählich hatte ſich zwiſchen ihnen und Sſonja ein näheres Verhältnis entwickelt, – ſie ſchrieb für ſie Briefe an ihre Verwandten und ſandte ſie mit der Poſt ab. Ihre Verwandten, die zur Stadt kamen, hinterließen Sſonja auf deren Geheiß Sachen für ſie und ſogar Geld. Ihre Frauen und Geliebten kannten Sſonja und beſuchten ſie. Und wenn ſie zu Raskolnikoff zur Arbeit kam oder einer Partie Sträflinge, die zur Arbeit gingen, begegnete, – nahmen alle die Mützen ab, alle grüßten ſie, – »Mütterchen Sſofja Sſemenowna, du unſere zärtliche, liebe

Mutter!« ſagten dieſe groben gebrandmarkten Zwangsarbeiter zu dieſem kleinen und mageren Geſchöpfe. Sie lächelte ihnen zu. Sie liebten ſogar ihren Gang, ſie wandten ſich um, um ihr nachzuſehen, wie ſie ging, und lobten ſie; ſie lobten ſie ſogar dafür, daß ſie ſo klein war; ſie wußten nicht mehr, wofür ſie ſie bloß loben ſollten. Zu ihr kamen ſogar Leute, ſich von ihr kurieren zu laſſen.

Raskolnikoff verbrachte die Faſtenzeit und Oſtern im Krankenhauſe. Während er ſchon genas, erinnerte er ſich ſeiner Träume, als er noch im Fieber gelegen hatte. Er träumte in der Krankheit, daß die ganze Welt einer ſchrecklichen, unerhörten und nie dageweſenen Peſt, die aus den Tiefen Aſiens über Europa kam, zum Opfer fallen ſollte. Alle ſollten zugrunde gehen, außer einigen ſehr wenigen Auserwählten. Es waren neue Trichinen erſchienen, mikroſkopiſche Weſen, die ſich in die Körper von Menſchen einniſteten. Aber dieſe Weſen waren Geiſter, ausgerüſtet mit Verſtand und Willen. Die Menſchen, in denen ſie ſich eingeniſtet hatten, wurden ſofort wie Beſeſſene und wahnſinnig. Aber noch niemals hielten ſich die Menſchen für ſo klug und unerſchütterlich in ihrer Weisheit, als es die Angeſteckten taten. Niemals hielten ſie ihre Urteile, ihre wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe, ihre ſittlichen Überzeugungen und ihren Glauben für unerſchütterlicher, als jetzt. Ganze Dörfer, ganze Städte und Völker wurden angeſteckt und gebärdeten ſich wie wahnſinnig. Alle waren in Unruhe und verſtanden einander nicht, jeder meinte, daß er allein bloß die Weisheit kenne, und verging vor Qual beim Anblick der anderen, ſchlug ſich an die Bruſt, weinte und rang die Hände. Man wußte nicht, wen und wie man richten ſollte, man konnte nicht übereinkommen, was als Böſes und was als Gutes

anzuſehen war. Man wußte nicht, wen man anklagen, wen man freiſprechen ſolle. Die Menſchen töteten einander in einer ſinnloſen Wut. Ganze Armeen ſammelten ſie gegeneinander, aber die Armeen begannen ſchon auf dem Marſche plötzlich ſich ſelbſt zu bekriegen, die Reihen zerſtörten ſich, die Soldaten ſtürzten ſich aufeinander, ſtachen und töteten, biſſen und fraßen einander auf. In den Städten läutete den ganzen Tag die Sturmglocke, – man rief alle zuſammen, aber wer und warum er rief, wußte niemand, alle aber waren in größter Unruhe. Man ließ das gewöhnliche Handwerk fallen, denn jeder kam mit ſeinen Gedanken, mit ſeinen Verbeſſerungen, und man konnte ſich nicht einigen; der Ackerbau ſtockte. Hie und da liefen Menſchen zuſammen, einigten ſich über etwas, ſchwuren einander nicht zu verlaſſen, – aber ſofort begannen ſie etwas ganz anderes zu tun als das, was ſie ſoeben beſchloſſen hatten, fingen an einander zu beſchuldigen, prügelten ſich und mordeten ſich. Feuersbrünſte entſtanden, Hungersnot trat ein. Alle und alles ging zugrunde. Die Peſt ſchwoll an und verbreitete ſich immer weiter und weiter. In der ganzen Welt konnten ſich bloß einige Menſchen retten; das waren Unſchuldige und Auserwählte, die beſtimmt waren, ein neues Menſchengeſchlecht und ein neues Leben zu begründen, die Erde zu erneuern und zu ſäubern, aber niemand hatte irgendwo dieſe Menſchen geſehen, niemand hatte ihre Worte und Stimme gehört.

Raskolnikoff quälte es, daß dieſer ſinnloſe Traum ſo traurig und ſchmerzlich ſein Gedächtnis belaſtete, daß der Eindruck dieſes Fiebertraumes ſo lange nicht verſchwinde. Die zweite Woche nach Oſtern hatte ſchon begonnen; es waren warme, klare Frühlingstage; in der Arreſtantenab-

teilung des Hospitals hatte man die vergitterten Fenster, unter denen ein Wachposten auf- und abging, geöffnet. Sonja konnte ihn während seiner ganzen Krankheit bloß zweimal besuchen; man mußte jedesmal eine Erlaubnis auswirken, und das war sehr schwer. Aber sie war oft auf den Hof des Hospitals, besonders gegen Abend, unter sein Fenster gekommen, zuweilen aber auch bloß, um einen Augenblick auf dem Hofe stehen zu bleiben und wenigstens von weitem die Fenster seiner Abteilung zu sehen. Eines Tages war Raskolnikoff, der fast genesen war, gegen Abend eingeschlafen; als er erwachte, trat er zufällig an das Fenster und erblickte plötzlich fern am Tore Sonja. Sie stand dort und schien auf etwas zu warten. In diesem Augenblicke war es ihm, als würde sein Herz durchbohrt; er zuckte zusammen und ging schnell vom Fenster weg. Am anderen Tage erschien Sonja nicht, ebenfalls nicht am nächstfolgenden Tage; er merkte, daß er sie voll Unruhe erwarte. Endlich entließ man ihn aus dem Hospital. Als er ins Gefängnis kam, erfuhr er von den Sträflingen, daß Sonja Semenowna krank sei, zu Hause liege und nicht ausgehe.

Er war sehr beunruhigt und ließ sich nach ihr erkundigen. Er erfuhr bald, daß ihre Krankheit nicht gefährlich sei. Als Sonja ihrerseits hörte, daß er sich so um sie grämte und sorgte, schickte sie ihm ein mit Bleistift geschriebenes Zettelchen und teilte ihm mit, daß es ihr besser gehe, daß sie eine leichte Erkältung habe und daß sie bald, sehr bald zu ihm kommen werde. Als er diesen Zettel las, schlug sein Herz stark und schmerzhaft.

Es war wieder ein klarer und warmer Tag. Am frühen Morgen, um sechs Uhr, ging er zur Arbeit an den Fluß, wo am Ufer in einer Scheune ein Ofen zum Alabasterbrennen

eingerichtet war, und wo der Alabaſter geſtoßen wurde. Dorthin gingen bloß drei Arbeiter. Der eine Sträfling war mit dem Wachtpoſten in die Feſtung nach einem Inſtrument gegangen; der andere holte Holz und legte es in den Ofen. Raskolnikoff trat aus der Scheune, ging an das Ufer, ſetzte ſich auf aufgeſtapelte Balken hin und blickte lange auf den breiten und öden Fluß. Von dem hohen Ufer aus zeigte ſich die weite Umgebung. Von dem anderen entlegenen Ufer klang kaum hörbar ein Lied herüber. Dort in der unüberſehbaren Steppe, übergoſſen von der Sonne, zeigten ſich in kaum merklichen dunklen Punkten die Zelte eines Wandervolkes. Dort lag Freiheit, dort lebten andere Menſchen, die den hieſigen gar nicht ähnelten, dort ſchien die Zeit ſtehen geblieben zu ſein, als wäre das Jahrhundert Abrahams und ſeiner Herden noch nicht vorüber. Raskolnikoff ſaß und blickte unverwandt hinüber, ohne ſich losreißen zu können; ſein Gedanke verwandelte ſich in einen Traum; er dachte an nichts, aber eine tiefe Schwermut lag auf ihm und quälte ihn.

Plötzlich trat Sſonja neben ihn. Sie war leiſe herangekommen und ſetzte ſich zu ihm. Es war noch ſehr früh, die Morgenkälte war noch nicht verſchwunden. Sie hatte ihren alten ärmlichen kleinen Pelz an und das grüne Tuch. Ihr Geſicht trug noch die Spuren von Krankheit, war magerer, blaſſer und eingefallen. Sie lächelte ihm freudig und freundlich zu, aber reichte ihm ſchüchtern, wie immer, ihre Hand.

Sie reichte ihm ſtets die Hand ſo ſchüchtern, zuweilen gar nicht, als fürchte ſie, daß er ſie von ſich ſtoßen würde. Er nahm auch ſtets ihre Hand wie mit Widerwillen, begrüßte ſie ſtets wie verdrießlich, zuweilen ſchwieg er hartnäckig die

ganze Zeit während ihres Beſuches. Es kam vor, daß ſie zitternd und in tiefem Kummer fortging. Jetzt aber löſten ſich ihre Hände nicht; er blickte ſie ſchnell und flüchtig an, ſagte nichts und ſchlug ſeine Augen nieder. Sie waren allein, niemand ſah ſie. Der Wachtpoſten hatte ſich gerade umgedreht.

Wie es gekommen war, wußte er ſelbſt nicht, aber plötzlich ſchien ihn etwas zu packen und zu ihren Füßen zu ziehen. Er weinte und umfaßte ihre Knie. Im erſten Augenblicke erſchrak ſie heftig und ihr Geſicht war totenblaß. Sie ſprang zitternd auf und ſah ihn an. Aber ſie begriff im Nu alles. In ihren Augen leuchtete ein grenzenloſes Glück; ſie hatte verſtanden und es gab für ſie keinen Zweifel mehr, daß er ſie liebte, grenzenlos liebte, und daß endlich dieſer Augenblick gekommen war...

Sie wollten ſprechen, aber konnten nicht. Tränen ſtanden in ihrer beider Augen. Beide waren ſie bleich und abgemagert; aber in dieſen kranken und bleichen Geſichtern leuchtete ſchon die Morgenröte einer neuen Zukunft, der völligen Auferſtehung zu neuem Leben. Die Liebe hatte ſie erweckt, das Herz des einen enthielt eine unerſchöpfliche Lebensquelle für das Herz des anderen.

Sie beſchloſſen zu warten und zu dulden. Sieben Jahre hatten ſie noch zu warten; bis dahin ſoviel unerträgliche Qual und ſoviel grenzenloſes Glück! Aber er war aufgeſtanden und er wußte es, fühlte es ganz und gar mit ſeinem neuen Weſen, ſie aber – ſie lebte ja doch bloß in ihm!

Am Abend desſelben Tages, als die Kaſernen ſchon geſchloſſen waren, lag Raskolnikoff auf ſeiner Pritſche und dachte an ſie. An dieſem Tage ſchien es ihm, als ob alle Sträflinge, ſeine früheren Feinde, ihn mit anderen Augen

anſahen. Er fing ſelbſt mit ihnen zu ſprechen an und man antwortete ihm freundlich. Er erinnerte ſich an all dies jetzt, aber es mußte doch wohl ſo kommen, – mußte ſich denn nicht jetzt alles ändern?

Er dachte an ſie. Er erinnerte ſich, wie er ſie immer gequält und ihr Herz gepeinigt hatte; erinnerte ſich ihres blaſſen, mageren Geſichtchens, aber ſie quälten ihn jetzt nicht, dieſe Erinnerungen, – er wußte, mit welcher unendlichen Liebe er jetzt alle ihre Leiden ſühnen würde.

Und was waren alle dieſe Qualen der Vergangenheit! Alles, ſogar ſein Verbrechen, ſogar das Urteil und die Verbannung erſchienen ihm jetzt in der erſten Aufwallung als etwas äußerliches, fremdes, als etwas, das nicht ihm paſſiert ſei. Er konnte an dieſem Abend gar nicht lange und ſtändig an etwas denken, ſeine Gedanken auf etwas konzentrieren; er hätte jetzt nichts bewußt beſchließen können; er fühlte bloß. An Stelle der Dialektik war das Leben getreten, und in ſeinem Bewußtſein begann ſich etwas ganz anderes herauszuarbeiten.

Unter ſeinem Kopfkiſſen lag das Neue Teſtament. Er nahm es mechaniſch hervor. Dieſes Buch gehörte ihr, es war dasſelbe, aus dem ſie ihm über die Erweckung des Lazarus vorgeleſen hatte. Im Anfang ſeiner Verbannung fürchtete er, daß ſie mit der Religion ihn zu Tode quälen würde, daß ſie über das Evangelium ſprechen und ihm Bücher verſchaffen würde. Aber zu ſeinem größten Staunen hatte ſie nie darüber geſprochen, ihm nie das Evangelium angeboten. Er hatte ſie ſelbſt kurz vor ſeiner Krankheit darum gebeten, und ſie brachte ihm ſchweigend das Buch. Bis jetzt hatte er es noch nicht aufgeſchlagen.

Er ſchlug es auch jetzt nicht auf, aber ein Gedanke kam

ihm, – »müſſen denn ihre Überzeugungen jetzt nicht auch meine Überzeugungen ſein? Ihre Gefühle, ihr Streben, wenigſtens...«

Sie war auch dieſen ganzen Tag in großer Erregung, und in der Nacht wurde ſie ſogar wieder krank. Aber ſie war ſo glücklich, daß ſie faſt erſchrak vor ihrem Glücke. Sieben Jahre, bloß ſieben Jahre! Im Anfange ihres Glückes, in manchen Augenblicken, waren ſie beide bereit, dieſe ſieben Jahre als ſieben Tage zu betrachten. Er dachte nicht einmal daran, daß ein neues Leben ſich ihm nicht umſonſt biete, daß er es noch teurer erkaufen müſſe, dafür mit einer großen künftigen Tat bezahlen müſſe...

Aber hier fängt ſchon eine neue Geſchichte an, die Geſchichte der allmählichen Erneuerung eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner allmählichen Wiedergeburt, des allmählichen Überganges aus einer Welt in die andere, der Bekanntſchaft mit einer neuen, ihm bisher völlig unbekannt geweſenen Wirklichkeit. Das könnte das Thema zu einer neuen Geſchichte abgeben, – unſere jetzige aber iſt zu Ende.

23.—35. Tauſend
Übertragen von E. K. Rahſin

Druck: Otto Regel, G. m. b. H., Leipzig
Buchausstattung von Paul Renner